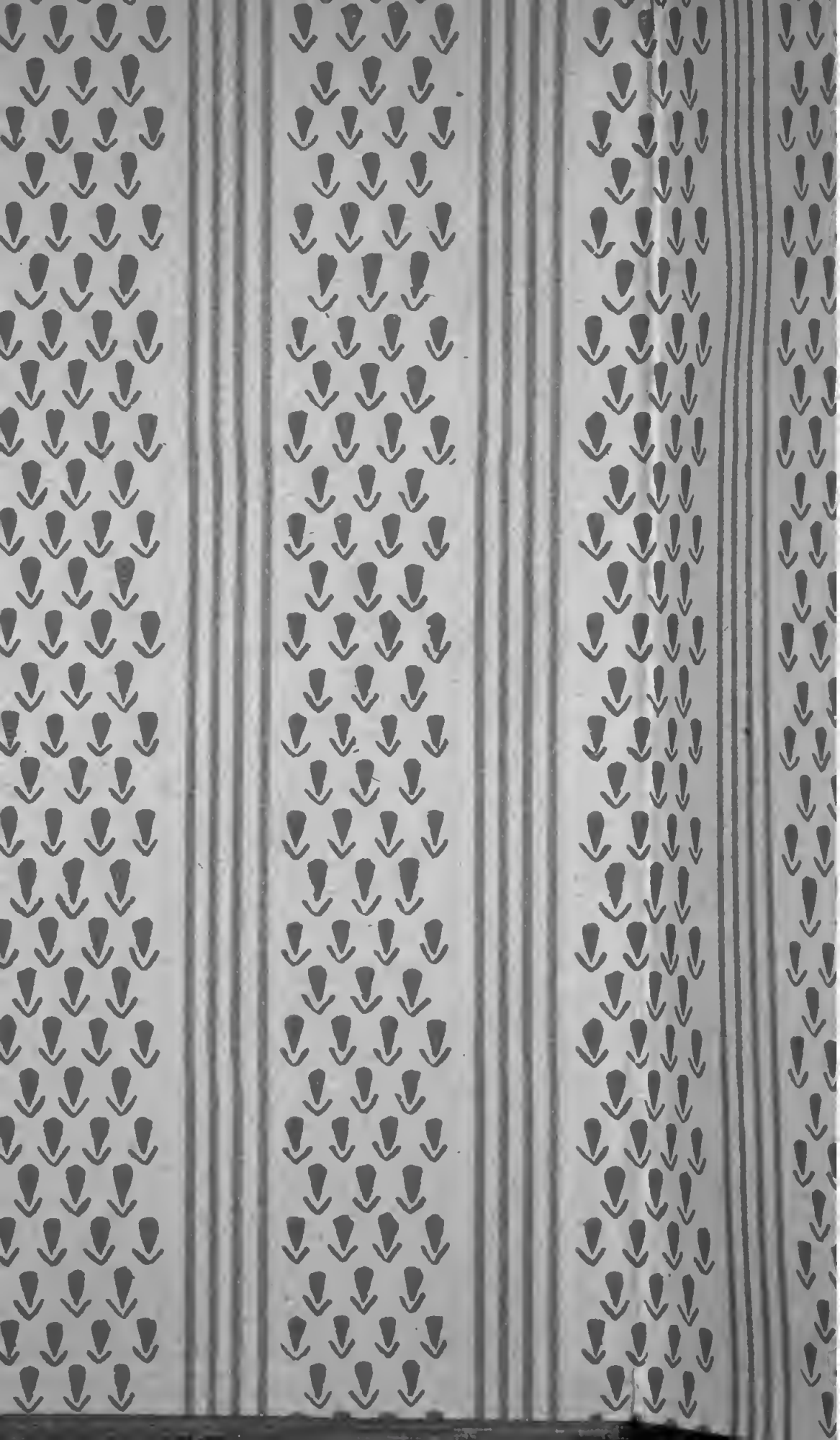
Stanford University Libraries
6105 210 191 990

# Revenstorfs Tochter
## und andre Erzählungen

Charlotte Niese



Digitized by Google

# Revenstorfs Tochter

## und andre Erzählungen

von

Charlotte Niese

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1905

DEPARTMENT OF GERMAN STUDIES
STANFORD UNIVERSITY
STANFORD, CALIFORNIA 94305

# Inhalt


| | Seite |
|---|---|
| Revenstorfs Tochter | 1 |
| Der kluge Kelling | 117 |
| In der Sundsstraße | 156 |
| Monarch Steffen | 197 |
| Wie Tante Liesch nach Hamburg reiste | 226 |
| Fritsch | 251 |
| Das Kuckucksei | 265 |
| Anna Abdecker | 290 |
| Johnys Regenschirm | 336 |

# Revenstorfs Tochter

## Erſtes Kapitel

Donnerstags fuhr der Hofbeſitzer Philipp Revenſtorf immer in die Stadt. Er traf dann im Wirtshaus ſeine andern Freunde vom Lande, machte Geldgeſchäfte ab, verkaufte Korn, Vieh und Butter, trank zwei Gläſer Punſch und traf rechtzeitig wieder auf ſeinem Hof ein. Er mußte auch wohl, denn Frau Wernerine Revenſtorf verſtand keinen Spaß und liebte es nicht, auf ihren Eheherrn zu warten. Auch hatte ſie nicht nötig, ſich etwas gefallen zu laſſen. Sie hatte nicht allein drei Kiſten ſelbſtgeſponnener Leinwand in die Ehe gebracht, ein ganzer Kaſten voll Silberzeug war auch dabei geweſen, fünf ſeidne Kleider und zehntauſend Taler in bar.

Eine Frau, die ſo viel in die Ehe bringt, kann verlangen, daß der Mann ihr den Willen tut, und niemand darf ſich wundern, wenn ſie ein ſcharfes Regiment führt.

Frau Revenſtorf regierte tüchtig. Den Kochlöffel ſchwang ſie mit Tatkraft, und wer von den Mägden ihn einmal auf der Backe oder auf dem Arm geſpürt hatte, wurde munter und folgſam. Denn zu damaligen Zeiten war eine gelinde Züchtigung eine auch vom Dienſtperſonal anerkannte Notwendigkeit, und wer regieren wollte, der mußte auch ſchlagen können.

Philipp Revenſtorf war denn auch ſtolz auf ſeine Frau.

Sie verſteht es wirklich fein! ſagte er zu Dorette Friedrichſen. Geſtern hatte der Kuhjunge den Stall offen gelaſſen, und das eine Kalb hatte heute morgen Huſten. Da hätteſt du mal ſehen ſollen, wie Nine mit der Peitſche auf ihn losging. Er hat furchtbar geſchrien, und er paßt jetzt beſſer auf.

Ja ja ja! erwiderte Frau Friedrichſen. Dabei wickelte ſie Philipp Revenſtorfs eben gekauften Tabak vorſichtig in Zeitungspapier und gab eine Zuckerſtange „auf zu.“

Dorette Friedrichſen war eine blaſſe, etwa vierzigjährige Frau, die ſich und ihren Sohn mühſelig durch einen kleinen Laden ernährte. Sie hatte ein gutes, etwas müdes Geſicht, große, ernſthafte Augen und ſchönes blondes Haar, durch das ſich ſchon manche Silberfäden zogen. Dorette war ehemals Hausmädchen auf dem Revenſtorfhof geweſen, und der Sohn des Hauſes, Philipp, hatte ſie heiraten wollen.

Daraus war natürlich nichts geworden. Die alte Frau Revenſtorf, Philipps Mutter, hatte das Mädchen beinah mit Stockſchlägen aus dem Haus getrieben, und Philipp ſah ſelbſt ein, daß es Unſinn wäre, ein armes Mädchen zu heiraten. Er war zwar reich, aber gerade deswegen mußte Geld zu Geld, und Wernerine Matzen hatte ihm ſchon oft geſagt, wieviel ſie mitkriegte. Philipp Revenſtorf fand ſich alſo chriſtlich darein, daß Dorette aus dem Haus gejagt wurde, und machte bald darauf Hochzeit mit Wernerine Matzen. Aber er wurde doch ein wenig verdrießlich, als Dorette den alten Friedrichſen heiratete, der in der Stadt einen kleinen Laden hatte, und der ſo ſchwindſüchtig war, daß er beſſer getan hätte, ledig zu bleiben. Dorettens Vater, ein gichtbrüchiger alter Tagelöhner, hatte ſie vor ſeinem Tode verſorgt wiſſen wollen, und die Tochter ſchien ſich auch nicht geſträubt zu haben. Nun war ſie ſchon lange Witwe, und Philipp Revenſtorf ärgerte ſich nicht mehr über ihre Heirat. Im Gegenteil, er hatte ſich angewöhnt, ſie wenigſtens einmal monatlich in ihrem Laden zu beſuchen, eine beſtimmte Sorte Tabak von ihr zu kaufen und ſich dabei mit ihr zu unterhalten. Eigentlich war Philipp Revenſtorf ein ſchweigſamer Mann, und das kam vielleicht daher, daß ſeine Frau zuhauſe das Wort führte; hier aber, in dem kleinen Laden, war er der Unterhaltende, und Frau Friedrichſen ſagte nur ſelten etwas. Sie kann es wirklich ſein! wiederholte Revenſtorf, während er nach ſeinem

Geldbeutel griff. Dorette, mit dir wär das nicht ſo gegangen.

Nee, ganzen gewißlich nich! ſagte Dorette mit Überzeugung, ſtrich ſich die blonden Haare noch feſter an den Kopf und trat einem andern Kunden entgegen, der ſich ein paar wollene Strümpfe, ein Päckchen Kaffeeſurrogat und drei eiſerne Nägel kaufen wollte. Bei Dorette Friedrichſen konnte man nämlich alles bekommen, was es auf der Welt gab, nur keine wilden Tiere, wie Philipp Revenſtorf ſagte. Aber wilde Tiere wollte niemand haben; es koſtete ſchon Geld genug, die zahmen durchzufüttern.

Philipp Revenſtorf blieb in dem Laden ſtehn und ſah dem Käufer zu, der die eiſernen Nägel zu teuer fand, und dem die Strümpfe zu klein erſchienen. Dorette war eine geduldige Verkäuferin. Alle Ausſtellungen hörte ſie gleichmütig an, verteidigte ihre Ware, wo es ihr not ſchien, und lächelte auch wohl. Und wenn ſie lächelte, hatte ſie noch dasſelbe Grübchen in der Wange, das Philipp Revenſtorf einmal hatte küſſen wollen — in dem Augenblick, wo ſeine Mutter ins Zimmer getreten war und dem Hausmädchen den Beſen um die Ohren geſchlagen hatte. Aus dem Kuß war damals nichts geworden, und als ſich Philipp das weggejagte Mädchen in ſeinen Apfelgarten beſtellt hatte, war ſie nicht gekommen. Einſam und allein hatte er unter den roſigblühenden Bäumen geſtanden und verdroſſen auf einen kleinen Star gehorcht, der beinahe wie eine Nachtigall ſang und doch keine war. Später hatte Philipp Revenſtorf

eingeſehen, daß Dorette vernünftig gehandelt hatte; aber wenn er ſie lächeln ſah, dann fiel ihm alles wieder ein.

Der Kunde ging, und Revenſtorf legte ſein Geld auf den Tiſch.

Hier, Dorette, es iſt alles in Ordnung, und paß nur auf, daß der Tabak gut bleibt. Vater Lorenzen raucht ihn bei mir, und der iſt eigen.

Is Herr Lorenzen all wieder da? fragte Dorette. Sie ſetzte ſich mit ihrem Strickſtrumpf hinter den Ladentiſch, und Herr Revenſtorf nahm vor ihm Platz.

Ja, weißt du das nicht, daß der alte Lorenzen wieder in Ruſchendorf iſt? Seit dem Winter ſchon, und dreimal in der Woche trinkt er bei uns Kaffee.

Is wahr? Dorettens Augen wurden groß vor Erſtaunen, und der Hofbeſitzer fuhr ſich halb verlegen über ſein bartloſes Geſicht.

Nun ja, natürlich; früher iſt die Freundſchaft ja nicht groß geweſen. Das kam daher, weil ſich meine Mutter mit Peter Lorenzen erzürnt hatte. Aber das iſt lange her, und Rine ſagt, alles ſoll man nicht nachtragen. Peter Lorenzens Sohn iſt tot, und wir können ebenſogut den Hof erben wie die andern Verwandten. Aber ein bißchen freundlich muß man ſein; Rine ſagt das auch. Ja, Dorette, an ſo was hätteſt du auch nicht gedacht.

Ganzen gewiß nich! entgegnete Dorette, und ihre Augen ſahen mit ſcheuer Verwunderung Philipp an, der ſich erhoben hatte, ſeinen Hut aufſetzte und

dann den Laden verließ. Nun hatte er genug mit Dorette Friedrichſen geſprochen, und was er ihr ſonſt noch zu berichten hatte, konnte bis zum nächſten Monat warten. Mit langen Schritten ging er die ſchmale, ſchlechtgepflaſterte Straße hinunter, und Frau Friedrichſen ſtellte ſich in ihre Haustür, um ihm nachzuſehen. Das tat ſie immer, und dann dachte ſie darüber nach, wie ſtattlich Philipp Revenſtorf geweſen, und wie er es noch jetzt war. Groß und ſchlank gewachſen, den ganzen Kopf voll von krauſen, dunkeln Haaren, und ein ſcharfgeſchnittenes Geſicht mit tiefliegenden, dunkeln Augen. Frau Wernerine Revenſtorf hatte ganz Recht, wenn ſie ſagte, daß ihr Mann der ſtattlichſte in der ganzen Landſchaft wäre, und daß es ihr nicht darauf ankäme, ihm alljährlich einen neuen Anzug machen zu laſſen. Denn gerade ſo gut wie ein Mahagoniſofa beſſer ausſah mit einem neuen als mit einem alten Überzug, ſo war es auch mit den Männern, und beſonders mit Philipp Revenſtorf. Alte Röcke ſtanden ihm ſchlecht. So wenigſtens ſagte ſeine Frau, und ſie mußte es beſſer wiſſen als Dorette Friedrichſen, die den alten Rock vielleicht nicht bemerkt hätte.

Ein etwa zwölfjähriger, blaſſer Junge kam eilfertig auf den Laden zu.

Ein klein büſchen Kandiszucker und denn noch ein büſchen Kaffee! beſtellte er, während er einen Groſchen auf den Ladentiſch legte.

Frau Friedrichſen lächelte gutmütig.

Nu, Momme, biſt all wieder da? Und ein ganzen Groſchen haſt gekriegt? Haſt doch nich gebettelt, klein Jung?

Ganzen gewiß nich! verſicherte der Kleine. Da war ein alten Mann auf die Straße, und den ſein Stock fiel hin, und ich ſammel ihm auf, und ich krieg ein Groſchen!

Beim Sprechen lachte er über das ganze Geſicht, und ſeine Augen ſtrahlten. Sie hatten eine hellblaue Farbe, aber die Iris war dunkel umrandet. Hatte man einen Blick in dieſe flimmernden Augen geworfen, mußte man es noch einmal tun.

Frau Friedrichſen machte ein kleines Päckchen zurecht. Einen Augenblick hatte ſie gezögert; dann ſteckte ſie alles mögliche in die Tüte.

Mußt man bloß nich jedweden Tag wiederkommen, mein Momme, ſagte ſie freundlich. Kuck an, ich geb es dich ja gerne, bloß daß ich ja auch leben muß. Und was mein Klaus is — ſie ſeufzte.

Momme ſah ſie ernſthaft an.

Frau Friedrichſen, wenn ich man bloß ein Stelle kriegen könnt, ſon klein Stelle bei die Gänſe oders die Schweine, denn wollt ich Mutter woll durchkriegen. Aberſten nu, wo ich bloß einmal die Woche mitn Sonntagsblatt geh und auch nich viel dafor krieg, da — Er hielt inne und zog die Stirn in gedankenvolle Falten.

Vater hat ſein Paket hier vergeſſen, und ich bin Revenſtorfs Tochter! ſagte eine herriſche Stimme,

und ein großgewachſenes Mädchen von zwölf Jahren trat in den Laden.

Frau Friedrichſen fuhr ängſtlich zuſammen.

Hier is es, klein Deern. Gott, wo tut es mich leid, daß du dir bemühen mußteſt. Momme hätte es vielleich bringen können; nich, klein Momme? Willſt ein büſchen einkommen, klein Deern? Ein klein büſchen Platz nehmen? Momme, mußt nich! Mußt Revenſtorf ſein Tochter nich ſo furchtbar ankucken. Das mag ſie nich haben, nich, klein Deern?

Revenſtorfs Tochter lachte, und Momme Lorenzen ſchlug gehorſam ſeine weit geöffneten Augen nieder und drückte ſich in eine Ladenecke. Er war etwas ängſtlicher Natur, was ganz begreiflich war, denn ſeitdem ſeine Mutter mit ihm hier in der kleinen Stadt gelandet war, hatte er ſich viel Anfechtung gefallen laſſen müſſen. Niemand wußte, wer die blöde Emma ſei, die eines Tags halb erſtarrt im Schnee mit ihrem Jungen eben vor der Stadt gefunden worden war, und Momme, der damals ſieben Jahre alt geweſen war, konnte auch nicht mehr Auskunft geben, als daß er glaubte, Momme Lorenzen zu heißen.

Was biſt du für einer? fragte Revenſtorfs Tochter, ihre feſtgeflochtnen blanken Zöpfe auf den Rücken werfend; aber Momme antwortete nicht, und Frau Friedrichſen machte eine entſchuldigende Handbewegung.

Gott, klein Deern, das is man bloß Momme. Nix for dir, mein Heiſche. Komm, Momme, geh nach Haus!

Aber der Junge gehorchte nicht und ſah unverwandt das große Mädchen an, das ſo gut gekleidet und ſo kräftig war, und das noch niemals hungrig geweſen zu ſein ſchien. Seine blauen Augen ſchimmerten dabei mit einem ganz beſonders ſehnſüchtigen Ausdruck, und Heiſche Revenſtorf blickte unwillkürlich in dieſe Augen.

Aber dann entſann ſie ſich doch ihrer Stellung und richtete ſich hoch auf.

Ich bin Revenſtorfs Tochter, und ich kriege zwanzigtauſend mit! ſagte ſie würdevoll. Und mit ſtolz getragnem Kopf verließ ſie den Laden.

Als ſie um die nächſte Straßenecke verſchwunden war, wandte ſich Frau Friedrichſen zu Momme.

Hätteſt ihr man nich ſo ankucken ſollen, Momme. Was die Reichen ſind, die mögen ſo was nich, und denn bedenk dich recht, das war Revenſtorf ſein Tochter, die kriegt zwanzigtauſend mit, und denn noch ſo viel Leinen und Bettzeug, und denn zu guter Letzt den Hof. So was Feines haſt auch noch nich geſehen, mein Momme, und du mußt es nich vergeſſen. Und nu will ich dich ein Butterbrot machen, weil daß ich dich ein büſchen hab ſagen müſſen. Und morgen kannſt ein Topf mit Suppe holen.

Frau Dorette ſtrich dem Jungen über ſeine dunkelblonden Haare und ſchob ihn ſachte aus der

Tür. Denn es kam wieder ein Kunde, der nach einem Pfund Pflaumen verlangte, und ſie mußte ſcharf aufpaſſen. Sonſt brachte ſie ſich mit ihrem Klaus nicht durch.

In der nun folgenden Woche hatte ſie keine Zeit, an Philipp Revenſtorf zu denken. Höchſtens in der Kirche, wenn die Orgel ſpielte, oder wenn der Paſtor es gar zu lang machte. Aber ſie wußte, daß Philipp nach vier Wochen wiederkommen würde, und das war eine ſchöne Ausſicht. Als er jedoch ſchon am nächſten Donnerstag wieder vor ihr ſtand, erſchrak ſie beinahe. Du mein Gott, Herr Revenſtorf, is der Tabak nicht gut geweſen?

Natürlich, Dorette. Alles iſt in Ordnung, ſagte der Hofbeſitzer, der ſich gleichmütig ſetzte. Du meinſt wohl, ich komme zu früh wieder? Aber Heiſche wollte mal wieder in die Stadt fahren, und hier wollte ſie auch herkommen.

Nu natürlich, wenn Heiſche es will. Frau Friedrichſen war beruhigt. Natürlicherweiſe, wenn Heiſche es will.

Das iſt ne Deern! Revenſtorf lachte behaglich. Die kriegt noch mal Reſpekt auf dem Hof, kann ich dir ſagen! Geſtern hat ſie den Kuhjungen aus dem Stall geſchmiſſen, daß ihm ſeine Knochen knackten. Nun iſt er weggelaufen, und ich ſuche mir einen neuen!

Wasn Jung! Dorette ſchüttelte den Kopf. Darum läuft er gleich ausn guten Dienſt.

Revenſtorf zuckte die Achſeln. Das ſchadet nichts, ich kriege ſchon einen andern. Ach Dorette, du hätteſt ſehen ſollen, wie ſie ihn beim Schlafittchen nahm, kein Junge hätte es beſſer machen können. Damals habe ich mich ja geärgert, als ich bloß ne Tochter kriegte. Wernerine war auch böſe, denn ſie hatte vorher noch dem Paſtoren eine ſilberne Kaffeekanne geſchenkt. So was ſoll ja gut ſein, aber es hat nicht geholfen. Nun könnte ein Junge nicht beſſer ſein, und die ſilberne Kaffeekanne iſt doch gut geweſen.

Sein ſonſt unbewegliches Geſicht ſtrahlte bei dieſen Worten, und Dorette nickte ſtill vor ſich hin. Sie war zufrieden, wenn Herr Revenſtorf es war, obgleich ſie geweint hatte, als ſie von der Tochter auf dem Revenſtorfhof gehört hatte. Denn ſeit ſie bei der alten Frau Revenſtorf gedient hatte, wußte ſie, daß die erſten Kinder in der Familie immer Söhne geweſen waren. Und obgleich Frau Wernerine ſo viel mit in die Ehe gebracht hatte und ſo ſtark regieren konnte, ſo vermochte ſie doch nicht, der Tochter einen Sohn folgen zu laſſen. Heiſche Revenſtorf war allein geblieben, und es war ein Glück, daß beide Eltern mit ihr zufrieden ſchienen. Wenn Frau Dorette Friedrichſen der liebe Gott geweſen wäre, dann hätte ſie allerdings noch einen Jungen für die Revenſtorfs beſorgt, aber ſie war nun einmal nicht der liebe Gott.

Weißt du nicht einen kleinen Jungen für uns? fragte Philipp, der ſich langſam eine Pfeife an-

gezündet hatte. Heiſche ſagt, ſie hat hier was geſehen.

Dorette, die gedankenvoll kleine Kaffeepakete machte, fuhr aus ihrem Sinnen auf. Das is woll Momme geweſen, Herr Revenſtorf. Ein klein guten Jungen, aberſten ſein Mutter hat nich ihren Verſtand, und kein ein weiß, wo er her is. Das is doch nix for den Revenſtorfhof. Einmal, ganz im Dunkeln und denn mitten im Schnee ſind ſie hier angekommen, und keine Papierens und nix. Und bloß der Jung ſagt, daß er Momme Lorenzen heißt. Lorenzen, ſo kann jedwerein heißen. Is ein guten Jung, Herr Revenſtorf, auch gut gegen ſein Mutter, wo ſie doch nix arbeiten kann und bloß ein büſchen Unkraut ausreißt und ſo was tut. Wo ſie denn auch das Eſſen for kriegt. Und wenn Sie ein ander Stelle for den klein Jungen wiſſen, ſoll es mir freuen. Bloß, daß er nix for den Revenſtorfhof is.

Philipp ſah den Rauchwolken aus ſeiner Pfeife nach.

Nun, denn krieg ich wohl einen andern. Ein bißchen was Nettes muß es ſein, natürlich.

Geſtern war auch Herr Peter Lorenzen hier! berichtete Frau Friedrichſen, die zum Strickzeug gegriffen hatte. Der is alt geworden, Herr Revenſtorf. Abers er hat zwei Pfund Tabak genommen.

Alt iſt er geworden. Revenſtorf nickte zufrieden. Ich ſag ihm auch jeden Tag, daß er ſein Teſtament machen ſoll. Und wenn Nine ihm den Kaffee ein-

ſchenkt, kriegt ers immer zu hören. Onkel Peter, ſagt ſie, biſt du noch nicht beim Advokaten geweſen? Der Tod fackelt nicht! Ja, ſo etwas ſagt ſie. Sie iſt eine fixe Frau, und du könnteſt das nicht!

Nee, ganzen gewiß nicht! murmelte Dorette beſchämt.

So ein feiner Hof! fuhr Revenſtorf fort, während ſich ſein Geſicht verklärte, Peter hat ihn ordentlich in die Höhe gebracht. Und ſchlau iſt er; furchtbar ſchlau. Man ſollts nicht von ihm glauben. Weil er doch fünf Jahre und länger in Amerika hockte, um ſeinen Sohn zu ſuchen. Da ganz hinten im Weſten, wo guter Weizenboden ſein ſoll, aber wo bloß Indianer ſind. Ja, da war er, und jedermann dachte, er hätte die Landwirtſchaft verlernt. Aber kein Gedanke daran. Bei ihm ſteht alles am beſten, und ſein Vieh iſt ſo gut, niemand kann etwas dagegen ſagen. Sogar nicht der Jude Ephraim, der niemals was geben will!

Revenſtorf hatte ſich in Eifer geredet. So ein feiner Hof, Dorette! wiederholte er. Und ich kriege ihn, ganz gewiß, ich kriege ihn. Der Junge iſt doch lange tot, und alles Suchen nach ihm hilft nichts. Da kann ich ihn ebenſogut kriegen wie der lange Schäfer in Sterkrade, der nur um zwei Grad näher verwandt iſt als ich! Nun, und wenn ich den Hof habe, dann bin ich der Reichſte in der Landſchaft, Dorette. Tante Minna muß mir auch noch ihr Geld vermachen. Das ſind wenigſtens dreißig-

tauſend. Das heißt, Wernerine kriegt es eigentlich, aber mein Name ſteht im Teſtament geſchrieben, weil ich ihr Mann bin. Dreißigtauſend, Dorette, das iſt ein ſchönes Geld!

Ja ja ja! ſagte Dorette und ſah den Tabakswolken nach, die durch den Laden und aus der offnen Haustür zogen. Sie ſeufzte ein klein wenig, und Revenſtorf lachte gutmütig. Er wurde immer luſtig, wenn er von Geld und Gut, von Sterben und Erben ſprach. Aber deshalb empfand er doch noch Wohlgefallen an Dorette. Sie hörte ihm ſo ſtill zu, und bei Wernerine kam er niemals recht zum Sprechen. Aber Wernerine hatte zehntauſend mitgebracht, von ihrer Tante erbte er dreißigtauſend, und dann verſtand ſie zu regieren.

Seine Tochter erſchien im Laden. Momme Lorenzen iſt mein Kuhjunge geworden, Vater!

Iſt ne Möglichkeit! Revenſtorf ſah ſie bewundernd an. Zwölf Jahre iſt ſie alt, und dann nimmt ſie ſchon die Dienſtleute an. Haſt ihm auch Handgeld gegeben?

Zwei Mark! lautete die Entgegnung, während Frau Friedrichſen ihr Strickzeug zuſammenlegte.

Klein Deern, begann ſie zögernd; ich mein, daß Momme nix for euch is! Er is ein guten Jung, aberſten —

Heiſche unterbrach ſie lachend: Davon verſtehſt du nichts, Dorette Friedrichſen. Du haſt einen Laden und biſt arm. Nicht, Vater? Und wenn ich einen

Kuhjungen haben will, dann will ich ihn haben. Nicht, Vater?

Philipp Revenstorf schmunzelte vor Vergnügen.

Die kann schnacken, nicht, Dorette? Ja, was die will, das will sie. Aber wenn er nun nicht gut genug für den Hof ist, mein klein Heische?

Seine Tochter hob die kräftigen Arme: Den prügle ich zurecht, Vater! Der ist viel schwächer als ich!

Der Hofbesitzer klopfte seine Pfeife aus und lächelte Frau Friedrichsen an.

Siehst du wohl, Dorette, gegen die kannst du nicht an! Na, nun gib mir man ein Pfund Tabak und zwei Pfund Zucker. Denn wenn ich auch eigentlich noch nichts nötig habe, so will ich dir doch ein bißchen zuwenden.

## Zweites Kapitel

So wurde Momme Lorenzen also Kuhjunge auf dem Revenstorfhof, und eigentlich war es wohl ein Glück für ihn. So wenigstens tröstete sich Dorette Friedrichsen, obgleich sie immer etwas Angst vor Frau Wernerine Revenstorf hatte und Momme eine andre Herrschaft gewünscht hätte. Philipp war immer gutmütig gewesen; aber alle Leute behaupteten, daß er nicht viel zu sagen hätte. Dorette konnte es

ſich kaum denken, aber es mußte doch wohl ſo ſein, und wenn ſie Frau Wernerine hin und wieder in der Stadt ſah, dann glaubte ſie es beinahe. Sie war ſo groß und ſo ſtark, und ſie hatte eine ſo laute, befehlende Stimme. Wenn Dorette ſie hörte, dann erſchrak ſie immer. Aber ſie war einmal eine etwas ſchreckhafte Natur. Als Kind hatte ſie viel Prügel bekommen, und als ſie zu der alten Frau Revenſtorf in Dienſt gekommen war, waren die Schläge fortgeſetzt worden. Die alte Bauernfrau kannte das nicht anders; junge Hausmädchen mußten geprügelt werden, ſonſt wurden ſie frech. Und als ſie merkte, daß ihr Sohn Philipp dieſes Hausmädchen ſogar küſſen wollte, da war Dorette alſo mit Schlägen und Schimpfreden vom Hofe gekommen.

Frau Friedrichſen dachte nicht oft an die alten Geſchichten. Sie hatte ihre Arbeit und ihre Sorgen; aber wie Momme auf denſelben Hof kam, den ſie ſeit allen den Jahren nicht geſehen hatte, da ſtiegen allerhand Erinnerungen in ihr auf.

Der Revenſtorfhof lag mitten im Dorf und doch etwas abſeits. Alte Bäume umgaben ihn; auf dem Strohdach des Wohnhauſes niſteten die Störche, und hinter dem Hauſe lag der Apfelgarten; da wuchſen Gravenſteiner und Prinzäpfel, während ſich nebenan noch ein kleines Stück Gemüſeland erſtreckte. Blumen gabs nicht viel auf dem Hof, aber es war doch wunderſchön dort geweſen, und wenn des Sonntagsmorgens die Glocken der kleinen Dorfkirche läuteten,

und die Luft so still war und die Vögel sangen, dann gab es doch gewiß nichts Besseres auf dieser Welt als den Revenstorfhof.

Und nun war der kleine schwächliche Junge da und mußte mit den großen Kühen fertig werden, und vielleicht auch mit dem bösen Stier; und dann waren Frau Wernerine da und Heische. Dorette Friedrichsen hatte eine kleine Vorliebe für Momme Lorenzen. Er hatte keinen Vater, und seine Mutter war geistesschwach. Manchmal konnte die sprechen, manchmal aber sagte sie viele Tage kein Wort. Und alle Leute in der Stadt hatten gesagt, es sei Unrecht, daß dieses Bettelpack sich gerade hierher verzogen hatte. Nur Frau Friedrichsen hatte nichts gegen sie gesagt und in ihrer schüchternen Weise manchmal etwas für sie gesorgt. Dafür war denn Momme mit allerhand Anliegen zu ihr gekommen, und sogar die blöde Emma lächelte, wenn sie Dorette sah.

Die blöde Emma wohnte im Armenhaus, aber der Ökonom lieh sie manchmal aus. Sie konnte Unkraut ausjäten, das Land umgraben und ähnliche Dinge tun. Und da immer mehr Esser im Armenhaus waren als Portionen, so war es wünschenswert, wenn sich die Insassen einmal anderswo sättigten. Die blöde Emma war immer hungrig, und wenn sie etwas Eßbares sah, dann versuchte sie es zu stehlen. Nur Dorette Friedrichsen nahm sie nichts weg, auch wenn sie Gelegenheit dazu hatte.

Als Momme Lorenzen von den Revenstorfs mit-

genommen worden war, ſaß die blöde Emma eines Tags bei Dorette Friedrichſen und weinte.

Wein man nich, mein klein Emma! ſagte die gute Frau tröſtend. Dein Momme hat es ganzen gut. Er is nu bei die Reichens und kriegt ſatt zu eſſen!

Satt! wiederholte Emma und ſchnalzte mit den Lippen. Aber dann weinte ſie von neuem.

Momme weg!

Vielleicht kriegt Momme mal ſo viel, daß er ein klein büſchen Land kriegt und ein Swein und eine Ziege, tröſtete Dorette weiter. Dann kannſt bei ihn wohnen!

Emmas Geſicht verklärte ſich.

Schweinebraten! ſagte ſie.

In dieſem Augenblick kam ein Kunde in den Laden; Emma kroch ſcheu in eine Ecke, und Dorette mußte nach ſeinen Wünſchen fragen.

Es war Herr Peter Lorenzen, der eintrat, und Frau Friedrichſen empfand ein Gefühl der Ehrfurcht. War das doch der Hofbeſitzer, der dreimal in der Woche bei Revenſtorfs Kaffee trinken durfte, und deſſen Hof Philipp erben wollte. Von früher her wußte Dorette wohl, daß ſich die Revenſtorfs mit Herrn Lorenzen einmal erzürnt hatten. Aber das war lange her, und wenn Herr Revenſtorf ſo gut gegen Herrn Lorenzen war, dann konnte der ſich nur freuen.

Iſt was gefällig? fragte ſie ehrerbietig.

Herr Peter Lorenzen hatte ſich nämlich ſchweigend auf den kleinen wackligen Strohſtuhl geſetzt, der als

Erholungsplatz für die Kunden diente, und sah mit seinen scharfen hellen Augen zu der blöden Emma hinüber, die allerdings in der dunkelsten Ecke stand, sich aber doch nicht unsichtbar machen konnte.

Wer ist das? fragte er.

Mein Emma, geh weg! sagte Frau Friedrichsen freundlich. Komm nachher wieder ein. Nich, mein Emma?

Emma verschwand eilig. Da ihr Kopf immer in ein schmutziges Wolltuch gewickelt war, konnte man eigentlich niemals etwas von ihr sehen; aber Herr Lorenzen schien auch keine weitere Neugier zu haben. Bedächtig strich er sich seinen grauen, struppigen Backenbart.

Noch ein paar Pfund Rauchtabak, Dorette, die Sorte schmeckt mir!

Er war ein alter magerer Mann, mit spärlichen grauen Haupthaaren, einem faltigen Gesicht und einem großen Mund, dessen schmale Lippen meist festgeschlossen aufeinander lagen.

Ja, die Sorte is gut! bestätigte Dorette strahlend. Herr Philipp Revenstorf hat sie mich aufgegeben, und da mach ich ein Geschäft mit.

Kommt Philipp Revenstorf noch immer zu Ihnen, Dorette?

Die Gefragte wurde rot. Mannichmal kommt er, und dann kommt er wieder nich, Herr Lorenzen, das is allens, wie es is!

Der alte Mann lachte; aber dann brach er von

dem Thema ab und ſprach über das Wetter, während Dorette ihm den Tabak einwickelte.

In Amerika is der Tabak doch natürlicherweiſe beſſer! ſagte ſie dann beſcheiden.

Er ſchüttelte den Kopf. In Amerika iſt nichts beſſer, gar nichts!

Sein Geſicht war finſter geworden, und Frau Friedrichſen ſah ihn teilnehmend an.

Nehmen Sie es man nich for ungut, daß ich von Amerika anfang. Wo ich doch weiß, daß Sie ganz lang dageweſen ſind; und ich hab Ihnen doch auch von früher her und von Anſehen gekannt. Und es hat mich immer ſo leid getan — ſie ſtockte, und Lorenzen, der gerade aufgeſtanden war, ſetzte ſich wieder.

Das iſt alles, wie es iſt, Dorette. Damals wollte ich nicht, wie der Junge wollte, und nun will er nicht, wie ich will. Das iſt ſo. Als ich noch in guten Jahren war, machte ich mir nicht viel daraus; nun aber — er zuckte die Achſeln und hielt inne. Vielleicht wollte er nicht mehr über den Gegenſtand ſprechen; als er aber Dorettens mitleidige Augen auf ſich gerichtet ſah, begann er doch wieder: Son Jung kann doch nicht immer ſeinen Willen kriegen, ſagte er halb entſchuldigend. Bloß weil ich nicht will, daß er die Schulmeiſtertochter heiratet, läuft er weg. Du lieber Gott, die hat längſt einen andern genommen, und Geld muß nun einmal zu Geld. Philipp Revenſtorf iſt

doch auch vernünftig gewesen und so zufrieden geworden.

Natürlicherweise, bestätigte Frau Friedrichsen.

Nun also! Ich habe doch Recht gehabt, aber der Junge ist nicht wiedergekommen! Fünf Jahre habe ich ne Farm in Amerika gehabt, bloß weil die Leute sagten, der Junge wäre da. Aber er war nicht da, und er ist auch nicht gekommen.

Lorenzen schwieg und faltete finster die Stirn, während ihn Dorette zu trösten versuchte.

Ja, Herr Lorenzen, was der liebe Gott nich will, das will er nu einmal nich. Da müssen wir uns christlich in finden. Und es is doch auch ein Glück, daß Herr Philipp Revenstorf da is, nich? Wo er nu doch den Hof kriegen kann und vor allens sorgen will, nich? Und er is doch son guten Mann, son furchtbar guten Mann, und denn hat er so viel Geld. Geld muß nu doch mal zu Geld, und wenn Gott Ihnen abberuft, Herr Lorenzen, dann können Sie in Frieden slafen, was doch ein rechtes Glück is. Denn is Philipp Revenstorf da und sorgt for allens.

Lorenzen hatte still zugehört. Nun seufzte er.

Geld muß zu Geld, und Philipp wird ordentlich auf meinen Hof passen. So viel ist gewiß. Aber wenn ich meinen eignen Jungen noch herkriegen könnte, dann wär es besser. Eigentlich war es ja ein guter Junge, aber diese alte verrückte Liebe hat ihn verdorben.

Dorette nickte trübſelig.

Die Liebe is nich immer gut, Herr Lorenzen. Abers man muß ihr tragen und for ihr leiden.

Zwei Pfund Tabak für Herrn Revenſtorf! ſagte eine lachende Stimme, und eine nicht ſehr ſaubere Kinderhand warf klirrend Geld auf den Tiſch. Frau Friedrichſen war zuſammengefahren, aber ſie mußte doch lachen.

Momme, Momme, ſo kommſt wieder? Mit Geld in die Hand und mitn ganz ſmutzigen Geſicht? Nun ſei man ganzen beſcheiden und wart ein klein Augenblick.

Lorenzen war aufgeſtanden und ſah den Knaben mit einem gleichgiltigen Blick an. Dann ſtutzte er flüchtig, richtete ſeine Augen auf ihn und ging mit kurzem Gruß davon.

Vor Frau Friedrichſens Haustür kauerte die blöde Emma und zupfte Unkraut zwiſchen den Steinen heraus. Denn obgleich der Sommer beinahe vergangen war, ſo gedieh das Unkraut noch luſtig. Als Herr Lorenzen an ihr vorüberging, erhob ſie ſich ſchnell und zupfte ihn am Rock.

Haſt Momme geſehen? fragte ſie glücklich. Das iſt mein Junge, und ich kriege Schweinebraten von ihm!

Das Tuch war ihr vom Kopf geglitten, und Herr Lorenzen ſah, daß ſie blonde, dichte Haare und ein junges Geſicht hatte. Unwillkürlich blieb er ſtehn und ſah in ihre ausdrucksloſen Züge.

Wo biſt du denn hergekommen? fragte er.

Sie legte die Finger an die Lippen und lachte.

Ganz weit her! erwiderte ſie geheimnisvoll. Sag es man nicht, alter Mann. Peter ſagte auch, kein Menſch braucht es zu wiſſen, wo wir ſind. Peter war gut. Wo iſt Peter?

Sie ſprach eilig, und Herr Lorenzen ſtand regungslos.

Wo kommſt du her? fragte er noch einmal. Aber ſie lachte nur und kauerte wieder nieder auf das Steinpflaſter. Peter war gut, und Momme gibt mir Schweinebraten.

Momme ſtand unterdeſſen in Dorettens Laden und erzählte: Fünfzig Kühe und ein Bull, Frau Friedrichſen. Und der Bull iſt böſe, aber er hat einen Ring durch die Naſe. Und Frau Revenſtorf kann tüchtig hauen!

Hat ſie dir auch gehauen? erkundigte ſich Dorette. Er lachte und griff ſich mit der Hand nach dem Rücken.

Die hat Kraft, Frau Friedrichſen, tüchtig Kraft. Aber ſie iſt auch furchtbar reich.

Nachdenklich ſah die Frau in das Geſicht des Knaben. Er war in den wenigen Wochen voller und brauner geworden, und die ganze Geſtalt hatte ſich gereckt.

Aufn Revenſtorfhof is es fein! ſagte Dorette leiſe. Biſt mal hinten in den Apfelgarten geweſen? Mit all die Bäumens, und unten is Gras. Und

denn ſteht da ein klein Bank — ſie hielt inne und zählte mechaniſch das Geld, das Momme auf den Tiſch geworfen hatte.

Na, und Revenſtorfs Tochter is auch woll gut zu dich? fragte ſie weiter.

Ein Schatten ging über Mommes Geſicht, aber er verſchwand wieder.

Revenſtorfs Tochter iſt Revenſtorfs Tochter, ſagte er halb trotzig. Aber wenn ſie mich ſchlagen will —

Mein beſten Jung — Dorette legte ihm die Hand auf den Arm —, mach man nich ſo gräſige Augen! Bedenk dein Mutter, und bedenk, daß du ein klein armen Jung biſt. Und bedenk, daß du durch die Welt mußt. Slag Revenſtorfs Tochter nich wieder!

## Drittes Kapitel

Der alte Peter Lorenzen ging langſam über die Dorfſtraße nach dem Revenſtorfhof. Es war Sonntagnachmittag, da ſtellte er ſich etwas früher als gewöhnlich ein. Oder er ging unter den Bäumen vor dem Hof auf und nieder, ſah nach dem Himmel, den Vögeln, die um die Scheuern flogen, und horchte auf die Menſchenſtimmen in der Ferne.

Sonntagnachmittags war es immer ſtill im Dorf. Nur im Wirtshaus ſaßen ein paar Leute; die meiſten

ſchliefen in ihren Häuſern, und einige alte Frauen gingen auf den Kirchhof und ſtanden vor den Gräbern ihrer Lieben.

Als Peter Lorenzen in den Revenſtorfhof einbiegen wollte, ſah er eine alte Frau auf den Kirchhof gehn, und plötzlich kehrte er um und folgte ihr. Obgleich der Gottesacker mit der Kirche darin keine hundert Schritt vom Revenſtorfhof entfernt lag, beſuchte ihn Peter Lorenzen niemals; heute aber wanderte er bedächtigen Schrittes in den ſchmalen Wegen und blieb endlich vor einem großen Lebensbaum ſtehen. Unter dem lag ſeine Frau, die nun ſchon lange tot war, ſo lange, daß er kaum noch an ſie dachte. Sie war eigentlich eine gute Frau geweſen, und wenn ſie jetzt noch lebte, dann hätte er nicht ſo allein zu Abend und zu Mittag zu eſſen brauchen, und vielleicht wäre es mit ſeinem Jungen auch anders gekommen.

Von der andern Seite des Lebensbaumes kamen Schritte.

Sieh mal, Momme, da liegt Onkel Lorenzen ſeine Frau. Du weißt, Onkel Peter Lorenzen, von dem wir den Hof kriegen. Wenn ich einen Mann nehme, dann will ich da wohnen.

Du kriegſt keinen Mann! erwiderte Momme trotzig.

Heiſche lachte.

Ich ſollte keinen Mann kriegen? Zwanzigtauſend kriege ich mit, drei Dutzend ſilberne Eßlöffel und

vier Dutzend silberne Teelöffel. Und Mutter hat schon mein Brautkleid liegen. Weiße Seide mit gelben Blumen darin. Und mein Konfirmationskleid kann von selbst stehn, weil die Seide so schwer ist!

Du kriegst keinen Mann! sagte Momme noch einmal. Ich nehme dich ganz gewiß nicht!

Leise trat Peter Lorenzen unter den Baum und lugte vorsichtig zwischen den Zweigen hervor. Da standen Heische Revenstorf und ihr kleiner Kuhjunge und sahen sich an. Der Junge war dürftig gekleidet, während der Anzug von Revenstorfs Tochter in allen Farben schillerte und den Eindruck großer Wohlhabenheit machte.

Heische stieß einen Laut des Erstaunens aus. Das war alles, was sie zuerst äußern konnte.

Du kannst mich ja gar nicht heiraten, Momme, sagte sie endlich. Du bist ja nur ein Kuhjunge; deine Mutter hat keinen Verstand, und einen Vater hast du auch nicht gehabt. So einer wie du, der darf gar nicht an Revenstorfs Tochter denken, und wenn Mutter das hört, dann bekommst du etwas mit der Peitsche.

Das Mädchen hatte gleichmütig gesprochen, nun schlug sie den Gefährten auf die Schulter.

Komm, ich zeige dir noch, wo die Revenstorfs begraben liegen. Da kommen Vater und Mutter auch mal hinein, und dann habe ich den Hof und Onkel Lorenzens Hof und all das Geld. Und dann habe ich auch meinen Mann, und du darfst vielleicht unser Knecht sein.

Aber Momme blieb ſtehn und rührte ſich nicht; da gab Heiſche ihm lachend einen Puff, daß er zur Seite flog. Sie lief dann eilig davon, und als ſich Momme zur andern Seite wandte, ſtand der alte Lorenzen vor ihm, der ihn forſchend betrachtete.

Nun, magſt du nicht nach Revenſtorfs Grab gehen?

Nee — Momme zog ſeine Mütze und lachte verlegen. Ich muß auch wieder in den Stall, Herr Lorenzen. Das war bloß Heiſche, die ſagte, ich ſollte mal ein bißchen auf den Kirchhof gehn. Weil doch Sonntag iſt.

Heiſche iſt wohl ein nettes Mädchen?

Momme antwortete nicht gleich. Er errötete flüchtig, und in ſeine Augen trat ein Flimmern.

Hauen tut ſie ja nicht gerade, Herr Lorenzen, erwiderte er endlich. Aber ich muß immer tun, was ſie will, und ich habe doch alle die Kühe. Und ſie iſt bange vor den Kühen, und wenn der Bulle kommt, ſchreit ſie. Ja, Herr Lorenzen, dann ſchreit ſie, und er hat einen Ring durch die Naſe. Und doch meint ſie, ſie kann befehlen.

Dann magſt du ſie wohl nicht leiden?

Momme griff ſtatt der Antwort nach einem Kieſelſtein und warf ihn hinter einer Krähe her, die um eins der Grabkreuze flatterte. Dann war er plötzlich verſchwunden, und Herr Lorenzen ging nach dem Revenſtorfhof, wo der Kaffee ſchon für ihn warm geſtellt war, und wo ihn Wernerine Reven=

ſtorf mit großer Freundlichkeit und einem noch größern Wortſchwall empfing.

Ehemals hatte ſich Frau Wernerine nicht ſehr artig gegen den alten Lorenzen betragen. Jetzt, wo es erwieſen war, daß ſein Sohn nicht mehr lebte, und es ſich außerdem herausgeſtellt hatte, daß die Lorenzens mit den Revenſtorfs verwandt waren, jetzt konnte ſich Peter Lorenzen nicht mehr beklagen. Frau Revenſtorf erzählte ihm alles, was ſie dachte, und wenn dies auch vielleicht nicht ſehr intereſſant war, ſo war es doch nicht wenig.

Auch heute, während der alte Mann ſeine Taſſe bedächtig austrank, mußte er vieles anhören. Von den Butter= und Kornpreiſen, von den ſchlechten Dienſtboten, und daß im Schweinefutter ein ſilberner Teelöffel gefunden worden war. Philipp Revenſtorf ſaß ſchweigend bei ſeiner redſeligen Frau, trank eine Taſſe Kaffee nach der andern und ſah zufrieden um ſich. In dem Wohnzimmer auf dem Revenſtorfhof ſtanden zwei ſchwere Eichentruhen und zwei Schränke von demſelben Holz. Die Truhen waren voll von Silber und Leinenballen, und in den Schränken hingen die ſeidnen Kleider ſeiner verſtorbnen Mutter, ſeiner Frau und Heiſches. Denn wenn Heiſche auch noch keine Seide trug, ſo bekam ſie doch ſchon jedes Jahr ein Kleid aus dieſem Stoff, und es wurde auf Zuwachs gemacht.

Ganz hinten in der Ecke ſtand die kleine mit Eiſen beſchlagne Geldkiſte, und die betrachtete Philipp

Revenſtorf am liebſten. Es war nicht gerade viel Geld darin, aber eine Menge von Papieren, Hypothekenbriefen und Schuldverſchreibungen. Philipp verſtand es ſehr gut, ſein Geld ſicher anzulegen und hohe Zinſen dafür zu bekommen. Und wenn er die kleine Geldkiſte betrachtete, dann fielen ihm die blanken Taler ein, die regelmäßig um Oſtern und Michaelis erſchienen, und er dachte an die Zeit, wo Tante Minna ſterben und er noch dreißigtauſend Taler erben würde. Wenn dann noch Onkel Lorenzens Hof dazu kam, dann war Philipp wohl der Reichſte in der Landſchaft, der Allerreichſte, und das wollte etwas ſagen.

Heiſche kam jetzt auch zum Kaffeetrinken, und ihre Mutter ſchalt mit ihr. Kind, komm doch früher. Nun iſt der Kaffee kalt, und der Kuchen iſt auch nicht mehr warm. Da magſt du ja nichts eſſen!

Wo iſt dein Kuhjunge geblieben? fragte Lorenzen. Heiſches rote Backen wurden noch etwas röter.

Ich weiß nicht, Onkel Lorenzen, der muß wieder in den Stall.

Natürlicherweiſe! Frau Revenſtorf ſchob ſich ein Stück Kuchen in den Mund. Son Junge muß ja gleich wieder in den Stall. Heiſche iſt ſo gut gegen ihn, ſie ſpricht manchmal mit ihm. Eigentlich ſoll es nicht ſein, aber wenn Heiſche es nun einmal will, dann kann er ſich freuen. Solch ein klein flediger Bengel und immer hungrig. Du lieber Himmel! Und dann ſolche Mutter. Zweimal ſchon war ſie

hier auf dem Hof, um den Jungen zu ſehen. Vier Stunden hin und vier Stunden zurück iſt es doch von der Stadt zu laufen. Und der Ökonom vom Armenhaus prügelt ſie, wenn ſie wiederkommt, weil ſie ſo weit nicht ohne Erlaubnis weggehn darf. Ich habe ſie auch gleich wieder weggejagt. So etwas kann nicht angehn.

Hat ſie nicht ein bißchen zu eſſen bekommen? fragte Lorenzen.

Frau Revenſtorf lachte, daß ihr dicker Oberkörper zitterte. Gott, Onkel Lorenzen, ſoll ich nun auch noch die Leute aus dem Armenhaus in der Stadt ſatt machen? Hier habe ich genug Abnehmer für mein Eſſen, und Momme kann ſich freuen, daß er ſolchen guten Platz gefunden hat!

Onkel Lorenzen hat ordentlich nach dir gefragt! erzählte Heiſche ſpäter Momme. Sie war mit Leſebuch und Schiefertafel zu dem Kuhjungen in den Stall geſchlüpft. Es war ſchon ganz dunkel; in das halbgeöffnete Fenſter ſeiner winzigen Kammer zog die friſche Herbſtluft, und vom Stall her kam das leiſe Klirren der Ketten und das Schnaufen der Tiere. Momme ſaß auf einem Holzſchemel, und auf der Fenſterbank ſtand die brennende Stalllaterne. Er hielt ein Buch in der Hand und hatte ſo eifrig geleſen, daß er verſtört auf Heiſche ſah. Aber ſie riß ihm das Buch aus der Hand. Wenn Mutter wüßte, daß du hier Licht brennſt, dann gäbe es wieder Prügel. Nun mache mir meine Rechenauf-

gaben, und dann lies mir die Geſchichte vor, die ich Herrn Klauſen erzählen ſoll. Herr Klauſen iſt ein gräßlicher Kerl. Eine Mark kriegt er für die Privatſtunde, und dann will er noch, daß ich etwas wiſſen ſoll. Er ſagt, er will mich an den Paſtoren verklagen, wenn ich nicht leſen und ſchreiben kann. Und den Katechismus ſoll ich auch können! Komm, Momme, hilf mir, ſonſt verklage ich dich!

Eine Viertelſtunde etwa arbeitete Momme mit Heiſche. Er ſelbſt rechnete nur langſam, und das Leſen wurde ihm nicht leicht, aber er konnte viel mehr als Heiſche. Bald gähnte ſie laut.

Nun hab ich genug. Wenn Herr Klauſen morgen etwas ſagt, dann kündige ich ihm. Dann gehe ich in die Stadt und lerne Unterſchied bei Herrn Tychſen. Da ſind Knaben und Mädchen in der Koſt, und da muß ich doch hin, ehe ich konfirmiert werde.

Sie ſtand auf und nahm die Laterne vom Fenſterbrett. Nun haſt du genug Licht gehabt, Momme. Meinſt du, daß die Talglichter nicht teuer ſind?

Bitte, Heiſche, noch ein ganz klein bißchen! bat der Junge. Ich habe ſo eine hübſche Geſchichte geleſen.

Wasn Idee! lachte ſie. Geh in die Leuteſtube, da brennt Licht!

Aber ich darf nicht aus dem Stall!

Dann ſitz im Dunkeln!

Heiſche war mit der Laterne weggelaufen, und Momme ſaß regungslos auf ſeinem Holzbock. Die

Kühe ſchnaubten, der Bulle zerrte an ſeiner ſchweren Kette, und in den alten Bäumen draußen rauſchte der Wind. Und der Kleine faltete die Hände und betete etwas, etwas Häßliches, denn ſein Geſicht verzerrte ſich dabei.

## Viertes Kapitel

Nun war es ſchon wieder Frühling geworden, und auf dem Revenſtorfhof ſangen die erſten Stare. Momme Lorenzen hatte ihnen ein paar Holzkaſten gezimmert und nagelte ſie an die Wand des Pferdeſtalls. Dabei pfiff er ein Lied und lachte vor ſich hin. In dieſem Winter hatte er einen großen Schuß in die Höhe getan und er war viel kräftiger geworden. Heiſche merkte es zuerſt, denn wenn ſie ihn auf die Seite ſtoßen wollte, dann ſtieß er ſie wieder. Und als die beiden einmal handgemein wurden, da hatte Revenſtorfs Tochter nachher blaue Flecke an den Armen. Das nahm ſie ſehr übel, und eigentlich wollte ſie es ihrer Mutter ſagen, damit ſie den Jungen tüchtig durchprügelte. Aber Frau Revenſtorf hätte ihn bei der Gelegenheit auch wegjagen können, und das wäre langweilig geweſen. Momme war nicht mehr ſo leicht eingeſchüchtert wie im Herbſt; er hatte kein Heimweh mehr, was vielleicht daher gekommen war, daß er in den erſten Wochen

niemals ſatt geworden war. Allmählich hatten die Grütze und die Milch des Revenſtorfhofes ihre Schuldigkeit getan, und wenn die blöde Emma einmal verſtohlen und atemlos auf den Hof gelaufen und in den Kuhſtall kam, dann lachte ſie zufrieden.

Auch Peter Lorenzen ſchien zufrieden zu ſein. Regelmäßig trank er dreimal in der Woche ſeinen Kaffee bei Revenſtorfs; ebenſo regelmäßig fuhr er Donnerstags in die Stadt, und wenn er Tabak brauchte, dann nahm er ihn bei Dorette Friedrichſen.

Aber Frau Revenſtorf ärgerte ſich über ihn, und ſie ſagte es ihrem Manne wohl täglich: Sieh mal, Philipp, ſagte ſie, mit Peter Lorenzen iſt es keine Manier, und du verſtehſt nicht, mit ihm umzugehn. Denn der alte Mann hat wahrhaftigen Gott noch kein Teſtament gemacht, und wenn ihm etwas Menſchliches ankommen ſollte, dann wird der lange Schäfer aus Sterkrade ſein Erbe. Und wir haben ihn alle die Jahre mit Kaffee und Kuchen traktiert, und ich bin furchtbar freundlich gegen ihn geweſen, obgleich er doch nicht halb ſo fein iſt wie unſereins. Denn ich würde mein Lebtag nicht ſo mit Momme Lorenzen ſprechen, wie er es tut. Kuhjungen bleiben Kuhjungen, ſie müſſen Prügel haben und weiter nichts. Und daß der Junge Lorenzen heißt, iſt doch auch kein Grund, mit ihm zu ſprechen. Hier wohnen noch zwölf Leute im Dorf, die gerade ſo heißen, und mit denen der alte Peter niemals ſpricht.



DEPARTMENT OF GERMAN STUDIES
STANFORD UNIVERSITY
STANFORD, CALIFORNIA 94305

Momme iſt nicht ſo übel! erwiderte Philipp ſchüchtern. Die Kühe hat er geſtern gut auf die Weide gebracht, und er paßt auf alles auf. Und —

Was geht mich der Kuhjunge an! unterbrach ihn ſeine Frau. Wir ſprechen von Peter Lorenzen, und daß er ſein Teſtament machen ſoll, und morgen will ich einmal zur Tante Minna fahren und ſehen, wie es ihr geht. Die hat mir ſchon vor zehn Jahren Adieu geſagt, und ſie lebt immer noch!

Wernerine Revenſtorf fuhr am nächſten Tage zu ihrer Tante und kehrte in keiner roſigen Laune wieder. Tante Minna hatte gerade Schweineſchwarzſauer mit Kartoffelklößen und Pflaumen gegeſſen und war ſo ſatt und ſo vergnügt geweſen, daß ſie erklärt hatte, ſie wolle hundert Jahre alt werden. Und da ſie erſt fünfundſiebzig hinter ſich hatte, ſo war es ja einigermaßen bitter, noch fünfundzwanzig Jahre auf die dreißigtauſend Taler zu warten.

Frau Wernerine ſchalt ſehr mit ihrem Manne, und als Peter Lorenzen den andern Tag zum Kaffee kam, ſchmälte ſie auch mit ihm.

Mit den Alten iſt ſchwer fertig zu werden, ſagte ſie. Die eine will hundert Jahre alt werden, und der andre macht nicht einmal ſein Teſtament, wenn er auch morgen den Tag abberufen werden kann. Und nachher haben die beſten Freunde das Nachſehen. Und das iſt ganz gewiß, wer ſein Teſtament nicht macht, der erleidet einen böſen, unbußfertigen Tod!

Sie kann es ſagen! berichtete Revenſtorf ſeiner Freundin Dorette an einem der nächſten Tage. Dorette, ſo was hätteſt du nicht können!

O ganzen gewiß nich! verſicherte Dorette.

Es war einmal wieder Donnerstag, und Philipp ſaß im Laden bei Frau Friedrichſen. Er war lange nicht dageweſen. Eigentlich hatte er Dorette wohl nicht vergeſſen, und wenn er ihr blaſſes Geſicht mit den Grübchen ſah, dann fühlte er immer viel Wohlwollen und vielleicht auch ein ganz leiſes Bedauern; aber auf dieſe Gedanken kam er ſelten. Ihn ärgerte es auch, daß er Tante Minnas dreißigtauſend immer noch nicht bekam, und die Sache mit Onkel Lorenzens Teſtament ging ihm gerade ſo gut im Kopf herum wie ſeiner Frau. Natürlich bekam er den Hof, das konnte er ſich nicht anders vorſtellen, aber ihm träumte doch ſchon, daß Peter Lorenzen eines Morgens tot im Bett gefunden wurde, und daß dann der lange Schäfer aus Sterkrade den Hof haben wollte.

Wernerine kann es ſagen, wiederholte er mechaniſch. So ne tüchtige Frau! Oha. Neulich hat ſie ein Meiereimädchen ſo verprügelt, daß ſie zwei Tage im Bett gelegen hat. Rine kann was.

Wo geht es Heiſche? fragte Dorette.

Ganz gut. Über Revenſtorfs ſorgenvolles Geſicht glitt ein Lächeln. Die iſt groß geworden. Und leſen kann ſie, ganz von ſelbſt. Nun will ſie bald in die Stadt und Unterſchied lernen. Bei Tychſen, wo

alle die Hofbeſitzerkinder ſind. Und dann wird ſie konfirmiert. Wenn ſie heiratet, ſoll ſie auf Lorenzen ſeinem Hof wohnen. Das wird das beſte ſein. Sie will es, und Rine will es auch.

Nun war Philipp wieder bei dem Gedanken an Lorenzens Hof angelangt, ſog an ſeiner Pfeife und ſagte lange kein Wort. Als er wieder ging, ſchüttelte Frau Friedrichſen leiſe den Kopf; aber ſie ſchien auch ihre eignen Sorgen zu haben, denn ſie brach plötzlich in Tränen aus und merkte darüber nicht, wie der alte Lorenzen in den Laden trat.

Erſt als er ſich leiſe auf den Strohſtuhl ſetzte, fuhr ſie zuſammen.

Gott, Herr Lorenzen, ſeien Sie man nich böſe. Aberſten es iſt ja man von wegen mein Klaus, mein einzigen Jungen, Herr Lorenzen. Er will nich arbeiten und macht mich Kummer. Siebzehn Jahre alt, und denn verdient er noch kein Groſchen; wo er es mit dem Dienen verſucht, da mag er nicht ſein und kommt gleich wieder. Ach, verſchuldigen Sie, daß ich ſo was ſag, Herr Lorenzen. Ihnen geht es ja nich an, nich im allergeringſten. Und was is gefällig, Herr Lorenzen? Immer noch denſelbigen Tabak? Ich hab nu was von Wriedt aus Altona, auch ne feine Sorte.

Dorette war wieder ruhig geworden, und der alte Mann ſprach mit ihr über den Tabak. Als er bezahlte, ſagte er: Revenſtorf kann Ihren Sohn vielleicht in Arbeit nehmen.

Herr Revenſtorf! Dorette machte ein entſetztes Geſicht. O, Herr Lorenzen, was Herr Philipp is, der denkt nich an meinen Jungen. Der hat noch kaum einmal nach ihm gefragt, nicht einmal an den Tag, wo er hier in den Laden war, und mein Jung grad aus die Konfirmandenprüfung kam. Mich deucht, er kennt Klaus nich mal. Nee, Herr Lorenzen, da mocht ich Herrn Revenſtorf nich mit verinkommodieren!

Dann will ich einmal mit ihm ſprechen!

Oh nee, Herr Lorenzen, ich mochte es nich. Mein Jung is ein gräſigen Jung, und ich kann ihn nich ausſtehn, aberſtens wenn ich mich denk, daß Frau Revenſtorf ihn was mit die Peitſche gibt — Frau Friedrichſen ſchauerte zuſammen. Sie is ja ſon feine Frau und ſo furchtbar klug und hat ſon Berg mitgebracht, das is ja allens wahr, und wenn ſie mir prügeln wollt, denn ſollt mich das ne Ehre ſein. Aberſten mein Klaus könnt es nich haben, Herr Lorenzen, der ſchlägt ihr wieder, und denn geht es ihn an den Kragen. Er is ein böſen Jungen, Herr Lorenzen.

Wie geht es Emma Lorenzen? fragte der alte Mann unvermittelt.

Dorette verſtand ihn nicht gleich. Emma Lorenzen? O — was die blöde Emma is, ſo weit ganzen gut. Ich hab ihr ein Kleid und ein Hut gegeben, und ſie denkt, das is von mich. Weil ich doch nicht ſagen will, daß Sie mich das Geld dazu ge-

geben haben. Und ſie mag mir ganzen gern leiden und ſitzt mannichmal bei mich in Laden und ſnackt ein büſchen mit mich. Und ich geb ſie ein büſchen zu eſſen, und denn wird ſie ganzen luſtig und ſagt, in Sweden is ſie auch vergnügt geweſen.

In Schweden?

Jawohl, Herr Lorenzen. Sie haben mich ja geſagt, ich ſollt mich ein büſchen von ſie verzählen laſſen. Swer is es, denn mannichmal mag ſie nix ſagen. Abers in Sweden is ſie geweſen, und da muß eine Stadt Hoppala oders Uppala heißen, und da is ſie mit ihren Mann geweſen. Die Swedens ſind ja woll noch nich ganzen chriſtlich, daß ſie ſo gräſige Namens haben. Und wenn ich mich das recht beſinne, denn is die blöde Emma auch mitn ſchwediſchen Holzſchiff hierher gekommen.

Peter Lorenzen legte einige Taler auf den Tiſch.

Das iſt für Sie, Dorette, geben Sie der armen Perſon nur manchmal etwas.

Er wollte gehn, dann zögerte er aber doch noch.

Was ſehen Sie mich ſo an, Dorette?

Frau Friedrichſen wurde verlegen.

Gott, Herr Lorenzen. Sie ſind ja noch ganzen friſch, und ich mein man bloß! Ich mein, wenn man in die Jahrens kommt, denn ſoll man an ſein irdiſches Ende denken. Und ein Teſterment is gut for den Frieden. Beſonders wenn man einen feinen

Hof hat. Ich hab ja nix, ich mach kein Testerment, aber wenn ich einen Hof hätt, denn sollt Philipp Revenstorf ihm haben. Wo er doch son feinen Landmann is, und seine Frau es so versteht.

Sollte Klaus denn gar nichts haben? erkundigte sich Peter Lorenzen.

Dorette machte ein nachdenkliches Gesicht. Nu ja, wenn ich Klaus hätt, aberſten wenn ich nu nix hätt, wenn Klaus tot wär — sie holte Atem und sah den alten Mann bittend an.

Nix for ungut, Herr Lorenzen, ich mein man bloß. Wer sein Testerment macht, der hat nachher den Frieden, und Philipp is son guten Mann!

Herr Lorenzen lächelte, klopfte Frau Friedrichsen auf die Schulter und ging davon, während Klaus Friedrichsen von der andern Seite her hinter den Ladentisch trat und einen der Taler, der auf der Platte lag, in seine Tasche steckte.

Das ist für meine Auslagen! sagte er und verschwand gleich wieder. Bekümmert griff seine Mutter nach ihrer Arbeit, ohne ein Wort zu sagen, das ihr doch nichts genützt hätte. Klaus Friedrichsen tat immer, was er wollte, und fragte seine Mutter niemals um Erlaubnis. Deshalb war so schwer mit ihm fertig zu werden, und arbeiten wollte er auch nicht. Er hatte schon verschiedne Stellen in der Stadt und auf dem Lande gehabt und war immer gleich wieder zurückgekommen. Jetzt sagte er, daß er Krämer werden und bei seiner Mutter das Geschäft

lernen wollte. Aber er nahm ihr nur das Geld aus der Ladenkaſſe, rauchte ihren beſten Tabak und aß ihre beſten getrockneten Pflaumen.

Dorette Friedrichſen hatte ſchlafloſe Nächte um ihren Sohn gehabt, ſeitdem er auf der Welt war. Er hatte nie getan, was ſie gewollt hatte, und je älter er wurde, deſto mehr empfand ſie, daß er ihr gar nicht ähnlich war. Und dabei hatte ſie eine unbeſtimmte Angſt vor ihm, die niemand begreifen konnte, denn Klaus war wohl faul und nichtsnutzig, ſonſt aber ein hübſcher, ſchlankgewachſener Burſche, dem manches Mädchen wohlgefällig nachſah. —

Bald nach Oſtern kam Revenſtorfs Tochter in die Stadt, um Unterſchied zu lernen. Die Eltern fuhren ſie ſelbſt in ihrem beſten Wagen zu Herrn Tychſen, der das Koſthaus für die Landkinder hatte; Frau Revenſtorf brachte zwei Schinken und etliche Würſte mit, Philipp bezahlte umſtändlich das Koſtgeld im voraus, und Heiſche ſtand dabei und ermahnte ihren Vater, ſich doch nicht zu verzählen.

Sie war noch größer und ſtärker geworden und behandelte Herrn Tychſen, der auch ihr Lehrer ſein ſollte, mit mitleidigem Wohlwollen.

Sie ſind man mager! ſagte ſie zu ihm. In den Ferien können Sie man zu uns kommen und ordentlich Milch trinken. Wir haben fünfundvierzig Kühe, und das fällt noch dabei ab. Nicht, Vater?

Philipp nickte gutmütig, aber Frau Wernerine ſtrich mit den Händen über ihr ſchwerſeidnes, papageiengrünes Kleid.

Erſt wollen wir mal ſehen, daß Herr Tychſen es auch ordentlich macht! erwiderte ſie. Das Eſſen muß gut ſein, und das Lernen auch. Kopfweh darf ſie nicht kriegen, aber wiſſen muß ſie alles. Sonſt brauchen wir da kein Geld für auszugeben.

Herr Tychſen verſprach alles, und Heiſche wanderte in den nächſten Tagen vergnügt durch die Straßen der kleinen Stadt. Es war gerade Jahrmarkt, und in einem Zelt zeigten Seiltänzer ihre Künſte, die ſie ſo begeiſterten, daß ſie zu Frau Friedrichſen lief.

Dorette, willſt du nicht mal die Seiltänzer ſehen? Ich halte dich auch frei. Aber Dorette war nicht im Laden, und ihr Sohn Klaus machte eine höfliche Verbeugung.

Gewiß, Fräulein Revenſtorf, ich gehe gleich mit Ihnen.

Dabei ſah er das Mädchen mit dunkeln Augen ſo feurig an, daß Heiſche rot wurde.

Wer biſt du? fragte ſie. Auf „Sie“ ſagen war ſie noch nicht eingerichtet, und Klaus hatte auch nur Spaß gemacht. Er ſtellte ſich neben Heiſche und legte zärtlich den Arm um ſie.

Du biſt ſüß! flüſterte er.

Heiſche riß ſich los, blieb aber doch ſtehn.

Ich bin Revenſtorfs Tochter, und ich kriege zwanzigtauſend mit! ſagte ſie trotzig.

Und wenn du gar nichts mitkriegſt, ſollſt du doch meine Frau werden! verſicherte Klaus.

Als Heiſche zum erſtenmal auf den Revenſtorfhof zurückkehrte, lief ſie gleich auf die Kuhweide. Dort ſaß Momme auf einem Heckenrand und ſchrieb auf der Schiefertafel, während die Kühe in dem dichten Graſe ſtanden und zufrieden fraßen.

Heiſche riß ihrem Untergebnen die Schiefertafel weg, wiſchte mit der Hand über das Geſchriebne und lachte über Mommes rotes Geſicht.

Laß doch das Schreiben. Kuhjungen brauchen nicht zu ſchreiben. Und leſen, was willſt du leſen?

Mit der Fußſpitze ſchleuderte ſie ein Buch den Kühen zu.

Das Buch hat Herr Lorenzen mir gegeben! rief Momme.

Wasn Idee! Onkel Lorenzen ſollte man ſterben; dann ziehe ich auf ſeinen Hof. Ich nehme nun bald einen Mann!

Momme, der ſein Buch wieder geholt und vorſichtig in ſeinen Kittel geſteckt hatte, machte große Augen.

Jetzt ſchon? fragte er.

Heiſche lachte ihn triumphierend an.

Ja, du haſt immer geſagt, ich bekäme keinen Mann; und jetzt, wo ich kaum in der Stadt bin, hätte ich viele kriegen können. Natürlich noch keinen Mann, aber einen Bräutigam. Alle die Jungen bei Tychſen wollen ſich mit mir verloben; aber die

mag ich nicht leiden. Und viele Bräutigämmer ist auch nicht nett. Ich habe bloß einen, und denk dir mal, der küßt mich.

Er küßt dich! wiederholte Momme. Die beiden Kinder standen zusammen und sahen sich starr an.

Ja, ganz gewiß! versicherte Heische. Ich sage dir, es ist sehr nett. Vater und Mutter haben sich nie geküßt, und wenn man verheiratet ist, hat man es wohl nicht mehr nötig, aber es ist sehr nett.

Soll er denn dein Mann werden? fragte Momme. Hat er Geld?

Heische zögerte mit der Antwort.

Ich weiß nicht, sagte sie dann; er sagt, er wird noch einmal sehr reich. Natürlich muß er das werden, sonst kann ich ihn nicht nehmen. Aber er küßt mich jeden Tag, und er ist mein Bräutigam!

Gott sei Dank, daß ich dich nicht zu küssen brauche! rief Momme zornig. So etwas möchte ich nicht!

Das brauchst du auch nicht! Meinst du, daß ich einen ganz gewöhnlichen Kuhjungen küssen würde! Einen Kuhjungen mit einer verrückten Mutter!

Mit einem zornigen Aufschrei sprang Momme auf Heische los, und die beiden Kinder schlugen wild aufeinander ein, so wild, daß Philipp Revenstorf sie mit kräftiger Hand trennen mußte, worauf er Momme ein paar Ohrfeigen extra gab.

Du mein Gott, sagte er. Was ist hier los? Momme, darfst du die Hand gegen deine Herrschaft

heben? Komm, Heiſche, du darfſt nicht mehr mit dem Kuhjungen ſprechen! Geben wir dafür das große Koſtgeld in der Stadt, daß du dich hier prügelſt?

Momme war ſchuld, ſagte Heiſche atemlos. Sie glättete ſich die zerzauſten Haare, ordnete ihr Kleid und verſetzte dem regungslos daſtehenden Jungen noch einen Puff.

Das war nicht nett! Peter Lorenzen, der langſam hinter Revenſtorf hergekommen war, ſtand plötzlich vor ihr und ſah ſie mißbilligend an. Sie gab den Blick trotzig zurück.

Ich lerne jetzt Unterſchied in der Stadt, Onkel Lorenzen, und Vater gibt großes Koſtgeld. Und ich weiß, was ſich gehört, nicht, Vater? Und kein Menſch hat mir etwas zu ſagen.

Aber Revenſtorf zog ſeine Tochter ſchweigend mit ſich und ſprach hernach ſo aufmerkſam mit dem alten Lorenzen, daß ſich Heiſche beinahe wunderte.

Was iſt denn eigentlich mit Vater los? fragte ſie ſpäter ihre Mutter. Ich durfte nicht einmal Onkel Lorenzen meine Meinung ſagen. Wo es ihn doch nichts angeht, wenn ich Momme ſchlage. Ich lerne Unterſchied, und er nicht.

Frau Revenſtorf ſtrich über ihr rotes, fettes Geſicht.

Klein Deern, du biſt klug, und das haſt du von mir und nicht von Vater. Denn wenn ich nicht wäre, dann druckſte Onkel Lorenzen noch immer

auf seinem Testament herum. Vater kann ja nichts durchsetzen. Aber wie der Alte neulich vier Wochen verreist war, kriegte ich es mit der Angst, und als er wiederkam, sagte ich es ihm ordentlich. Nun trinkt er alle den Kaffee bei uns, und dann stirbt er vielleicht unterwegs. Das geht nicht an, und gestern war Vater mit ihm nach dem Advokaten, und alles ist in Ordnung gekommen. Laß mich da man zwischen kommen.

Kriegt Vater den Hof, oder krieg ich ihn gleich? erkundigte sich Heische.

Frau Wernerine lachte, daß ihr dickes Unterkinn wackelte.

Wasn Kind! Als ob du schon einen Hof brauchen könntest! Vater kriegt ihn natürlich; aber er ist nicht mit in der Stube beim Advokaten gewesen. Das schickt sich nicht, sagt der Advokat, der ein dummer Kerl ist. Denn er lebt von unsereins Leuten und muß tun, was wir wollen.

Heische dachte einen Augenblick nach.

Wenn Vater doch den Hof kriegt, dann braucht er nicht mehr so freundlich gegen Onkel Lorenzen zu sein!

Gott, Kind, er will nun doch gern ganz genau wissen, was in dem Testament steht. Kannst du das nicht begreifen? Das wäre doch ärgerlich, wenn der lange Schäfer aus Sterkrade noch Bargeld bekäme, und da müßte der Alte von abgebracht werden. Kannst du das nicht verstehn?

Natürlich. Heiſche machte ein ganz ſorgenvolles Geſicht, und Mutter und Tochter ſprachen ſo lange über Geld und Gut, wieviel ſie hätten, und wieviel ſie noch erben wollten, daß Heiſche vergaß, wie nett es geweſen war, mit Momme über Klaus Friedrichſen zu ſprechen.

## Fünftes Kapitel

Wenn jemand ſein Teſtament gemacht hat, dann lebt er noch wenigſtens zehn Jahre. So ſagten die Ruſchendorfer, und ſie ſchienen recht zu haben. Denn nachdem Peter Lorenzen beim Advokaten geweſen war, wurde ſein Ausſehen weit beſſer. Er ging nicht mehr ſo gebückt, hatte kein ſo ſorgenvolles Ausſehen mehr und ſchaffte ſich ſogar einen kleinen neuen Einſpännerwagen an, mit dem er manchmal in die Stadt fuhr. Frau Revenſtorf ſchalt allerdings mit ihrem Mann über dieſe unnötige Ausgabe, aber Philipp konnte wirklich nichts dagegen tun. Außerdem ſchien es, als ob die alte Tante Minna Hanſen nun doch nicht ihre Abſicht ausführen wollte, hundert Jahre alt zu werden. Sie lag ſchon die ganzen Tage im Bett und ſprach darüber, wie es bei ihrem Leichenbier werden ſollte. Ihre Nichte fuhr oft zu ihr und ſtritt ſich dann mit ihr über die Anzahl der Kuchen und Torten die der Konditor in der Stadt backen ſollte.

Ich will ja gern was ausgeben, wenn ich dreißigtausend erbe! sagte Wernerine nachher zu Heische. Aber mehr als zweihundert Mark gebe ich nicht für Kuchen aus, wo es doch noch Braten und so viel Wein zu bezahlen gibt. Tante Minna ist ganz unbescheiden, und du kannst es ihr auch einmal sagen.

Heische hatte zwei Jahre Unterschied gelernt, hatte ihren Katechismus auswendig hersagen können und war mit viel Gepränge konfirmiert worden. Ganz Ruschendorf hatte den festlichen Tag mitgefeiert, und es waren so viele Braten und Kuchen, so viel Wein und Punsch von den Revenstorfs verschenkt und ausgeteilt worden, daß die Umgegend stolz auf Philipp und seine Frau war. In der Blauen Lilie, dem Dorfwirtshaus, war an demselben Festtagsabend und infolge von Revenstorfs Punsch eine so heftige Prügelei gewesen, daß man den Doktor aus der Stadt hatte holen müssen, um die schlimmsten Schäden zu kurieren; und ein Knecht hatte noch immer ein steifes Bein, obgleich nun auch schon wieder zwei Jahre dahingezogen waren. Aber solche Ereignisse befestigten das Ansehen der Revenstorfs; und man konnte verstehn, daß Revenstorfs Tochter den Kopf hoch trug. Sie war jetzt achtzehn Jahre alt, half der Mutter beim Regieren und wußte genau, wie viel sie wert war. Die jungen Hofbesitzersöhne, die Sonntagsnachmittags zum Kaffee kamen, merkten es; und mancher war

ſchon ziemlich verdrießlich nach Hauſe gefahren. Philipp fuhr noch immer Donnerstags in die Stadt. Jeden Monat ging er zu Dorette Friedrichſen, um bei ihr Tabak zu kaufen und ſeine Frau zu loben.

So wie Rine biſt du nich, Dorette! ſagte er, und Dorette gab jedesmal dieſelbe Antwort: Ganzen gewiß nich, Herr Revenſtorf!

Dorettens blonde Haare hatten einen noch grauern Schimmer bekommen, aber ſie war unverändert freundlich gegen alle Menſchen, liebevoll gegen die blöde Emma, die ſich oft einen kleinen Extralecker-biſſen in ihrem Laden holte, und ſorgenvoll, wenn ſie an ihren Klaus dachte.

Wenn es mit den man bloß gut geht, ſagte ſie, als Herr Lorenzen ihm einen Platz in der Blauen Lilie in Ruſchendorf verſchafft hatte. Ich weiß nich, wie es mit Klaus is, Herr Lorenzen; aberſten ich mein ümmer, da paſſiert noch mal was mit ihn.

Aber Klaus war nun ſchon im dritten Jahre in der Blauen Lilie, und es paſſierte nichts mit ihm. Er war ein ſehr hübſcher Menſch geworden, mit kecken, dunkeln Augen und einem in die Höhe gedrehten Schnurrbärtchen, und die Dorfmädchen liefen ihm oft genug nach, wenn er anſcheinend gleichgiltig über die Straße ſchlenderte. Er war als Knecht in das Dorfwirtshaus gekommen; jetzt bediente er die Gäſte, ſpielte Karten mit ihnen, wenn

ſie es wünſchten, ſprach klug über Pferde und wurde von den meiſten Leuten gut behandelt. Beſonders von dem alten Peter Lorenzen, der ein gewiſſes Wohlwollen für ihn hatte, und der gelegentlich eine Partie Dreikart oder L'hombre im Wirtshaus ſpielte und vorſichtig ein Glas Punſch dabei trank. Auch Philipp Revenſtorf kam öfter in die Blaue Lilie als in frühern Jahren. Er ſaß dann ganz ſtill in einer Ecke und trank ein Glas Punſch nach dem andern.

Dorette Friedrichſen, die durch ihren Sohn davon hörte, wagte einmal eine kleine Bemerkung.

Gott, Herr Revenſtorf, was mein Klaus is, der lügt noch ümmer; der ſagt, Herr Revenſtorf trinkt mannichmal fünf Gläſer Punſch, das kann doch woll nich möglich ſein. So was is ja woll reinemang ungeſund, und kein Menſch kann es aushalten. Aberſten Klaus is man ſlecht mit die Wahrheit.

Philipp rauchte eine Weile, ehe er antwortete.

Ich ſchlafe da ſo gut nach! ſagte er dann. Manchmal mag ich gern ſchlafen und nicht an alles denken.

Ich möcht auch jedwede Nacht ſlafen! murmelte Dorette. Bloß daß das natürlicherweiſe nicht mehr geht. Da muß man jung zu ſein und keine Sorgens haben.

Was haſt du denn für Sorgen? fragte Revenſtorf ſpöttiſch. Du haſt kein Geld und nichts, und ich muß denken, wie ich alles gut unterbringe. Nun

kommen auch noch Tante Minna ihre dreißigtauſend; und Rine will nicht, daß ich ſie bloß auf vier Prozent anlege. Ja Rine, die iſt ſcharf auf ſo etwas; das könnteſt du nicht, Dorette.

Nee, ganzen gewiß nich, erwiderte Frau Friedrichſen gedrückt. Is Frau Hanſen denn nu abgeſchieden?

Noch nicht, Dorette; aber es kann jeden Tag paſſieren, und dann muß ich wiſſen, was ich tue. Und einen kleinen Schluck Warmes muß ich nehmen, daß meine Gedanken klar werden.

Revenſtorf hatte ſeine großen Sorgen, und Frau Friedrichſen wagte nichts mehr über ſein Punſchtrinken zu ſagen. Sie ſah ihn auch ſelten, und ſeine Tochter kam faſt gar nicht mehr in den Laden. Wenn Klaus Friedrichſen einmal in die Stadt fuhr, dann beſuchte er ſeine Mutter nur flüchtig. Er und ſie hatten ſich nichts zu ſagen, und wenn er wieder gegangen war, war Dorette noch bekümmerter als zuvor.

Die einzige, die vom Revenſtorfhof etwas berichtete, war die blöde Emma. Mit der Zeit war ſie etwas klarer geworden, und wenn ſie erzählte, daß Momme nun ſchon der zweite Knecht bei Herrn Revenſtorf ſei, dann lachte ſie vor Entzücken. Der Armenhausverwalter ſchlug ſie nicht mehr. Er erhielt gelegentlich einen Taler von dem alten Lorenzen und ſagte nichts, wenn ſie heimlich zu Momme lief.

Sie tat keinem Menschen etwas zuleide; und wenn sie bei Dorette saß, dann berichtete sie in ihrer verwirrten Weise, daß Momme es so gut hätte, daß er lesen und schreiben könnte, und daß Herr Revenstorf ihn lobte.

Das war auch der Fall. Seitdem Momme einmal den bösen Stier an den Hörnern gefaßt und weggerissen hatte, der sich gerade auf Philipp Revenstorf stürzen wollte, seit diesem Tag empfand der Herr Wohlwollen für seinen Knecht. Er fand ihn brauchbar und geschickt, ließ ihn allmählich aufsteigen und lachte, wenn Heische ihn weggejagt haben wollte.

Laß man! sagte er dann. Momme ist mein Knecht, und wenn du heiratest, brauchst du ihn nicht mit auf den Lorenzenhof zu nehmen.

Revenstorfs Tochter konnte Momme nämlich nicht leiden; hätte sie noch einmal einen Kuhjungen annehmen wollen, dann würde ihre Wahl niemals auf ihn gefallen sein. Sie sprach jetzt fast niemals mit ihm, und mußte es einmal sein, dann versäumte sie niemals, ihm klarzumachen, daß sie Revenstorfs Tochter und er nichts wäre. Aber es kam nicht oft zu einer Unterhaltung mit Momme Lorenzen, und wenn Heische in dem Apfelgarten ihrer Eltern stand und auf Klaus Friedrichsen wartete, dann wollte sie sicherlich nicht an den kleinen zartgebauten Knecht denken, der ruhig seiner Wege ging, und der, wenn er sich allein glaubte, so heiter vor sich hinsingen

konnte, als ob Heische Revenstorf und ihre Verachtung nicht auf der Welt wären.

Mit Klaus Friedrichsen hatte Heische noch immer eine Art Liebschaft von der Zeit her, wo sie in der Stadt Unterschied und dabei von den Mädchen ihres Alters gelernt hatte, daß es fein sei, einen Bräutigam zu haben. Klaus war ein hübscher Bräutigam; und daß er auch zärtlich sein konnte, machte Heische Vergnügen. Die jungen Landleute, die gelegentlich bei ihren Eltern Kaffee tranken, oder mit denen sie bei verschiednen Festen tanzen mußte, wollten wohl auch zärtlich sein. Besonders wenn sie viel Punsch getrunken oder im Kartenspiel gewonnen hatten. Aber sie kniffen Heische nur in den Arm, bekamen rote Ohren und stellten sich so dumm an, daß das junge Mädchen sie unsanft wegstieß. Klaus Friedrichsen nahm sie in seine Arme, küßte sie leidenschaftlich und sagte immer etwas von Liebe und Treue. Heische wußte sehr genau, daß sie den hübschen armen Kerl niemals heiraten könnte, aber ans Heiraten brauchte sie ja noch nicht zu denken; wenn man aber den ganzen Tag von Butter und Käse, von Düngerfahren und Aussaat gesprochen hatte, dann war es sehr nett, am Abend jemand im Apfelgarten zu treffen, der zärtlich war und von Liebe sprach.

Es war mitten im Hochsommer; die Ernte war in vollem Gang, und im Apfelgarten hingen die Bäume voll von Früchten. Heische und Klaus hatten sich

eine Zeit lang nicht ſehen können; heute aber ſaßen ſie wieder zuſammen auf der kleinen alten Bank und erzählten ſich etwas.

In dieſer Nacht iſt Tante Minna Hanſen nun endlich geſtorben, berichtete Heiſche.

Man gut, daß ſie tot iſt! erwiderte Klaus nachläſſig. Dann bekommſt du ja wohl noch mehr mit?

Bei dieſen Worten warf er einen prüfenden Blick auf Heiſche, die gleichmütig die Arme verſchränkte und den ſpielenden Mücken zuſah. Es war noch beinahe hell, und der Sommerwind berührte die Bäume ſo leiſe, daß ſie wie im Schlaf ſtanden.

Ich kriege zwanzigtauſend und den Lorenzenhof, antwortete ſie.

Nun, das iſt auch genug. Wenn wir dort erſt wohnen, dann ſoll das Haus ein neues Dach haben.

Sie machte große Augen. Wir? wiederholte ſie. Dann wurde ſie etwas verlegen. Das iſt noch lange hin, Klaus; daran will ich nicht denken.

Sonſt ſprach ſie immer von dem Lorenzenhof und davon, was ſie mit ihm tun wollte. Klaus ſah ſie wieder von der Seite an. Er war wirklich ein hübſcher Menſch und hatte blitzende Augen; aber wie er jetzt den Arm mit einer herriſchen Bewegung um Heiſche legen wollte, rückte ſie etwas von ihm weg.

Laß, Klaus! Ich muß wieder ins Haus; wir wollen noch Kuchen für Tante Minnas Leichenbier backen.

Aber dann fuhr sie plötzlich zusammen, nahm Klausens Kopf in die Arme und drückte ihn so stürmisch an sich, daß er einen erstickten Laut ausstieß. In demselben Augenblick hatte Heische den Apfelgarten verlassen und stand vor Momme Lorenzen.

Du Lauerfritz! fuhr sie ihn an. Willst mich nicht angeben? Willst nicht zu Mutter gehen und sagen: Da sitzt Heische und küßt Klaus Friedrichsen? Geh doch hin! Verklag mich doch!

Momme stand regungslos da; nur seine Augen flimmerten.

Was geht mich das an? Küsse du Klaus Friedrichsen so viel du willst. Ihr paßt gut zusammen. Er ist eklig, und du bist eklig. Ein feines Paar!

Momme spuckte aus und wandte sich zum Gehen; aber Heische hielt ihn am Arm fest.

Du sollst nicht vor mir ausspucken! rief sie heftig.

Ich will ausspucken! gab er trotzig zur Antwort. Dann steckte er die Hände in die Taschen und sprach zu ihr über die Schultern.

Der Herr wollte dir nach in den Apfelgarten. Da hab ich gesagt, ich wollte dir bestellen, daß er dich sprechen will. Denn ich weiß ja, daß der Herr nicht sehen soll, wer im Apfelgarten ist.

Gemächlich schlenderte er davon, und Heische sah ihm zornig nach. Sie war böse auf Momme, so böse, daß sie immer an ihn denken mußte. Auch

beim Leichenfest für Tante Minna Hansen, wo sie doch eigentlich bei der Grabrede des Pastors in Strömen weinen mußte und es ganz über ihren Zorn vergaß. Das gute Essen hinterher schmeckte ihr nicht, und als die Trauergesellschaft stark angeheitert wurde, konnte sie nicht einmal mitlachen. Immer wieder stand ihr Momme vor Augen. Mit seiner schlanken leichten Gestalt, und dem halb verächtlichen Ausdruck in dem feinen Gesicht. Neulich hatte ihr Vater erzählt, daß Momme seine Mutter aus dem Armenhaus und anderswo in die Kost geben wollte. Diesen Gedanken hatte Heische schon damals verrückt gefunden; nun wollte sie sorgen, daß er weniger Lohn erhielt, damit er keinen solchen Unsinn ausführen könne.

Es war ein Glück, daß ein andres Ereignis Heisches Interesse ganz gefangen nahm. Als Tante Minna Hansens Testament an dem Tage nach der Leichenfeier eröffnet wurde, stellte es sich heraus, daß Philipp Revenstorf nur zwanzigtausend Taler erbte, und daß die alte Frau zehntausend an Legaten vermacht hatte. Das war eine wahrhaft grausige Enttäuschung, und Frau Revenstorf konnte sich kaum halten vor Zorn und Empörung.

Sie hatte sich gefreut, daß Tante Minna tot sei; nun wünschte sie sie ins Leben zurück, nur um ihr die Wahrheit sagen zu können. Aber Tante Minna blieb tot und begraben, und Wernerine goß die Schale ihrer Wut über Philipp aus. Du bist an der ganzen

Geſchichte ſchuld! ſagte ſie. Du haſt Tante Minna geraten, geiſtlichen Troſt zu nehmen, und der Paſtor, der dann kommt, will immer etwas für ſeine Kirche haben. Iſt es nun nicht einerlei, ob die Kirche inwendig neu geſtrichen wird, und ob die Armen Weihnachten neue Kleider kriegen? Die Kleider werden alt, und nach zehn Jahren muß die Kirche auch wieder gemalt werden. Aber die Paſtoren ſind immer ſo unbeſcheiden. Tante Minna ihrer ſollte ein Meſſingteebrett aus ihrem Nachlaß haben, aber nun bekommt er nichts!

Philipp Revenſtorf ließ alle Scheltreden willenlos über ſich ergehn. Er war ſelbſt ſehr niedergeſchlagen und glaubte nicht, daß er jemals wieder vergnügt werden könnte. Am nächſten Donnerstag beſuchte er Frau Friedrichſen, obgleich er erſt vor vierzehn Tagen bei ihr geweſen war, aber er hatte das Bedürfnis, ſich auszuſprechen.

Mit Tante Minnas dreißigtauſend hätte ich hunderttauſend Taler bar gehabt. Hunderttauſend Taler, Dorette. Und nun habe ich nur neunzigtauſend. Iſt es nicht ſchrecklich? Und alles nur, weil Tante Minna den Paſtor ins Haus bekam, der etwas von den Armen ſagte und von der Kirche und von zwei alten Jungfern, die nichts zu eſſen hätten. Und ich habe den Mann empfohlen, weil Tante Minna einmal ſo weinte und die Bibel nicht verſtehn konnte. Und zum Sterben gehört doch einmal die Bibel.

Dorette ſagte nicht gleich etwas; ſie hatte Maſchen in ihrem Strickſtrumpf fallen laſſen und verſuchte auch ein wenig zu klagen. Daß Klaus noch immer Geld von ihr haben wollte, und daß die Geſchäfte ſchlecht gingen. Philipp ärgerte ſich über ſie, weil ſie ihn doch bedauern ſollte.

Adieu denn auch, Dorette! ſagte er im Aufſtehn. Rine iſt anders als du. Die hat drei Tage kein Auge zugetan, von wegen der zehntauſend Taler; und ſie hat alle Dienſtmädchen auf dem Hof mit dem Kochlöffel durchgeprügelt, weil ſie ſich ſo geärgert hat. Rine hat noch ein Herz.

Dorette ſeufzte: Ja, Herr Revenſtorf, ich bin ja auch man dumm, und ich verſteh nix von die Reichens. Ich würd mir ja freuen, wenn ich tauſend Talers erbte, und die andern Menſchen würd ich auch ein büſchen was gönnen. Wenn ich tauſend Talers hätt, dann würd ich meinen Klaus ein büſchen wegſchicken und —

Adieu, Dorette! ſagte Revenſtorf ärgerlich. Was ging ihn Klaus Friedrichſen an? Aber Dorette lief ihm nach und zog ihn vorſichtig am Arm.

Nehmen Sie es man nich for ungut, Herr Revenſtorf, aberſten ich mein — ich denk — ich glaub, was mein Klaus is, der is ein büſchen hinter klein Heiſche her!

Revenſtorf blieb in der Tür ſtehn und lachte ungläubig.

Iſt die Möglichkeit! So einer, der nicht das Allergeringſte hat?

Dorette rieb ſich angſtvoll die Hände.

Gott, Herr Revenſtorf; es is ganzen gräſig, und ausdenken mag ich es mich auch nich; abers mein Jung is letzten Sonntag hier geweſen und hat geſagt, ich ſollt mir noch mal wundern, und er macht ein feine Pattie. Und warten wollt er auch nich länger und nich bloß ümmer hinten in Revenſtorf ſein Apfelgarten ſitzen. Ja, Herr Revenſtorf, das hat er geſagt, und ich hab einen gräſigen Schreck gekriegt — weil ſo was doch nich angehn kann, wenn er nu auch ziemlich ordentlich is und vielleicht auch ordentlich bleibt. Wenn er mal ne ordentliche Frau kriegt, Herr Revenſtorf. So was kann ja woll angehn, abers klein Heiſche —

Wasn Idee! unterbrach ſie Revenſtorf gleichmütig. Wasn Idee! wiederholte er, während er durch die engen Straßen zum Wirtshaus ging, und er freute ſich beinahe, daß er an irgend etwas andres als an Tante Minnas Erbſchaft denken konnte. Aber er dachte nicht lange an Heiſche und Klaus Friedrichſen. An demſelben Donnerstag war auch der alte Lorenzen in der Stadt und hatte ſeinen Weizen, der noch auf dem Felde lag, ſo vorteilhaft verkauft, daß alle Leute darüber ſprachen. Mit dreitauſend Talern bar fuhr er den Abend ins Dorf zurück, und Revenſtorf ärgerte ſich, daß er ſelbſt ein Angebot auf ſeinen eignen Weizen abgelehnt hatte.

Lorenzens Weizen war beſſer geweſen als ſeiner; wenigſtens glaubten es die Leute, und dann erzählten

ſie ſich am nächſten Sonnabendnachmittag in der Blauen Lilie, daß Lorenzen niemals große Luſt hätte, ſein Geld in Papieren und Obligationen anzulegen, ſondern daß er es am liebſten bei ſich im Hauſe und meiſt in ſeinem großen Schreibtiſch verwahre.

Revenſtorf ärgerte ſich über dieſe Geſchichte; denn er war doch Lorenzens Erbe und ſehr dafür, das Geld auf Zinſen zu legen; und weil er ſich ärgerte, trank er an dieſem Sonnabend noch mehr Punſch als gewöhnlich. Klaus Friedrichſen, der in der Gaſtſtube ab und zu ging, manchmal aber auch ſtehn blieb und auf das hörte, was geſprochen wurde, hatte ihm die friſchen Gläſer beſorgt, aber zuletzt war er plötzlich verſchwunden, und Revenſtorf ärgerte ſich auch hierüber.

Mißmutig ging er endlich nach Haus, und weil er ſich etwas unſicher auf den Beinen und auch komiſch im Kopf fühlte, wandte er ſich zum Apfelgarten, um dort noch friſche Luft zu ſchöpfen. Aber auf der alten Bank im Apfelgarten ſaßen Klaus Friedrichſen und Heiſche, und Revenſtorf ſah beim dämmrigen Licht des Sommerabends, daß Klaus ſeine Tochter küßte. Ein paar Sekunden ſtand der Hofbeſitzer regungslos da; dann merkte er, wie die Punſchgeiſter von ihm wegflogen, und daß er ganz klar im Kopfe wurde. Aber er war zu ſeinem eignen Erſtaunen nicht böſe. Es fiel ihm ein, daß der Apfelgarten vor vielen Jahren gerade ſo geweſen war wie jetzt, und daß er darin geſtanden und auf Dorette

gewartet hatte. Sie war nicht gekommen, und das Grübchen in ihrer Wange hatte er niemals geküßt; aber er konnte doch nicht ſo zornig ſein.

Leiſe trat er hinter das Paar und klopfte Klaus auf die Schulter.

Geh man zu Bett, ſagte er zu der erſchrocken auffahrenden Heiſche, und du, mein Jung — er nickte Klaus zu —, bleib du noch einen Augenblick hier.

Heiſche gehorchte wortlos, und Klaus ſtand allein vor dem reichen Hofbeſitzer und ſah ihn halb zweifelnd, halb angſtvoll an.

Revenſtorf räuſperte ſich.

Ja, mein Jung, das geht nicht. Sie iſt meine Tochter, kriegt zwanzigtauſend mit und den Lorenzenhof, und wenn ich tot bin, auch dieſen Hof. Und du? Er ſchwieg.

Ich — ich kann arbeiten! ſagte Klaus.

Arbeiten? Philipp lächelte. Arbeiten iſt ganz ſchön, mein Jung, aber Geld muß nun einmal zu Geld. Ich freue mich, daß du arbeiten willſt. In der Blauen Lilie haſt du doch ein bißchen gebummelt. Willſt du nicht nach Amerika? Da lernt man arbeiten.

Nach Amerika will ich nicht! erwiderte Klaus trotzig. Ich will Heiſche Revenſtorf heiraten.

Er hatte einen Ton in der Stimme, der Philipp an ſeinen Vater, den alten Friedrichſen, erinnerte. Und den alten Friedrichſen hatte er nie leiden können.

Nun, wenn du nicht nach Amerika willſt, dann mußt du wohl hier bleiben, ſagte er geſchäftsmäßig. Bloß daß du Heiſche Revenſtorf nicht kriegſt, und daß — kennſt du den alten Hinrichſen im Armenhaus in der Stadt?

Klaus kannte ihn.

Ja, der iſt lahm und hat nur ein Auge und einen Arm. Und früher iſt er ein ganz ſchmucker Kerl geweſen. Weißt du, wie er ſo krüpplig geworden iſt? Der wollte eine Hofbeſitzerstochter heiraten, ein reiches Mädchen, und lief hinter ihr her und ſtand vor ihrem Fenſter und küßte ſie, wo er ſie traf. Ihr Vater ſprach mit ihm, aber er wollte keine Vernunft annehmen. — Und eines Tages lag er zu Schanden geprügelt im Straßengraben. Drei Jahre dauerte es, bis er wieder geſund wurde, und arbeiten konnte er gar nicht mehr. Das Armenhaus mußte ihn nehmen.

Wer hat ihn verprügelt? fragte Klaus. Und iſt keine Polizei in der Welt?

Revenſtorf lachte. Ich weiß nicht, wer ihn verprügelt hat. Und die Polizei? Er war ja nicht totgeſchlagen, und das andre geht die Polizei nichts an.

Es wurde ſtill im Apfelgarten. Nur der Wind glitt durch die Bäume, in der Ferne bellten die Hunde, und hin und wieder fiel ein Apfel auf den weichen Grasboden. Revenſtorf griff in ſeine Bruſttaſche.

Ich will dir hundert Taler geben, Klaus Friedrichſen, dann haſt du keine Verdrießlichkeiten. Es iſt

doch ſchade, wenn man ſo jung ins Armenhaus muß, und deine Mutter möchte es auch nicht.

Zögernd ſtreckte Klaus ſeine Hand aus, in die ihm Revenſtorf einige Scheine legte, dann verſchwand er in der Dämmerung, und Philipp ging zufriedner zu Bett, als er lange geweſen war.

## Sechſtes Kapitel

Klaus Friedrichſen hatte alſo plötzlich das Dorf und die Gegend verlaſſen und war nach Amerika ausgewandert. Seiner Mutter war der Abſchied ſchwer geworden, aber ſie fühlte ſich doch erleichtert, und Revenſtorf lächelte ſelbſtbewußt, wenn er an ſeine Unterhaltung mit dem jungen Manne dachte.

Deinen Jungen konnte ich noch nehmen, ſagte er zu Dorette. Er kriegte es mit der Angſt, aber das war auch nicht mehr wie recht und billig. Was nicht zuſammen paßt, das paßt nun einmal nicht.

Und klein Heiſche? fragte Frau Friedrichſen bedrückt. Ich muß immer an ihr denken. Die arme, arme Deern.

Revenſtorf drückte die Aſche in ſeiner Pfeife zurecht.

Heiſche iſt vernünftig, entgegnete er. Mit der habe ich geſprochen, und ſie ſagte nichts. Er lachte vor ſich hin. Ja, Dorette, ſo biſt du nicht geweſen.

O ganzen gewiß nich! rief Frau Friedrichſen, wurde rot und wiſchte ſich die Augen, während Philipp ſelbſtgefällig lächelte. Er wußte genau, daß Dorette ihn ſehr geliebt hatte.

Heiſche benahm ſich wirklich vernünftig. Ihr war es ganz recht, daß die Sache mit Klaus ein Ende nahm. Hin und wieder war es ganz nett geweſen, einen Bräutigam im Apfelgarten zu haben; aber auf die Länge wurden ſelbſt die Zärtlichkeiten langweilig. Das Ärgerliche bei der ganzen Geſchichte war Momme Lorenzen. Er ſollte es noch büßen, daß er vor ihr ausgeſpuckt hatte; aber ſie wußte noch nicht recht, wie ſie ihre Rache ausführen wollte. Dabei ſang Momme ſo vergnügt im Stall, daß es ſie ſehr verdroß. Auch kam es ihr vor, als ſänge er beſonders laut, wenn ſie in der Nähe war.

Heiſche konnte in dieſer Zeit ſchlecht ſchlafen. Nach ihrer Anſicht kam es daher, daß ſie an Tante Minnas Geld und daran denken mußte, daß es nur vier Prozent Zinſen gab; wenn ſie aber die Augen ſchloß, ſchob ſich Mommes Geſtalt zwiſchen das Kapital und die Zinſen. Eigentlich war er ganz hübſch geworden, mit ſeinem feinen Geſicht und den flimmernden hellblauen Augen, aber ſie wollte nicht an ihn denken. Sie wünſchte ſich einen neuen Bräutigam. Einen, der Geld hatte, und den ſie gleich heiraten konnte. Dann ſollte Momme, wenn ſie Hochzeit feierte, im Stall bleiben und nichts von den vielen Braten und Kuchen bekommen, mit denen der ganze Hof bei dem Feſt bewirtet wurde.

Es war ein Glück, daß in dieſer Zeit ein Ereignis eintrat, das die Revenſtorfs alle in beſſere Stimmung brachte. Philipp konnte zwanzigtauſend Taler zu ſechseinhalb Prozent unterbringen. Es war eine ganz ſichere Anlage, und Frau Revenſtorf freute ſich ſo darüber, daß ſie ſich ein neues ſeidnes Kleid kaufte. Sie hatte es nicht nötig, aber Heiſche konnte es einmal brauchen, ebenſo wie die zwölf ſilbernen Eßlöffel, die gleichfalls neu in die Truhe gelegt wurden. Gleich nach der Erbſchaft hatte ſich Rine Revenſtorf nichts anſchaffen mögen, weil ſie ſich ſo arm vorkam. Nun erholte ſie ſich etwas bei den ſechseinhalb Prozent, und auch der Gedanke, daß Onkel Lorenzen ſo viel harte Taler aufſpeicherte, berührte ſie angenehm. Daß er das Geld nicht anlegt, iſt greulich, ſagte ſie zu ihrem Manne. Aber ſprich man nicht mit ihm darüber, er macht es doch nicht lange mehr!

So ſchien es auch. Lorenzen wurde jetzt alt und ſtill. Manchmal ging er ganz in ſich verſunken über die Dorfſtraße und blieb nur ſtehn, wenn Kinder an ihm vorüberkamen. Oder er ſtand beim Revenſtorfhof und ſah zu, wie Momme die Pferde anſchirrte, um mit ihnen aufs Feld zu fahren. Gelegentlich ſprach er auch mit dem jungen Knecht und ermahnte ihn, ein guter Landmann zu werden, aber im ganzen ſagte er wenig mehr. Heiſche und ihr Vater ſprachen oft darüber, wie ſie es mit der Wirtſchaft auf dem Lorenzenhof machen wollten, und als Heiſche eines

Herbſtabends vom Felde kam und dann noch in den Apfelgarten ging, um zu ſehen, ob die Gravenſteiner auch gepflückt werden müßten, da war ſie ſo in Gedanken, daß ſie beinahe gegen eine weibliche Geſtalt anlief, die in ein Tuch gehüllt an einem der Bäume kauerte.

Was willſt du hier? fragte ſie, dann erkannte ſie die blöde Emma und faßte ſie ſcharf am Arm. Heraus mit dir! Hier wird nicht geſtohlen!

Momme ſehen, wollt Momme ſehen! wimmerte die Arme.

Hinaus, du Diebin! ſchrie Heiſche.

Da ſtand Momme neben ſeiner Mutter.

Schäme dich, Heiſche Revenſtorf; meine Mutter ſtiehlt nicht!

Sie fuhr auf. Revenſtorfs Tochter hat nicht nötig, ſich zu ſchämen. Du aber, du Spion, du Dieb, du — eine maßloſe Wut ſtieg in ihr auf, und ſie hätte ihn am liebſten geſchlagen.

Er war auch zornig. Schweig, Heiſche Revenſtorf. Ich habe dir nichts getan, und meine Mutter auch nicht!

Aus dem Dienſt mit dir! rief ſie.

Er lachte ſpöttiſch.

Dein Vater gibt mir Lohn. Von dir würde ich keinen Groſchen nehmen!

Sie trat vor und faßte ihn an der Bruſt.

Wenn Klaus hier wäre, ſollte er dich totſchlagen!

Mit einer raſchen Bewegung riß er ſich los.

Hole ihn doch, den ſüßen Klaus! höhnte er. Für hundert Taler geht er nach Amerika; für hundert Taler kommt er vielleicht wieder!

Ich liebe Klaus Friedrichſen!

Viel Vergnügen! Seine Stimme klang ſchneidend. Komm, Mutter, wir wollen weggehn, komm, meine alte Mutter!

Vorſichtig führte Momme die leiſe wimmernde Frau aus dem Apfelgarten und ließ Heiſche ſtehn.

Die ganze Nacht konnte ſie wieder nicht ſchlafen. Sie ſaß aufrecht im Bett, hörte auf das Hundegebell draußen und das Schreien der Eulen. Und ſie biß ſich die Lippen blutig, weil ſie nicht laut ſchreien wollte.

Wortkarg ſaß ſie am andern Morgen mit den Eltern am Kaffeetiſch, als ein Knecht von dem alten Lorenzen ins Zimmer trat. Er war ſo verſtört, daß niemand ſeine Reden recht begriff; ſoviel aber verſtanden ſie alle, daß mit ſeinem Herrn etwas paſſiert war.

Der Herbſt war gekommen, und ein dichter, kalter Nebel hing zwiſchen den Hecken, als Heiſche und ihr Vater nach dem Lorenzenhof liefen. Philipp nickte ein paarmal vor ſich hin und murmelte etwas davon, daß er Kleeſaat dort haben wolle, wo jetzt bei Lorenzen der Weizen ſtand, aber Heiſche antwortete ihm nicht. Sie mußte noch immer an Momme und daran denken, daß ſie ihm weh, recht weh tun wollte.

Erst als sie im Hause ankamen, erfuhren sie, was geschehen war. Dem alten Lorenzen war gestern Abend mit einem Beil der Kopf eingeschlagen worden. Seine Haushälterin hatte ihn heute Morgen vor seinem erbrochnen Schreibtisch liegen gefunden. Er lebte noch, aber er würde wohl sterben. Man hatte den alten Mann auf sein Bett gelegt und notdürftig verbunden. Der Arzt war noch nicht da, und die Haushälterin hatte zum Pastor geschickt, der am Bett des Sterbenden saß und seine Hand hielt. Mit weitgeöffneten Augen starrte der Alte in die Luft, aber er hatte noch kein Wort gesagt.

Auf den Zehenspitzen schlichen Philipp und seine Tochter in das kahle Zimmer, wo das große Bett aus Eichenholz fast das einzige Gerät war, und sogar Revenstorf konnte sich eines Gefühls des Mitleids nicht erwehren, als er in das blasse Gesicht des Sterbenden sah.

Gott, Onkel Peter, wer ist denn der verdammte Kerl gewesen, der dich so angefallen hat? Hat er was gekriegt, was?

Lorenzen stöhnte nur, und der Pastor hob die Hand.

Er soll nicht gequält werden, Revenstorf!

Ich quäle ihn ja nicht, murmelte Revenstorf, ich bin bloß für die Gerechtigkeit. Und ich will bei Onkel Lorenzen sitzen, denn ich bin sein Erbe. Nicht, Onkel?

Lorenzen stöhnte noch einmal, und Heische trat an die andre Seite des freistehenden Betts.

Armer Onkel! flüſterte ſie. Wer war es?

Der alte Mann ſchloß die Augen und öffnete ſie von neuem.

Momme Lorenzen! ſagte er deutlich. Dann riß er ſeine Hand aus der des Paſtors und griff mit ihr in die Luft.

Momme, Momme! rief er mit klagender Stimme. Dann war er tot.

Sie hatten es alle gehört, und als Heiſche jetzt aus dem Sterbezimmer über die Diele und über den Hof lief, ſchrie ſie es in die Welt: Momme Lorenzen iſt ein Mörder!

Dann rannte ſie nach ihrem Hof zurück, und hinter ihr her liefen zwei Knechte vom Lorenzenhof; zwei wilde, große Menſchen, die heute Morgen natürlich nicht arbeiteten, ſchon Branntwein getrunken hatten und ihren Herrn gern rächen wollten.

Momme Lorenzen ſtand vor dem Pferdeſtall und ſchirrte ſeine Pferde ab, mit denen er ſchon vom Felde gekommen war.

Hier iſt der Mörder! rief Heiſche beinahe triumphierend, und die beiden handfeſten Burſchen ſtürzten ſich auf ihn. Sie waren aufgeregt und wütend, und es machte ihnen Freude, ihrem Herrn Anhänglichkeit zeigen zu können. Momme ſchlug nach ihnen mit ſeiner Peitſche — da lag er plötzlich auf der Erde, und ein Mann mit ſchweren Stiefeln trat auf ihm herum.

Der Morgen wurde immer kühler und grauer.

aber in Heiſche kochte das heiße Blut. Die Knechte hatten ihre Wut gekühlt; als der Richter aus der Stadt und der Gendarm kamen, da war Momme ſeit Stunden nicht mehr vernehmungsfähig und lag blutend und beſinnungslos auf dem Stroh eines Leiterwagens, bei dem nicht allein ein Dutzend Männer, ſondern auch die geſamte Dorfjugend Wacht hielt. Beſinnungslos wurde der Mörder auf demſelben Leiterwagen in die Stadt und ins Gefängnis transportiert; und die ganze männliche Bevölkerung des Dorfs, bis auf Revenſtorf, trank ſich an dieſem Abend in der Blauen Lilie einen Rauſch an. Denn trotz mancher Prügelei war doch im Dorf ſeit vielen Jahren kein wirklicher Mord paſſiert, und daß der Mörder noch an demſelben Tag dingfeſt gemacht wurde, war auch nicht oft dageweſen.

Revenſtorf ſaß ſtill zu Haus. Er wäre gern einmal in die Blaue Lilie gegangen, aber ſeine Frau wollte es nicht.

Das ſchickt ſich nicht, Philipp, ſagte ſie. Ich will dir wohl eine ganze Terrine voll Punſch machen, aber ſehen laſſen darfſt du dich nicht. Du biſt der Erbe und mußt den Anſtand wahren. Und weil Momme es getan hat, müſſen wir uns auch noch ſchämen. Obgleich ſich der Paſtor noch mehr ſchämen muß. Denn der hat ihm das Chriſtentum beigebracht, was er denn doch nicht verſteht. Ich habe es ja immer geſagt, daß der Paſtor nichts kann. Nur das Erbſchleichen verſteht er, wie wir es bei

Tante Minna gesehen haben; und daß er nichts mehr von Onkel Lorenzen gekriegt hat, kann mich noch freuen. Und heute Abend, Philipp, gehst du noch einmal auf den andern Hof und siehst zu, daß die Knechte keinen Hafer stehlen, und daß alles in Ordnung ist.

Aber Revenstorf kam verdrießlich von diesem Gang wieder. In Onkel Peters Haus wohnten zwei Gerichtsbeamte, die alle Zimmer, bis auf das, worin sie saßen, versiegelt hatten, und um die Knechte durfte er sich auch nicht bekümmern.

Feierlich wurde der alte Lorenzen an einem der nächsten Tage beerdigt. Die halbe Landschaft strömte zusammen, um hinter seinem Sarge herzugehn und hinterher im Wirtshaus über das Ereignis zu sprechen.

Revenstorf traktierte dort Kalbsbraten, Wein und Kuchen. Er war doch der Erbe und mußte etwas tun, wenigstens sagte Wernerine, daß er etwas tun müßte. Er selbst hatte manchmal ein sonderbar unbehagliches Gefühl, als wäre nicht alles mit ihm in Ordnung; dann trank er hastig ein Glas Punsch, und davon verschwand das Gefühl.

Im Wirtshaus stritten sich die Leute über Momme Lorenzen. Einige sagten, er könne den Mord nicht begangen haben, er sei ein friedfertiger Mensch und hätte noch niemand ein Leids getan. Aber andre berichteten, daß der Schreibtisch des alten Lorenzen erbrochen gewesen, und daß eine beträchtliche Geld-

ſumme geſtohlen worden ſei. Und Lorenzens Geld, von dem in letzter Zeit ſo viel geſprochen worden war, hatte denn doch wohl den armen Knecht in Verſuchung geführt.

Momme ſelbſt konnte über die Sache nichts ſagen. Die beiden Knechte hatten ihm den Kopf und zwei Rippen zerſchlagen; nun lag er im ſtädtiſchen Krankenhaus, koſtete der Kommune Geld und war vernehmungsunfähig. Der behandelnde Arzt meinte ſogar, er wäre imſtande, an den erhaltenen Verletzungen zu ſterben. Das wäre nur gut, ſagten die Leute, dann ſähe man doch, daß es noch eine Gerechtigkeit gäbe. Aber Wernerine ſchüttelte verdrießlich den Kopf, und ihr Mann tat es auch. Momme müßte erſt ſagen, wo er Lorenzens Geld gelaſſen hätte. Wenn er ſtürbe, ohne ſein Verſteck zu verraten, wäre es doch ſehr ärgerlich.

Revenſtorf hatte auch ſonſt noch Verdruß. Gleich nach dem Leichenſchmaus nahm er den Advokaten, der Lorenzens Teſtament gemacht hatte, auf die Seite. Nun kriege ich den Hof doch gleich und auch das Geld? fragte er.

Der Advokat machte ein verlegnes Geſicht.

Das Teſtament ſoll erſt ein Jahr nach Herrn Lorenzens Tod eröffnet werden.

Revenſtorf ſtand regungslos da. Dann verbiß er ſeinen Verdruß.

Und was paſſiert ſo lange mit dem Hof?

Der alte Juriſt rieb ſich den weißen Kopf.

Wenn Sie ſo lange ein wenig nach dem Rechten ſehen wollten, Herr Revenſtorf, dann ſoll es mir lieb ſein. Aber ich muß natürlich um genaue Rechenſchaft bitten.

Mit dem Manne war nichts Ordentliches anzufangen, berichtete Revenſtorf Dorette Friedrichſen. Er hatte das Bedürfnis, ſich auszuſprechen, und da er es zuhauſe nicht konnte, fuhr er extra einmal in die Stadt. Gleich nach Onkel Lorenzens Abſcheiden war er ſchon komiſch. Gerade ſo, als ob er ſich ſchrecklich ärgerte. Und ich bin doch der Einzige, der ſich zu ärgern hat. Aber Wernerine ſagt, die ganze Geſchichte kommt von dem Streit, den meine Mutter früher einmal mit Peter Lorenzen gehabt hatte. Eine von ſeinen Kühen lief immer in unſern grünen Weizen und fraß ſich da ſatt. Mutter hat ſie totſchießen laſſen, und darüber haben ſich die beiden furchtbar erzürnt. Bis an Mutters Lebensende, und Peter war anfangs auch immer noch komiſch mit mir. Nun hat er mich auch noch etwas ärgern wollen; denn Wernerine weiß genau, daß er einmal von der Kuh angefangen und allerhand darüber geſagt hat. Obgleich ihm ſein Kaffee bei uns, wahrhaftiger Gott, gut geſchmeckt hat. Rine ſagt auch, die richtige Dankbarkeit kennen die wenigſten Leute.

Dorette antwortete nicht, und Revenſtorf ſprach weiter. Von der Erbſchaft und von ſeiner Frau und von Heiſche, die einen Heiratsantrag gehabt hätte. Aber ſie hatte ihn abgelehnt.

Heiſche iſt eine feine Deern! ſagte er ſtolz. Wenn die Momme Lorenzen nicht beim Bein gekriegt hätte, er wäre gewiß auf einem von meinen Pferden durchgegangen. Sie kam zur rechten Zeit.

Momme hat noch ümmer keine Beſinnung! erwiderte Dorette gepreßt. Sie war blaß und mager geworden, und Philipp fand, daß ſie häßlich würde.

Der Doktor muß zuſehen, daß er ſagt, wo das Geld iſt! verſetzte Revenſtorf. Dann kann er gut ſterben.

Und ſeine Mutter ſitzt vor die Tür vons Krankenhaus und ſchreit und will nich mehr eſſen, fuhr Dorette fort. Sie ſtand auf und machte ſich im Laden zu ſchaffen. Ich hab es ja gleich geſagt, fuhr ſie nach einer Weile fort, der war nix for den Revenſtorfhof.

Auch Philipp erhob ſich. Er hatte von ſich ſprechen wollen und ſeinen Sorgen; was gingen ihn die andern Leute an?

Ich bin immer gut gegen Momme geweſen; aber wenn er einen Menſchen totſchlägt, dann muß er auch totgeſchlagen werden. Und ſeine Mutter hat niemals etwas auf der Welt genützt.

Man bloß, daß ſie ſein Mutter is! ſagte Dorette halblaut. Was ein Mutter is — ſie ſtockte und rieb einen Fleck ab, der dunkel auf der blanken Meſſingwage ſchillerte.

Achſelzuckend ging Revenſtorf aus ihrem Laden. Dorette war nicht mehr ſo nett wie früher; er wollte ſie nicht ſo oft mehr beſuchen.

Aber er kam doch wieder. Er hatte manchmal große Unruhe, und vieles ärgerte ihn. Zum Beiſpiel, daß der Advokat auf dem Lorenzenhof mehr zu ſagen hatte als er, und daß einige gute Freunde ihn etwas ſpöttiſch anſahen, wenn von der Erbſchaft die Rede war. Seine Frau wurde immer weniger freundlich gegen ihn, und manchmal kam es ihm vor, als wäre Heiſche auch anders geworden. Sie war ſehr herrſchſüchtig und wollte alles auf dem Hofe zu ſagen haben, und wenn ſie auch nicht ſchlug, wie ihre Mutter, ſo ging ſie doch jeden Tag härter mit den Dienſtboten um. Es war ein Glück, daß Philipp Revenſtorf noch die Geldgeſchäfte in Händen hatte, über ſeinen Büchern und Papieren ſitzen und darüber nachdenken durfte, wie viele Zinſen er jährlich aufs Kapital legen konnte. Und wenn er Abends keine Luſt mehr zu rechnen hatte, dann ging er in die Blaue Lilie und trank ſo viel Punſch, bis er ganz vergnügt wurde.

Es war ihm, als veränderte ſich Dorette recht ſehr in den nun folgenden Wintermonaten. Sie war ängſtlich und ſchreckhaft geworden, und wenn Revenſtorf in den Laden kam, dann mußte ſie ſich immer gleich ſetzen. Und wenn er ihr erzählte, daß er beinahe von allem Geld ſechs Prozent erhalte, dann freute ſie ſich nicht einmal ordentlich darüber. Auch nicht darüber, daß Heiſche ſie plötzlich einladen ließ, am erſten Weihnachtstag nach dem Revenſtorfhof zu kommen. Du mein Gott, ſagte ſie erſchrocken und

mit weißen Lippen. Nach Ruſchendorf und nach Ihren Hof ſoll ich, Herr Revenſtorf? Wo ich in meinen ganzen Leben nich mehr geweſen bin, ſeit die Zeit —

Philipp, der die Einladung überbracht hatte, lachte. Sei man nicht ſo, Dorette; Mutter iſt ja lange tot, und Heiſche will es. Sie mag dich noch immer gern leiden von damals her, als ſie in der Stadt Unterſchied lernte, und du kannſt dich mal ordentlich bei uns ſatt eſſen.

Aber Dorette ſchüttelte den Kopf.

Vielen Dank for die Ehre, Herr Revenſtorf, aberſten wo ich nich zwiſchen die Feinens gehöre, da will ich auch lieber nich hin.

Bei dieſem Entſchluß blieb ſie, und Frau Revenſtorf billigte ihn ſehr. Sie bekümmerte ſich niemals um Dorette Friedrichſen, und wenn ſie auch wußte, daß ihr Mann ſeine alte Liebe immer beſuche, ſo hatte ſie dafür höchſtens ein verächtliches Achſelzucken. Wer kein Geld hatte, der war für ſie nicht gefährlich. Sie hatte Heiſches Einladung nicht begreifen können. Revenſtorfs Tochter kam aber ſelbſt kurz vor Weihnachten in Frau Friedrichſens Laden.

Nun, Dorette, willſt du nicht einmal zu uns kommen?

Die alſo Angeredete ſah ſchüchtern auf die reiche Erbin. Heiſche Revenſtorf hatte keine ſo friſche Geſichtsfarbe mehr wie ehemals, und obgleich ſie ein

ſchweres ſeidnes Kleid trug, ſo war ſie kaum hübſch zu nennen.

Ach, mein Heiſche, ich mag nich ausn Laden. Und ich mag auch nich nach den Apfelgarten und nachn Hof, und — ſie ſtockte, um einige Kunden zu bedienen. Heiſche ſetzte ſich.

Biſt du böſe, weil Klaus weg iſt? fragte ſie, als die Kunden gegangen waren.

Von wegen Klaus? Dorette drehte der Fragerin haſtig den Rücken zu und machte ſich an einem Schiebladen zu tun. Wo ſollt ich böſe über ſein? Klaus is weg.

Ja, Klaus iſt weg! wiederholte Heiſche gleichmütig. Sei nicht böſe, Dorette; er war ganz nett; aber Vater meinte, es wäre das beſte, wenn er nach Amerika ginge. Es ging auch nicht anders. Und Momme iſt noch immer krank?

Krank? Dorette lief von einer Ecke des Ladens in die andre. Er liegt noch ümmer wie tot. Bloß daß er nich tot is. Die Knechtens haben ein büſchen viel Kraft gehabt for ihm, und ſein Mutter is geſtern unter die Erde gebracht worden.

Sie iſt tot? Heiſche fragte es mit halblauter Stimme, und Frau Friedrichſen wandte ſich ihr wieder zu.

Die Leute ſagen, daß es gut is, und es is denn ja woll ſo gut. All die Zeit, wo Momme eingebracht is und ſo wie tot dagelegen hat, hat ſie nicht eſſen wollen. Ich hab ihr gebeten vom Himmel zur Erde,

aberſten da war nix bei zu machen. Sie ſchrie nich, und ſie ſagt auch nix; ſo ganzen allmählich is ſie tot geblieben. Nu — in den Himmel kriegt ſie ja woll zu wiſſen — ſie ſtockte, und in ihrem müden Geſicht arbeitete es.

Heiſche ſah ſie nicht an. Ich wollte zehn Pfund Pflaumen beſtellen, zehn Pfund Reis und zehn Pfund Roſinen. Wir backen tüchtig fürs Feſt, und du mußt wirklich kommen, Dorette. Dann iſt Momme wohl noch gar nicht vors Gericht gekommen?

Dorette überhörte die Frage. Sie hatte ſich von neuem halb abgewandt und ordnete etwas auf dem Ladentiſch.

Denn wird ſie allens wiſſen, wiederholte ſie feierlich. Und vielleich is ſie denn nich ſo furchbar böſe, wo ich doch — ſie ſtockte. Ich bin auch man ſwach, ſetzte ſie weinerlich hinzu. Das Leben is ein büſchen viel for mir, Heiſche Revenſtorf. Wenn der liebe Gott man ein Einſehen haben und mir auch in ſeinen Frieden berufen wollte, denn könnt ich ihn auch allens ſagen. Und vielleich wär er denn nich ſo ſtreng mit mich —

Heiſche wiederholte ihre Einladung und nahm Abſchied. Sie war gerade ſo wie ihr Vater und konnte es nicht vertragen, wenn die Menſchen von ihren eignen Angelegenheiten ſprachen. Wenn Frau Friedrichſen gern ſterben wollte, dann mochte ſie es ja tun. Verſtimmt ſchritt ſie durch die verſchneiten Straßen der kleinen Stadt und verirrte ſich dabei

noch, ehe ſie in ihr Wirtshaus kam. Sie ſtand plötzlich vor einem kleinen einſtöckigen Haus, in dem die Armen der Stadt verpflegt wurden, und dann fand ſie ſich auch unerwartet in der Nähe des Kirchhofs, obgleich ſie dort nichts zu ſuchen hatte.

## Siebentes Kapitel

In dieſem Winter genoß Heiſche Revenſtorf ihr Leben. Sie tanzte auf allen Bällen in der Stadt und auf dem Lande; ſie hätte zweimal heiraten können und wurde dreimal verlobt geſagt. Aber ſie vermochte ſich noch nicht zum Heiraten zu entſchließen. Ihrem Vater war dieſes Zögern recht, während ſich Frau Wernerine ärgerte.

Heiſche will partout aus Liebe heiraten, ſagte ſie zu einer ihrer gleichaltrigen Freundinnen, einer Hofbeſitzersfrau, von der ſie hinter ihrem Rücken nur Schlechtes ſprach, mit der ſie ſich aber dennoch gern unterhielt. Liebe! Wasn Idee! Als wenn das dabei ſein müßte! Dann hätte ich Revenſtorf nicht genommen, und du nicht deinen Chriſtianſen.

Frau Chriſtianſen lachte, und dann kamen beide Frauen überein, daß man zum Heiraten wirklich keine Liebe brauche. Um die Oſterzeit ſtand Momme Lorenzen zuerſt vor Gericht. Er war noch ſchwach, und das Sprechen wurde ihm ſchwer, aber er ſagte,

daß er Lorenzen nicht ermordet hätte. Die Richter glaubten ihm halbwegs, aber der alte Lorenzen hatte ihn doch auf dem Totenbett des Mordes beschuldigt, und es war sonst niemand da, den man im Verdacht hätte haben können. Die Untersuchung ging also ihren gemächlichen Gang weiter, und der alte Lorenzen war beinahe schon vergessen, als Momme noch immer im Gefängnis saß.

Einmal hatte Frau Friedrichsen ihn besuchen wollen, aber er hatte gebeten, daß man ihn allein lassen möchte, und der Gefängniswärter, der mit der Botschaft bei Dorette erschien, meinte, sie sollte ihn auch nur in Ruhe lassen. Sein Kopf wäre noch schwach, und seitdem er erfahren hätte, daß seine Mutter gestorben sei, wollte er nicht mehr recht antworten, wenn er angeredet würde. Zum Sommer wurde er in das Gefängnis der größern Stadt gebracht, und im Dorfe war von ihm nur noch die Rede, wenn die Leute am Lorenzenhof vorübergingen, ihn sich zeigten und darüber lachten, daß der reiche Revenstorf ein Jahr lang auf seine Erbschaft warten mußte.

Dann aber kam ein Herbsttag, an dem das ganze Dorf, ja die ganze Gegend in Aufregung geriet. Peter Lorenzens Testament wurde in der Stadt eröffnet, und nicht Philipp Revenstorf war sein Erbe, sondern sein Enkel Momme Lorenzen. Momme, der Sohn der blöden Landstreicherin, der Kuhjunge, der Knecht auf dem Revenstorfhof, war

der rechtmäßige Beſitzer des Lorenzenhofs. Alle Papiere waren in Ordnung; Peter Lorenzen hatte noch eine Reiſe nach Schweden gemacht, wo ſich ſein Sohn verheiratet hatte und dann geſtorben war; Mommes Taufſchein war im Teſtament eingeſchloſſen, und Philipp Revenſtorf erhielt nur ein Legat von tauſend Talern, während der lange Schäfer in Sterkrade doch mit zehntauſend Talern getröſtet wurde.

Auf dem Revenſtorfhof wollte niemand die Geſchichte glauben. Frau Wernerine ſaß im Lehnſtuhl und lachte zornig vor ſich hin. Am liebſten hätte ſie alle Menſchen auf dem Hof mit der Peitſche geſchlagen. Von ihrem Manne bis zum jüngſten Gänſejungen. Das ging leider nicht, und ſie durfte ſich auch nicht merken laſſen, wie böſe ſie war. Aber als Philipp zu ihr trat und ſchüchtern ſagte: Rine, iſt es nicht gräßlich? da ſprang ſie auf und ſchlug ihn ins Geſicht.

Er rieb ſich nur die Backe und ſchlich leiſe davon. Als Heiſche ihn ſuchte, fand ſie ihn oben in einer Bodenkammer mit der leeren Rumflaſche vor ſich. Bei ihrem Eintritt wiſchte er ſich die Augen.

Dorette hätte das nicht getan, murmelte er.

Vor der Welt ließen ſich die Revenſtorfs nichts merken. Sie ſagten, daß ſie niemals auf die Lorenzenſche Erbſchaft gerechnet hätten, und Heiſche fuhr in die Stadt, wo gerade Markt war, um ſich ein Pferd zu kaufen, das ſie nicht nötig hatte. Und als das Erntebier kam, da tanzte niemand luſtiger als ſie.

Aber Philipp Revenſtorf hatte ſich doch verändert. Wenn er allein war, dann weinte er viel, und der Punſch machte ihn nicht mehr recht vergnügt. Vor ſeiner Frau hatte er mehr Angſt als jemals, und ſie war auch immer unfreundlich gegen ihn. Am Abend ſchlich er hin und wieder in den Apfelgarten und ſtarrte trübſelig vor ſich hin. Die Bäume waren jetzt kahl und ſtreckten ihre dunkeln Zweige ſtumm in die Winterluft, und nur Sperlinge hüpften noch in den Äſten umher.

Auch Heiſche hatte die Unruhe, aber ſie bezwang ſich und ſprach mit der Mutter über die Butter und den Käſe, über die Dienſtboten und über alles, worüber man ſprechen konnte.

Zum Frühjahr wurde Momme Lorenzen aus der Haft entlaſſen. Beinahe anderthalb Jahre hatte er in Unterſuchungshaft geſeſſen, aber der Mord konnte ihm nicht bewieſen werden. Sein Großvater hatte ſeinen Namen wohl nur genannt, weil er ſein letzter Gedanke geweſen war. So glaubten alle, die es gut mit Momme meinten, und ſogar die Richter meinten es gut mit ihm.

Die anderthalb geſtohlenen Jahre und ſeine Geſundheit konnten ſie ihm aber nicht wiedergeben. Er war ſchwach und ſiech geworden und kam nicht auf den Lorenzenhof. Der Advokat, der für ſeinen Großvater alles beſorgt hatte, führte auch für ihn weiter die Geſchäfte, und er ging auf Reiſen.

Wohin iſt Momme Lorenzen denn gegangen?

fragte Heische Frau Friedrichsen. Das junge Mädchen hatte sich angewöhnt, öfters in den Laden zu Dorette zu gehn und einen Augenblick auf ihrem alten Stuhl zu sitzen. Sie sprachen dann wenig miteinander. Dorette hatte das Reden eigentlich ganz verlernt, und auch Heische war schweigsam geworden.

Wo Momme hingegangen is? Dorette hob ihr blasses, altes Gesicht von der Arbeit auf. Ich weiß nich, klein Deern. Er soll sich ja woll ein büschen mit das Befinden bessern. Wo er doch noch immer krank is.

Früher ist er nie krank gewesen! sagte Heische ungeduldig.

Dorette nähte eine Weile, ehe sie antwortete.

Da war ihn ja auch noch nich so mitgespielt worden, erwiderte sie endlich. Ganzen gesund wird er woll nie und nimmermehr.

Hast du ihn gesehen?

Dorette nickte. Er hat bei mich eingekuckt. Zwei oder dreimal. Wo er doch freigekommen war und nu hier ins Wirtshaus wohnte, weil er mit den Aktaten zu tun hatte. Und mannichmal habe ich gedacht, das wär der klein Momme, wie er hier in mein Laden kam und forn Groschen allens kaufen wollt. Und denn war er es doch nich mehr, und denn war allens anders. O klein Deern — Frau Friedrichsen schlug die Hände zusammen —, hab man nie und nimmer ein Sünde auf dein Gewissen. Tue recht und scheue niemand, klein Deern, daß du geruhig slafen kannst; hier auf diese Welt und denn

aufn Kirchhof. Momme ſein Mutter, die kann in Frieden ſlafen; ja, das kann ſie, ganzen ſtill und geruhig. In dieſen Leben hat ſie es ſlecht gehabt, abers nu ſieht ſie vielleich unſern Heiland in ſeine himmliſche Freude. Und denn weiß ſie auch — ſie brach in ein ſo leidenſchaftliches Weinen aus, daß Heiſche ſie erſchrocken betrachtete.

Was haſt du, Dorette? fragte ſie, aber dieſe ſchluchzte nur ſtill weiter. —

Was Dorette wohl fehlen mag? fragte Heiſche nach einigen Tagen ihren Vater. Sie hatten über Landwirtſchaft und über Geld geſprochen; nun kam die Tochter mit dieſer unerwarteten Frage.

Philipp ſah mit trüben Augen vor ſich hin und antwortete nicht, aber am nächſten Donnerstag ging er zu Dorette in den Laden. Eigentlich dachte er nur noch an ſeinen Kummer und an ſein Geld; aber manchmal überkam ihn dann doch die Erinnerung an alte Zeiten.

Dorette war heute nicht allein. Ein junger Landmann ſtand vor ihr, der Einkäufe gemacht hatte und nun mit einem großen Paket wegging. Im Vorübergehen grüßte er Revenſtorf ſehr artig und redete ihn an.

Wiſſen Sie ſchon, Herr Revenſtorf, daß Werner in Neukirchen eine ſo große Erbſchaft gemacht hat? Alle Hypotheken auf ſeinem Hof werden gekündigt. Es iſt recht läſtig, da er ſo gute Zinſen zahlte.

Er ging, und Philipp lehnte ſich gegen den

Ladentiſch. Bei Werner in Neukirchen hatte er die zwanzigtauſend Taler von Tante Minna zu ſechseinhalb Prozent angelegt, und nun bekam er vielleicht das Geld ins Haus geſchickt, ohne zu wiſſen, wie er es wieder gut unterbringen ſollte.

Der Hofbeſitzer ließ ſich auf den Stuhl niederfallen und ſtarrte mit offnem Munde vor ſich hin. Er war nicht mehr ſo ſtattlich wie ehemals. Sein Haar war dünn und grau geworden, und ſein Geſicht war aufgedunſen.

Dorette, nun kriege ich das Geld ins Haus! ſagte er.

Frau Friedrichſen ſah ihn mitleidig an.

Gott, Herr Revenſtorf, ich kann mich nich denken, wie es is, wenn man viel Geld ins Haus kriegt. Und ich würd mir ja vielleich freuen, weil ich mit die Miete ümmer in Rückſtand bin. Abers es is ja woll ſchlimm for Sie!

Schlimm? Er ſchlug mit der Hand auf den Ladentiſch. Wenn Werner mir das Geld kündigt, dann kriege ich niemals wieder ſechseinhalb Prozent.

Dorette verſuchte ihn zu tröſten.

Nu, denn kriegen Sie ein büſchen weniger. So ein paar Talers, die machen Ihnen nich glücklicher, Herr Revenſtorf.

Philipp lachte vor Zorn. Was ſagſt du von meinen Zinſen? Ein paar Taler! Da ſieht man, daß du keine Idee von Geld haſt — keine Idee. So eine wie du, die keinen Groſchen auf der Naht

hat, die kann gut ſprechen. Die hat keine Sorgen — keine Sorgen!

Ohne Gruß verließ er den Laden, und als er ſpät Abends auf ſeinen Hof fuhr, war er ſo betrunken, daß ihn der Knecht vorſichtig vom Wagen heben mußte. Am andern Morgen hatte er Kopfſchmerzen und auch Angſt. Wenn ſich ſeine Frau näherte, ging er ihr ſcheu aus dem Wege, und als der Poſtbote auf den Hof kam, verſteckte er ſich im Pferdeſtall.

Weiß Mutter es ſchon? fragte er nachher Heiſche.

Seine Tochter ſah ihn erſtaunt an.

Was ſollte Mutter wiſſen?

Was ſollte ich wiſſen? fragte Frau Revenſtorf, die zum Unglück in der Nähe war. Sie hatte einen Kochlöffel in der Hand, mit dem ſie ein diebiſches Mädchen ſchlagen wollte, und ihre Stimmung war drohend. Was hältſt du hinterm Berg, Philipp? Iſt da wieder was paſſiert?

Nichts! erwiderte er haſtig und lief ſo eilig davon, daß er Wernerinens Schelten nicht mehr hören konnte. Heiſche bekümmerte ſich nicht viel um ihren Vater; heute hatte ſie ein wenig Teilnahme für ihn.

Iſt da etwas los, Vater? erkundigte ſie ſich am Abend des Tages. Er ſaß in dem alten, mit Leder bezognen Seſſel in der Wohnſtube und ſah vor ſich hin. Erſt als ſeine Tochter die Frage wiederholte, rieb er ſich die Augen.

Mutter wird doll werden, ſagte er kläglich, und es iſt auch furchtbar ſchlimm. Vielleicht wird es

noch viel ſchlimmer. Es iſt furchtbar ſchlimm, Heiſche, und Dorette hat keine Idee. Dorette, er wiſchte ſich wieder die Augen, Dorette — langſam ſtreckte er die Arme aus. Ja, dazumal, klein Heiſche. Als ich ihr einen Kuß geben wollte, und Großmutter dazu kam, damals kriegte ich Wernerine, und Geld muß auch zu Geld. Bloß, daß ich jetzt ſo bange bin.

Heiſche fand es richtig, ihren Vater zu Bett zu bringen, und Wernerine erſchien mit einer Rieſentaſſe voll Kamillentee, die er austrinken mußte. Daß ſie ihn dabei tüchtig ausſchalt, war ſelbſtverſtändlich. Er ſagte nicht viel dazu, und als ſie nachher zu Bett ging, ſchien er zu ſchlafen. Auch ſeine Frau ſchlief den Schlaf des Gerechten, erwachte aber gegen Morgen mit einem Schreck. Revenſtorfs Bett war leer, aber er war nicht weit gegangen: am Türpfoſten hing er, und er mußte ſchon ſeit einer Stunde da gehangen haben.

## Achtes Kapitel

Auf dem Revenſtorfhof war großes Leichenbier. Wernerine wollte der ganzen Welt zeigen, daß ſie ihren Mann noch im Tode ehrte, und ſie hatte ſo viel Schweine, Kälber und Hühner ſchlachten laſſen, daß ganz Ruſchendorf ſchon ſeit zwei Tagen

auf das Fest hungerte. Eigentlich war Frau Revenstorf noch böse auf ihren Mann, daß er ihr das mit dem gekündigten Kapital nicht gesagt hatte, und dann wieder schmeichelte es ihr, daß er so viel Angst vor ihr gehabt hatte.

So muß es mit den Männern sein, sagte sie zu Heische. Die müssen bange sein, sonst regiert man sie nicht. Und Vater war auch schon tüterig und hatte genug vom Leben. Wir zwei können es ja auch allein machen!

Heische sagte nicht viel. Sie mußte braten, backen und kochen; nur selten konnte sie sich in das Zimmer schleichen, wo ihr Vater mit einem Tuch über dem Gesicht lag, und wo zwei Frauen Tag und Nacht Wache hielten, Kaffee tranken und sich Spukgeschichten erzählen. Dann stand sie an dem verdeckten Lager und dachte an die Zeit, wo sie mit ihrem Vater in die Stadt gefahren war, und er alles getan hatte, was sie wollte. Sie hatte lange nicht mehr daran gedacht, wie gut er gegen sie gewesen war.

Am Tage vor dem Begräbnis traf sie Dorette Friedrichsen allein im Sterbezimmer. Sie saß neben dem Toten und streichelte seine unbedeckte Hand.

Mein klein Philipp, sagte sie leise. Mein armen, kleinen Jung! Is es allens ein büschen viel for dir geworden? Ach, du mein Gott und Heiland, seid ein büschen gut gegen mein klein armen Philipp!

Ihre Tränen fielen auf seine kalte Hand, und

Heiſche, die unbemerkt eingetreten war, ging leiſe wieder hinaus.

Revenſtorfs Begräbnis war ein Ereignis für das ganze Dorf. Aber als der Paſtor nicht zur feierlichen Grab- und Lobrede kam, und als die Glocken der Ruſchendorfer Kirche beharrlich ſchwiegen, da wurde Frau Wernerine ſo zornig, daß es ihr ſchwarz vor Augen wurde, und ſie umfiel. Sie erholte ſich gleich wieder; das große Feſt konnte glänzend zu Ende geführt werden, und Frau Revenſtorf aß und trank nach Leibeskräften. Aber in der Nacht bekam ſie einen Schlaganfall, und als Heiſche nach einigen Tagen allmählich zur Beſinnung kam, merkte ſie, daß ſie eigentlich allein in der Welt ſtand. Ihre Mutter lebte und konnte noch lange leben, aber da war irgend etwas mit ihrem Kopf geſchehn. Sie aß und trank und lachte und ſprach, aber ſie hatte kein Gedächtnis mehr und ſagte immer dasſelbe.

Revenſtorfs Tochter zeigte, daß ſie Revenſtorfs Tochter war. Keinen Augenblick ging die Wirtſchaft aus den Fugen; kein Pfund Butter wurde weniger eingeſalzen, kein Sack Hafer mehr gebraucht. Heiſche regierte ſo allein und ſelbſtändig, daß die Bewohner der Umgegend nur mit Achtung von ihr ſprachen, und daß ſie ſehr bald zwei Heiratsanträge von Witwern erhielt.

Aber ſie ſchrieb kurz ab und fuhr auch nicht mehr in die Stadt. Auf dem Revenſtorfhof war genug für ſie zu tun, und wer ſie ſehen wollte,

der mußte ſchon zu ihr kommen. Es kamen aber immer weniger Leute; einige waren bange vor der alten Frau Revenſtorf, die lachend und kichernd über den Hof lief, und andre behaupteten, Philipp Revenſtorf ſpökelte im Haus und in den Scheunen herum, was man ihm eigentlich nicht verdenken konnte. Denn wenn er auch mit viel Braten, Kuchen und Wein unter die Erde gebracht worden war, ſo hatten doch keine Glocken geläutet, und kein Paſtor hatte gebetet. Das war nicht gut, und das mußte Philipp die Ruhe im Grabe nehmen.

Als Heiſche ſiebenundzwanzig Jahre alt wurde, war ſie eigentlich aus der Liſte der heiratsfähigen Mädchen geſtrichen. Und doch war ſie ſtattlich und wohl anzuſchauen mit ihrem feſten, ruhigen Geſicht, ihrem ſchönen Blondhaar und ihrer kräftigen Geſtalt. Sie dachte ſelbſt kaum mehr ans Heiraten, und wenn die Korn- und Viehhändler, mit denen ſie hauptſächlich verkehrte, ihr einige derbe Anſpielungen machten, dann zuckte ſie wegwerfend die Achſeln.

Aber als ſie eines Abends in ihrem Apfelgarten ſtand und die kleinen roſenroten Wolken betrachtete, die am blauen Abendhimmel hingen, da atmete ſie doch ein wenig ſchneller als gewöhnlich. Die Droſſel ſang ſehnſüchtig im Gebüſch, und die Bäume hatten ſich in ein köſtliches Frühlingsgewand gehüllt, als wollten ſie es in dieſem Jahre beſonders gut machen.

Heiſche wollte berechnen, wieviel die Apfelbäume wohl tragen, und welchen Preis die Früchte bringen

würden, aber sie horchte auf den Vogelsang und fühlte den linden, duftigen Wind auf ihrer Wange. Und sie schloß die Lider auf einen kurzen, sehnsüchtigen Augenblick.

Als sie sie wieder öffnete, stand ein schlecht gekleideter Mensch vor ihr.

Guten Tag, Heische, sagte er. Du hast auf mich gewartet, nicht wahr? Nun können wir ja noch glücklich werden.

Es war Klaus Friedrichsen. Er hatte ein rotes, hartes Gesicht bekommen, und in seinen Augen flackerte es sonderbar, aber Heische erkannte ihn sofort.

Was willst du? fragte sie kalt.

Er lachte halb verlegen, halb belustigt.

Natürlich will ich dich heiraten, Heische. Sitzen lassen will ich dich doch nicht, nachdem du so lange auf mich gewartet hast. Das war nett von dir, Heische, und deinetwegen bin ich ganz allein aus Amerika gekommen.

Meinetwegen hättest du drüben bleiben können! sagte Heische gleichmütig.

Er sah sie aus zusammengekniffnen Augen an. Sei nicht so kühl, Heische Revenstorf. Früher bist du anders gewesen, und das war hübscher. Als du hier noch im Apfelgarten zu Momme Lorenzen sagtest: Ich liebe ihn! Weißt du noch? Und ich stand hinter dem Zaun und hörte es.

Unwillkürlich horchte sie auf.

Du hörtest es? Du warst ja in Amerika.

Er ſah haſtig zur Seite. Ja ja, ich war in Amerika, aber ein guter Freund hat mirs erzählt. Damals haſt du Momme gut abfahren laſſen, und das war recht von dir. Der Bengel hatte nachher zu viel Glück im Leben. Aber du willſt mich heiraten, nicht wahr, Heiſche, und wir wollen glücklich ſein?

Er legte den Arm um ſie und wollte ſie an ſich ziehen, aber ſie machte ſich los.

Was ſagt deine Mutter, daß du wieder hier biſt?

Klaus machte ein finſtres Geſicht.

Mutter mag mich nicht leiden; bei der bin ich noch nicht geweſen. Geſtern erſt bin ich angekommen und gleich zu dir gelaufen, Heiſche. Du haſt mir doch die Treue verſprochen!

Aber Heiſche wandte ſich von ihm ab und ihrem Großknecht zu, den ſie auf den Apfelgarten zukommen ſah, und der ſie ſuchte.

Klaus Friedrichſen mietete ſich in der Blauen Lilie ein. Er hatte etwas Geld mitgebracht und erzählte Wunderdinge von Amerika. Und außerdem machte er allerhand Andeutungen darüber, daß es ihm bald ſehr gut gehn würde.

Heiſche hörte davon, zuckte aber gleichmütig die Achſeln. Wenn ſie einmal an Klaus Friedrichſen gedacht hatte, hatte ſie ſich nur flüchtig geſchämt. Eigentlich lachte ſie über ſeine Dummheit, gerade ſo, wie ihr Vater über ihn gelacht hatte.

Aber Momme Lorenzen kam in dieſen Tagen nach Ruſchendorf und nahm Beſitz von ſeinem Hof.

Er war irgendwo ganz weit weg auf einer Schule geweſen und hatte Landwirtſchaft aus Büchern gelernt, und dabei hatte er ſich auch erholt. Er ſah friſch und ziemlich geſund aus, als ihn die Ruſchendorfer zum erſtenmal wieder in der Kirche ſahen. Beinahe hatte er noch dasſelbe Geſicht wie vor neun Jahren, es war nur viel männlicher geworden. Gleichmütig grüßte er, wer ihn grüßen wollte, und nach der Predigt ſchüttelte ihm der Paſtor ſo freundlich die Hand, daß man deutlich merkte, wie ſich der Herr über ſeine Rückkehr freute. Und der Paſtor war eigen, die Ruſchendorfer wußten es alle, beſonders nachdem er den reichen Revenſtorf nicht mit Glocken unter die Erde hatte bringen laſſen, obgleich der ſich nur aufgehängt hatte. Die Bauern ſaßen nachher in der Blauen Lilie und meinten, wenn der Paſtor nett gegen Momme Lorenzen ſei, dann könnten ſie es auch ſein. Im Grunde genommen war es ja nicht erwieſen, daß er ſeinen Großvater umgebracht hatte. Nur Klaus Friedrichſen ſchlug auf den Tiſch, fluchte und erklärte Momme Lorenzen für einen großen Schurken.

Auch Heiſche hatte ihren ehemaligen Kuhjungen geſehen. Den ganzen Sonntag dachte ſie an ihn und daran, daß über ſein dunkelblondes Haupthaar zwei weiße Streifen liefen. Und ſie dachte daran, daß ſie ihn zum Mörder ausgerufen hatte.

Als der ganze Hof ſchon zur Ruhe gegangen war, ſtand ſie noch am Fenſter ihres Wohnzimmers und träumte von vergangnen Zeiten. Sie hatte mit

Momme gespielt, und er hatte gehorcht, wenn sie befahl. Sie war auch Revenstorfs Tochter gewesen, und ihr mußte man den Willen tun.

Bei diesen Gedanken wurde ihr heiß zumute. Sie band einen langen Mantel um, ein weißes Tuch um den Kopf und ging auf den Hof hinaus. Es war eine kalte Frühlingsnacht; die Sterne funkelten, und der Wind strich klagend über die Felder. Heische ging eilfertig weiter; irgend etwas brannte in ihr: sie wußte nur nicht, was es war.

Und dann stand sie plötzlich auf dem Lorenzenhof und blickte in ein helles Fenster im Wohnhaus. Das war dasselbe Fenster, hinter dem einst Peter Lorenzen ermordet worden war. Und hatte er nicht gesagt: Momme Lorenzen?

Aber Heische glaubte jetzt selbst nicht mehr, daß er der Mörder gewesen sei. Und wäre ers gewesen? Sie lächelte ein wenig. Sie war Revenstorfs Tochter und konnte tun, was sie wollte.

Murrend schlug der Kettenhund an; als Heische aber regungslos stehn blieb, legte er sich wieder zum Schlafen. Vom Dorfkirchturm schlug es zwölf, und im Hühnerstall begann der Hahn zu krähen.

Eine Weile blieb Heische noch in Gedanken stehn. Der Lorenzenhof war nicht mehr, was er früher gewesen war. Der studierte Advokat in der Stadt hatte die Bewirtschaftung nicht verstanden. Da waren Mißernten und Viehsterben gewesen, und bares Geld sollte nicht mehr viel da sein.

Revenſtorfs Tochter konnte in der Dunkelheit allerdings nicht viel ſehen, aber ſie wußte, wie der Hof ausſah. Und ſie lächelte vor ſich hin.

Vom Hühnerſtall her raſchelte etwas, und Heiſche erwachte aus ihren Träumen. Eilig glitt ſie wieder vom Hof weg, und nur der Kettenhund grollte hinter ihr her.

Noch in der Nacht ſchlug das Wetter um, und nach der Kälte kam die Wärme. Wer am Morgen noch in einem warmen Rock zu Feld gefahren war, der kam um die Mittagszeit in Hemdärmeln nach Hauſe.

Nun gibt es morgen oder übermorgen ein Gewitter! ſagte die Lilienwirtin zu Klaus Friedrichſen, der neben ihr in der Haustür des Wirtshauſes ſtand. So iſt das immer bei uns. Erſt iſt es kalt, dann gibts Gewitter, und dann kommt die Kälte von neuem.

Klaus murrte etwas Unverſtändliches. Er war ein verdrießlicher Gaſt, und obgleich er noch immer bezahlt hatte, ſo wäre ihn die Wirtin gern los geweſen. Aber da er nun einmal hier wohnte, mußte ſie ihn auch unterhalten.

Und im Frühjahr kommen auch immer die Geſpenſter! ſetzte ſie hinzu.

Klaus ſah ſie groß an. Die Wirtin lachte.

Ja, Herr Friedrichſen, das iſt ganz gewiß wahr. Herr Revenſtorf hat auch einmal im Frühjahr geſpökelt, und nun kommt der alte Peter Lorenzen an die Reihe. Mich hats ſchon immer gewundert,

daß der ruhig in seinem Grab blieb, wo doch sein Mörder noch nicht entdeckt ist, und Herr Momme Lorenzen es wohl nicht getan hat. Aber nun ist der alte Mann auch auf seinem Hof gewesen und hat einmal nach allem gesehen. Die alte Lise vom Lorenzenhof, die immer im Hühnerstall schläft und nach dem Federvieh sehen muß, hat ihn letzte Nacht unterm Fenster stehn sehen. Ganz, wie er in den Sarg gelegt worden ist, mit einem weißen Tuch um den Kopf und einem langen schwarzen Rock. Komisch ist es ja, daß er gerade jetzt wiederkommt, wo Herr Momme Lorenzen auf dem Hof eingezogen ist. Aber vielleicht hat es auch etwas andres zu bedeuten. Nichts ist so fein gesponnen, es kommt ans Licht der Sonnen!

Der Lilienwirt rief nach seiner Ehehälfte, und sie verschwand eilig. Aber als sich gegen Abend die Gäste im Wirtshaus einstellten, erzählte sie allen, die es hören mochten, vom alten Lorenzen, und daß er auf seinem Hof erschienen sei.

Die Leute hörten ihr aufmerksam zu. In Ruschendorf hatte man von jeher Gespenster gehabt, und es war eigentlich wunderbar, daß man so lange nichts von ihnen gehört hatte. Es wurden die verschiedensten Ansichten laut, was Peter Lorenzen wohl auf seinem Hof gewollt habe. Wollte er Momme beunruhigen, oder hatte er sonst etwas im Schilde?

Klaus Friedrichsen war bei dieser Unterhaltung zugegen und wurde sehr unruhig.

In Amerika gibts keine Geister! rief er endlich.

Einer der Ruſchendorfer Bauern ſah ihn fragend an.

In Amerika iſt alles anders, entgegnete er. Aber hier in Ruſchendorf wird ſchon was paſſieren, wenn Peter Lorenzen umgeht!

Wahrhaftig, es paſſierte etwas. In der folgenden Nacht zog ein Gewitter auf, und der Blitz ſchlug in das Wohnhaus vom Lorenzenhof. Bis auf den neugedeckten Pferdeſtall braunte der ganze Hof ab, und als Momme Lorenzen am nächſten Morgen ſchwarz und mit verſengten Haaren vor ſeinem Erbe ſtand, da war er eigentlich ein armer Mann, denn dazumal war es noch nicht allgemein Brauch, ſeine Gebäude zu verſichern, und niemand hatte ihm geraten, das zu tun.

Die Knechte vom Revenſtorfhof hatten beim Löſchen und Retten geholfen, ſo viel ſie konnten, und auch Heiſche hatte mit in der Reihe geſtanden, um die ledernen Löſcheimer vom Dorfteich nach dem Feuer zu befördern. Aber es war nutzloſe Arbeit geweſen; von der Feuerſtätte kam nur noch Qualm und brenzliger Geruch, und Revenſtorfs Tochter ſtand jetzt auf ihrem eignen Grund und Boden und ſah nach Momme Lorenzen aus, dem ſie durch ihren Großknecht angeboten hatte, im Revenſtorfhof zu wohnen. Aber der Knecht kehrte mit der Meldung zurück, daß Herr Lorenzen Platz genug im Pferdeſtall hätte.

Heiſche zuckte die Achſeln. Früher war Momme ja auch ſchon manchmal ſonderbar geweſen. Er würde ſich ſchon beſinnen. Sie ging an ihre Geldkiſte und

ſah nach, wieviel bares Geld ſie liegen habe, und wieviel ſie Momme zum Aufbau leihen könnte.

Sie hatte gerade den Schlüſſel in die Taſche geſteckt, als ſich die Wohnſtubentür öffnete und Klaus Friedrichſen eintrat. Er hatte ein verſtörtes Geſicht und unruhig flackernde Augen.

Ich will wieder nach Amerika! begann er.

Heiſche betrachtete ihn gleichmütig.

Das tue nur, mein Junge. Und glückliche Reiſe!

Aber du ſollſt mir Reiſegeld geben, Heiſche Revenſtorf!

Ich? Sie lachte. Sie war überhaupt gut aufgelegt in dieſer Zeit. Hat Vater dir nicht ſchon einmal Reiſegeld nach Amerika gegeben?

Lumpige hundert Taler! grollte er.

Revenſtorfs Tochter lachte wieder. Das war genug, mein Junge. Mein Geld brauche ich ſelbſt!

Mit einem Zornlaut wollte er ihr nähertreten; da ſchlüpfte die Frau Revenſtorf ins Zimmer. Die alte Frau war ſehr friedfertig geworden; aber das Feuer der letzten Nacht hatte ſie aufgeregt.

Feuer, Feuer! flüſterte ſie Klaus zu. Feuer, Feuer! Und lauter Flammen!

Klaus Friedrichſen zog ſich mürriſch zurück.

Ich komme noch mal wieder, Heiſche Revenſtorf!

Meinetwegen! lautete ihre Antwort.

Sie war nicht bange vor Klaus; als er das Zimmer verlaſſen hatte, dachte ſie nicht mehr an ihn. Sie dachte an den Lorenzenhof, und wie er wieder

ſchön aufgebaut werden ſollte, und an Momme, der doch bald auf den Revenſtorfhof ziehen mußte. Wie hübſch er geworden war, und wie wacker er geholfen hatte! Ja, er war ein feiner Kerl.

Auch die Ruſchendorfer ſprachen gut über Momme. Niemand beneidete ihn jetzt, daß er den Lorenzenhof geerbt hatte, und man fand es rührend vom alten Lorenzen, daß er ſeinen Enkel vor dem Feuer gewarnt hatte. Denn deswegen, darüber waren ſich alle einig, war der alte Peter aus dem Grabe geſtiegen. Geiſter pflegten ſo etwas zu tun; wenigſtens wußten die ältern Ruſchendorfer Beiſpiele davon zu berichten. Die Wirtin in der Blauen Lilie ſagte zu Klaus Friedrichſen, daß ſie es netter gefunden hätte, wenn der alte Lorenzen den Blitzſtrahl verhindert hätte; aber Klaus gab ihr keine Antwort. Er war ſo ſchweigſam und verdrießlich, daß man nichts Rechtes mehr mit ihm anfangen konnte.

Einige Tage vergingen. Es wurde wirklich warm; Heiſche ſtand im Apfelgarten und ſah in die Ferne. Sie wollte an das Feld und die Landwirtſchaft, an das Vieh und die Butter denken, aber es gelang ihr nicht recht. Es ſchob ſich immer etwas andres in ihre Gedanken: etwas Weiches, Sanftes, Glückſeliges. Sie ſchalt ſich auch nicht, daß ſie ſo unvernünftig ſei; einmal im Leben wenigſtens konnte Revenſtorfs Tochter ja auch töricht ſein.

Frau Revenſtorf konnte noch immer nicht zur Ruhe kommen. Sie ſprach beſtändig vom Feuer, und

als eines Abends der Schornstein auf dem Revenstorfhof besonders stark qualmte, da erschrak sie und lief aus dem Hause.

Heische entdeckte nicht gleich, daß ihre Mutter nicht auf ihrem gewohnten Platz im Lehnstuhl saß, als sie es aber merkte, schickte sie die Knechte nach allen Seiten aus und begab sich selbst auf die Suche.

Sie lenkte ihre Schritte unbewußt zum Lorenzenhof hinüber. Wirklich, hinter dem Garten, dessen Bäume sämtlich die verheerende Glut des Feuers erlitten hatten und schwarz und verbrannt zum Himmel aufragten, hinter diesem wüsten Stück Bekümmernis hockte Frau Revenstorf und starrte ängstlich um sich. Sie wußte offenbar nicht, wo sie war, und als sie Heisches feste Hand auf ihrer Schulter fühlte, atmete sie erleichtert auf.

Redselig wollte sie berichten, wie sie hierher gekommen sei, aber sie konnte mit dem Bericht nicht zu Ende kommen, und dann stand auch plötzlich Klaus Friedrichsen vor den beiden Frauen.

Nun, Heische, fragte er, wann soll ich mein Geld holen? Zwölftausend Taler, Heische Revenstorf!

Heische warf rasch einen Blick um sich. Es wurde dämmerig; auf dem Felde und in dem verbrannten Garten konnte sie keinen Menschen entdecken. Klaus stand mit so drohendem Gesicht vor ihr, daß sie etwas wie Furcht spürte. Aber sie wollte nicht ängstlich sein.

Komm, Mutter! sagte sie zu Frau Revenstorf. Es wird dunkel, und du mußt zu Bette.

Klaus trat nahe an ſie heran, und ſein heißer Atem ſtreifte ihre Wange.

Mach mich nicht wild, Heiſche Revenſtorf. In Ruſchendorf bleiben will ich nicht, es iſt ein langweiliges Neſt, aber ich will Geld von dir — viel Geld. Du biſt es mir ſchuldig.

Er legte beide Hände auf ihre Schulter, aber ſie ſtieß ihn zurück.

Geh! rief ſie heftig, aber er faßte nach ihrem Hals, ſodaß ſie nichts mehr ſagen konnte.

Zwölftauſend Taler! knirſchte er, oder —

Frau Revenſtorf ſtieß ein jämmerliches Geſchrei aus, und plötzlich ſtand Momme Lorenzen vor den drei Menſchen.

Was geht hier vor? fragte er.

Langſam ließ Klaus das Mädchen fahren.

Nichts, was dich angeht, gab er finſter zur Antwort, während er zugleich in die Richtung blickte, wo vom Revenſtorfhof her zwei Knechte kamen.

Aber Heiſche ging auf Momme Lorenzen zu und legte ihm den Arm um den Nacken.

Sieh einmal, Momme, ſagte ſie, dieſer Bengel quält mich, daß ich ihm Geld geben ſoll. Ich will ihm aber nichts geben, Momme! Mein Geld iſt dein Geld, denn ich will dich heiraten, und wir können ſo bald wie möglich Hochzeit machen!

## Neuntes Kapitel

Auf diese Art proklamierte Revenstorfs Tochter ihre Verlobung mit Momme Lorenzen, und die Ruschendorfer fanden sie sehr edel. Denn sie konnte doch noch immer die besten Partien machen, wenn sie auch etwas alt geworden war, und Momme Lorenzen hatte eigentlich so gut wie nichts. Von allen Seiten wurde ihm Glück gewünscht, und große Bauern, die ihn seit dem Brande kaum angesehen hatten, kamen zu ihm und boten ihm Rat und Hilfe an. Wohin er kam, wurde ihm erzählt, wie viel Geld Heische Revenstorf hätte, wie viel Silberzeug und seidne Kleider, und wie klug sie ihre Kapitalien anlegte. Sogar die zwanzigtausend Taler, um die sich ihr Vater damals aufgehängt hatte, waren so gut von ihr angelegt worden, daß Philipp Revenstorf, wenn er es wüßte, sich darüber freuen würde.

Die Ruschendorfer freuten sich besonders auf das Hochzeitsessen, das nun doch einmal das Dorf vom ersten bis zum letzten Bewohner sättigen würde, und Fritz Matzen, einer der ärmsten und hungrigsten Jungen im Dorf, wußte seiner Freude nicht besser Ausdruck zu geben, als daß er sich als Gespenst verkleidete und die Leute am späten Abend zu erschrecken versuchte.

Auch Klaus Friedrichsen, der finster brütend im Dorf umherschlich, wurde eines Abends von ihm am Rock gezupft.

Ich bin Peter Lorenzen! wimmerte das Geſpenſt. Peter Lorenzen! wiederholte es, als der Angeredete wie erſtarrt ſtehn blieb. Peter Lorenzen! ſagte es noch einmal.

Jetzt begann Klaus zu laufen, und das Geſpenſt verfolgte ihn freudeſtrahlend. Es hatte nicht gedacht, daß ein großer Mann Angſt vor ihm haben könnte. Klaus lief durch das Dorf, über die Landſtraße und über die Felder. Endlich ſtolperte er laut aufſchreiend und fiel mit dem Kopf gegen einen Baumſtamm. Das Geſpenſt mußte kleinlaut ins Dorf zurück, ſeine Sünden beichten und den beſinnungsloſen Klaus holen laſſen. Klaus Friedrichſen lag einige Tage ſchwer krank. Als er etwas zu ſich kam, ſaß ſeine Mutter an ſeinem Bett.

Dorette Friedrichſen war krumm und grau geworden, aber ihre Stimme hatte noch den gewohnten müden freundlichen Klang.

Nu, mein klein Jung, fragte ſie, hat Gott dir geſtraft, und willſt die Wahrheit ſagen, oders muß ich es tun?

Wortlos verbarg Klaus den Kopf in den Kiſſen, aber die Wahrheit verbarg ſich darum doch nicht mehr. Und er war ſo windelweich vor Angſt und ſo ſchwerkrank, daß er vor dem herbeigerufnen Paſtor ſein Geſtändnis ablegte. Er hatte Peter Lorenzen ermordet, ſeinen Schreibtiſch erbrochen und mit dem Gelde das Weite geſucht.

Als alle Leute glaubten, daß Klaus nach Amerika

gegangen sei, hatte er sich noch in der Umgegend umhergetrieben, und am Tage vor dem Morde war er im Hause seiner Mutter gewesen und hatte ihr den Inhalt der Ladenkasse gestohlen. Deshalb hatte Frau Friedrichsen so viel Angst gehabt, so viel Angst und so viel Reue, und nun saß sie beinahe erleichtert am Bett des Schwerkranken, zog ihm die Kissen glatt und tröstete ihn nach ihrer Art.

Siehst du woll, klein Jung, der liebe Gott läßt sich nich spotten, und wenn er zuerstens auch ganzen still schweigt, so is er doch da und paßt auf, daß allens in Ordnung kommt. Und wer Menschenblut vergießet, des Blut soll wieder vergossen werden, und wenn dich der Kopp abgeslagen wird, mein klein Jung, denn will ich gern, daß er mich auch abgeslagen wird. Wo ich doch dein leibhaftige Mutter bin und dir gewiß nich lieb genug gehabt hab, denn sonsten wärst du woll nich so ganzen slecht geworden.

Aber trotz seines Geständnisses blieb ihr Sohn verstockt und trotzig. Als seine Mutter eines Tags den Rücken gewandt hatte, stand er auf, kleidete sich hastig an und entfloh. Wohin, konnte kein Mensch sagen, und niemand hatte Lust, nach ihm zu suchen, denn am folgenden Tage gab Revenstorfs Tochter Hochzeit, und das ganze Dorf freute sich auf das Fest und die vielen Kalbsbraten und Kuchen, die schon tagelang vorher gebacken worden waren.

Revenstorfs Tochter hatte in dieser Zeit viel Gutes getan, den Armen eine beträchtliche Geldsumme

gegeben und verſprochen, zum Neubau der Kirche beitragen zu wollen, und als ſie hörte, daß Klaus entflohen ſei, lief ſie gleich in die Blaue Lilie und bat Frau Friedrichſen, zu ihr zu kommen. Allen Menſchen hätte ſie geholfen, wenn ſie gekonnt hätte.

Aber Dorette lehnte die Einladung ab.

Laß man, klein Deern! ſagte ſie trübſelig, du biſt nun einmal glücklich und denn auch Philipp Revenſtorf ſein Tochter. Aberſten ich verſteh es nich mit mein eigen Fleiſch und Blut. Nu will Klaus nich mal auf ehrliche Weiſe ſein Strafe tragen.

Heiſche ſagte ihr tröſtende Worte, aber ſie vergaß Dorette ebenſogut wie alles andre. Sie konnte nur an ſich denken, und daß ſie nun Momme Lorenzen zum Manne nähme. Und daß die beiden Beſitztümer einen ſchönen, ſtattlichen Hof bilden ſollten, einen Revenſtorfhof, wie er noch nicht dageweſen wäre.

Dann kam der Hochzeitstag. Strahlend ſchien die Sonne vom Himmel, die Glocken läuteten, und ganz Ruſchendorf war frühzeitig auf den Beinen. Die alten Leute ſtanden zuſammen und ſprachen über Mommes Lorenzens Glück, und die jungen erzählten ſich von Heiſches weißſeidnem Kleid, ihrem ſchönen Ausſehen, und alle freuten ſich auf das Hochzeitseſſen, das wenigſtens zwei Tage dauern würde. Heiſche wußte nicht mehr recht, was ſie tat. Halb beſinnungslos ging ſie in die Kirche, ſprach das Jawort, ließ ſich von allen Leuten be-

glückwünſchen, und endlich ſaß ſie neben Momme an der Hochzeitstafel und nahm das erſte Stück Kalbsbraten. Nun war Momme ihr Mann und durfte nicht wieder weggehn, und wenn ſie heute Abend mit ihm allein war, dann wollte ſie die häßlichen weißen Streifen auf ſeinem Kopf ſtreicheln und ihm ſagen, daß es ihr leid täte. Eigentlich hätte ſie es längſt tun müſſen, aber ſie hatte wenig Gelegenheit gehabt, mit ihm zu ſprechen. Er war immer zurückhaltend und ſcheu geweſen. Nun ja, ſie war eben Revenſtorfs Tochter! — Lächelnd ſah ſie ihn von der Seite an. Er war ſo hübſch in ſeinem neuen ſchwarzen Anzug und ſo ernſthaft, das ſtand ihm gut, bald aber durfte er etwas freundlicher werden. Leiſe wollte ſie ihm die Hand unterm Tiſch geben, aber er ſah es nicht und ſtocherte in ſeinen Speiſen.

Es wurde Wein in Strömen geſchenkt, und die Gäſte wurden ſehr luſtig. Heiſche erinnerte ſich ihrer Wirtinnenpflicht, ſtand auf und lief überall herum, um nach dem Rechten zu ſehen. Im Meiereikeller, wo die Dienſtleute tafelten, und auf dem Hof, wo halb Ruſchendorf verſammelt war und ſie hochleben ließ.

Es wurde getanzt und dann wieder gegeſſen. Die Harmonika verſtummte, im Saal ſpielten die Geigen, und der weiche, warme Sommertag ging allmählich zu Ende.

Heiſche hatte Momme verloren. Zuerſt hatte ſie

ihn noch am Tiſch geſehen, nun war er verſchwunden. Er ſollte mit ihr tanzen, und ſie konnte ihn nirgends finden. Weder im Haus noch auf dem Hof. Ungeduldig ſah ſie nach ihm aus — dann lief ſie in den Apfelgarten. Ja, da ſaß er auf der kleinen Bank, ſtützte den Kopf in die Hand und ſah finſter vor ſich hin, während Dorette Friedrichſen auf ihn einredete.

Sei man geruhig, mein klein Momme. Sie is nu mal Revenſtorfs Tochter, und da is nix bei zu machen. Was ſie will, das will ſie!

Ich wünſchte, ich wäre nie nach Ruſchendorf gekommen! rief Momme.

Ja, mein klein Jung, beſſer wär es geweſen. Abers da is nu nix mehr bei zu machen. Und du biſt ja auch ein feinen Mann geworden!

Ein feiner Mann! Er lachte höhniſch. Ins Gefängnis hat ſie mich gebracht, halbtot hat ſie mich ſchlagen laſſen! Nun heiratet ſie mich, und wenn ich nicht verhungern will, muß ich ſie nehmen. Und ich habe auch keine Kraft — er faßte nach ſeinem Kopf —, kaputt hat ſie mich geſchlagen! Er ſtöhnte.

Dorette ſtreichelte ſeine Hand.

Hab ihr man ein büſchen lieb, bat ſie. Meinen Jungen hat ſie auch aufn Gewiſſen, aber der is nu einmal von Natur böſe. Du biſt ja ein guten Jung, Momme!

Er ſchüttelte den Kopf. Ich bin nicht mehr gut; ſie hat mich ſchlecht gemacht. Und liebhaben — ich kann ſie nicht liebhaben!

Hätteſt man nich wiederkommen ſollen! ſeufzte die alte Frau.

Du haſt gut reden, Dorette. Ich hatte ja nun doch einmal den Hof geerbt, und anſehen mußte ich ihn mir. Wie konnte ich auch wiſſen, daß ſie noch nicht verheiratet war? Aber — er legte die Hände auf die Knie — laß mich nur etwas weiter ſein. So, daß ich den Hof gut verkaufen, und daß ich Mutter ein ſchönes Kreuz ſetzen kann, dann laufe ich weg von Revenſtorfs Tochter.

Hab ihr man ein büſchen lieb! wiederholte die Alte; aber über ſein Geſicht ging ein harter Zug, und ſeine Augen flimmerten.

Nein! entgegnete er.

Heiſche hatte hinter dem Zaun geſtanden und jedes Wort gehört. Nun wandte ſie ſich um und ging langſam ins Haus zurück. Ihr weißes Kleid ſchleppte durch den Sand, und ein Dornzweig der Hecke zerriß ihr den Schleier. Vom Saal her aber ſummten die Geigen, und die Männer ſtampften und lachten. Es war nicht jeden Tag ein Feſt im Dorf, wie die Hochzeit von Revenſtorfs Tochter.

* * *

Nach der Ernte wurde Klaus Friedrichſens Leiche in einem Graben gefunden. Es war nicht ganz ſicher, ob er ſich ſelbſt das Leben genommen hatte oder vor Erſchöpfung geſtorben ſei. Eigentlich war

es auch einerlei, und als er in aller Stille auf dem Stadtkirchhof beerdigt worden war, wurde er ſchnell vergeſſen. Nur die Kinder in Ruſchendorf ſprachen noch manchmal von ihm, und Fritz Matzen, der damals Peter Lorenzens Geſpenſt geſpielt hatte, ging nicht mehr gern allein im Dunkeln über die Straße. — Dorette verkaufte ihren Laden, der ſchon lange nicht mehr ordentlich gegangen war, und mietete ſich ein Stübchen, worin ſie Strümpfe ſtricken, an Philipp Revenſtorf und ihren Sohn denken konnte. Weil es ihr aber immer klarer wurde, daß ſie Klaus nicht lieb genug gehabt hätte, wurde ſie um ſo milder und ſanfter gegen andre Menſchen.

Auf dem Revenſtorfhof ging das Leben weiter wie ſonſt. Heiſche regierte, und Momme ging auf ſeinen Hof, um den zu bewirtſchaften. Wenn man die Ehegatten zuſammen ſah, ſprachen ſie von der Landwirtſchaft, vom Vieh und von den Butterpreiſen, und da dies alles doch die Hauptſache im Leben iſt, ſo waren ſie gewiß ſehr glücklich.

Ein Jahr war vergangen, und Momme Lorenzen hatte ſich etwas verändert. Er war heiterer, ſprach freundlich mit den Untergebnen, und wenn er den allerkleinſten Kindern begegnete, dann kam es vor, daß er ſtill ſtand und ihnen über die Haare ſtrich. Und wenn er über ſeinen Hof ging, wo ein Gebäude nach dem andern in die Höhe wuchs, dann nickte er zufrieden vor ſich hin, als wollte er ſagen:

Es ist doch meine Heimat, und ich will sie auch nicht entbehren.

Da kam die Julinacht, in der auf dem Revenstorfhof ein Junge geboren wurde. Momme Lorenzen ging mit großen Schritten auf dem Hofe hin und her, sah in den blaßgrauen Sommerhimmel und horchte auf das Krähen der Hähne.

Dann wurde er zu Heische gerufen, und die andern Menschen mußten das Zimmer verlassen.

Komm ganz nahe! sagte die junge Frau mit klarer Stimme, und Momme stellte sich neben sie und sah mit flimmernden Augen in ihr bleiches Gesicht.

Heische — begann er, aber sie unterbrach ihn.

Ich weiß Bescheid, Momme. Du hast dir einen Jungen gewünscht, und ich habe ihn dir gegeben. Sorge nur, daß er gut und ordentlich wird und etwas von der Landwirtschaft versteht lernt. Denn den Revenstorfhof muß er doch später einmal haben, wenn ich auch nichts dagegen sagen will, daß deine andern Kinder etwas vom Barvermögen bekommen.

Heische — Momme versuchte zu sprechen, aber sie hob die Hand.

Laß man, Momme. Ich weiß, daß ich sterben werde, und das ist auch wohl in der Ordnung. Mit dir bin ich nicht so gewesen, wie ich hätte sein sollen, und es ist auch wohl möglich, daß Klaus nicht auf so schlechte Wege gekommen wäre, wenn er sich nicht einmal eingebildet hätte, ich würde ihn heiraten. Das kann alles sein, Momme, und

ich will mich nicht entſchuldigen. Ich habe immer gedacht, weil ich Revenſtorfs Tochter wäre, wäre ich etwas ganz Beſondres, aber das iſt doch nicht ganz richtig geweſen.

Heiſche! — Momme ſetzte ſich auf ihr Bett und faßte ihre Hand, aber ſie unterbrach ihn wieder.

Laß man, Momme. Gib mir ein ordentliches Leichenbier, und das rotbunte Kalb kann dazu geſchlachtet werden; aber wenn der Paſtor mich loben will, dann ſag ihm nur, daß das nicht nötig tut. Du weißt ja — ſie atmete kurz auf, du weißt, daß ich es nicht verdient habe. Aber — mühſam richtete ſie ſich halb in die Höhe — aber wenn du mich in deinen Arm nehmen wollteſt und mir einen Kuß geben, ich glaube, ich würde doch noch mehr in Frieden ſchlafen.

Er nahm ſie in ſeine Arme und küßte ihre blaſſen Lippen.

Du ſollſt hierbleiben, Heiſche. Ich habe dich doch lieb gehabt, aber du regierteſt immer ſo, und dann war Klaus da. Und ich wurde böſe und wollte dich nicht lieben.

Du haſt mich lieb gehabt? Ihre Augen leuchteten auf. Ach Momme, dann will ich alles vergeſſen. Das ganze letzte ſchreckliche Jahr und die Nächte, wo ich Gott um den Tod gebeten habe. Momme, ſag es noch einmal!

Sie lachte hell auf vor Seligkeit und drückte ſich feſt in ſeine Arme. Aber ehe er ihr noch ein Wort

der Liebe ſagen konnte, zuckte ſie zuſammen, und ihr Geſicht wurde ſtarr.

* * *

Nun iſt Revenſtorfs Tochter ſchon lange tot, und die meiſten Menſchen haben ſie vergeſſen. Aber Momme Lorenzen geht doch noch jeden Sonntag nach der Kirche an ihr Grab und ſpricht ein Gebet für ſie. Im übrigen iſt er nicht anders wie die andern Leute. Er iſt ein guter Landmann geworden, ein Mann, der in der Gegend etwas zu bedeuten hat, und dem man nicht anmerkt, daß das Leben einſt auch für ihn Stürme gehabt hat. Nun gleitet ſein Schifflein durch glatte Wellen; ſein Sohn macht ihm Freude, und wenn ihm einſt die Leichenrede gehalten werden muß, dann wird der junge, neue Paſtor kaum wiſſen, was er von ihm ſagen ſoll. Revenſtorfs Tochter wird ſich aber ſicherlich freuen, wenn Momme Lorenzen wieder zu ihr kommt. Und dann für immer und ewig.

# Aus der alten Heimat

# Der kluge Kelling

Der alte Kontrolleur Lorenzen war bange vor dem Kirchhof und ging niemals darüber. Mit steifen, vorsichtigen Schritten wandelte er langsam um ihn herum und patschte lieber in unergründliche Wasserlachen, als daß er seine Füße über die breiten schattigen Wege des Friedhofes gesetzt hätte.

Wir kannten den alten Lorenzen gar nicht; aber wir fanden ihn sehr dumm. Denn unser Kirchhof war nach unsrer Ansicht der angenehmste Aufenthalt in der Stadt. Er hatte wundervolle Lindenreihen, die im Sommer kühlen Schatten gaben und im Rauhreif des Winters wunderhübsch glitzerten. Im Frühling sangen die Vögel zuerst auf dem Kirchhof, und auf seinen Gräbern blühten die ersten Blumen.

Dabei lag die letzte Ruhestatt der Toten mitten in dem kleinen Ort. Das Leben der Straßen zog sich an ihm entlang, die stattlichsten Häuser standen in seiner Nähe, und wer dorthin zum letzten Schlaf gebracht wurde, der blieb eigentlich mitten zwischen

ſeinen ihn überlebenden Verwandten und Freunden. Alle Kirchgänger mußten am Sonntag an ſeinem Grabe vorübergehn; er mußte die Wagen in der Straße rollen, die Schulkinder ſpielen hören, niemals konnte er ſich einſam und verlaſſen fühlen.

So dachten wir, und Kelling, der Totengräber, der zugleich unſer Freund war, teilte unſre Meinung.

Kinners, ſagte er, mich deucht, ſon Kirchhof als unſern gibt es nich in die ganze Welt. Abers ich halt ihm auch gut in Ordnung, und was an mich is, ſo will ich ihm auch ümmer in Ordnung halten!

Weshalb iſt eigentlich Herr Lorenzen ſo bange vor dem Kirchhof? fragte ich.

Milo und ich ſaßen nämlich neben einem halb zugeſchaufelten Grabe und hatten mit dem Totengräber wieder einmal über die Abneigung des Kontrolleurs geſprochen.

Kelling griff in ſeine Weſtentaſche, holte ein Priemchen heraus und betrachtete es lange, ehe er es in den Mund ſteckte.

Was es is, weiß ich nich! erwiderte er. Ich glaub, er is bang vorn Tod!

Er iſt bange vorm Tode? Wir machten große Augen. Vor vielen Dingen waren wir ſchon ſehr bange geweſen, vorm Tode noch niemals.

Ja ja ja! ſagte Kelling, indem er bedächtig ausſpuckte. Was die feinen Herrens ſind, die machen ſich mannichmal dumme Gedankens. Das kommt von die Feinheit. Ich mach mich nie Gedankens.

Abers ich bin auch ein guten und ein rechtſchaffnen Mann, was nich jedwerein von ſich ſagen kann. Herr Propſt hat es mich all ümmer geſagt. Kelling, ſagt er, Sie ſind ein ſehr braver Mann! — Herr Propſt, ſag ich, ich tu mein Pflicht und Schuldigkeit. — Denn wer einen heiligen Beruf hat, der muß gut ſein; ſonſten is das nix mit ihn. Und Totengräber is ein heiligen Beruf!

Wir hörten Kelling ſtill zu. Wir waren gewohnt, daß er von ſeiner eignen Vortrefflichkeit ganz durchdrungen war; und wir wußten, daß wir ihn nicht unterbrechen durften.

Als er aber jetzt ſchwieg und eine kleine Schaufel voll Erde in das Grab warf, begannen wir wieder zu ſprechen. Iſt Kontrolleur Lorenzen denn nicht ſo gut wie du, Kelling?

Kelling lächelte.

Nu, was ſollt er nich gut ſein. Gut ſind die meiſten Menſchens, und einen, der bein Zoll geweſen is und beinah ein Orden gekriegt hat, der hat natürlicherweiſe kein ſlechtes Herz. Er hat den Orden ja nich gekriegt, weil daß der König gehört hat, daß er bein Smuggeln ein büſchen viel die Augens zugedrückt hat. Abers er hätt ihm doch beinahe gekriegt und is ganzen gewiß kein böſen Mann. Wenn abers jemand ſon büſchen hart mit ſeinen Sohn is, denn mag er auf ſeine alten Tage natürlich nich auf den Kirchhof gehn.

Iſt Herr Lorenzen ſchlecht gegen ſeinen Sohn

geweſen? frägten wir weiter. Kelling köpfte mit der Schaufel einige Hundeblumen und warf die gelben Blüten dann in das halboffne Grab.

Nu, ſlecht is er ja natürlich nich geweſen. Was die Feinens ſind, die ſind ja niemalen ganzen ſlecht; bloß — die Turmuhr ſchlug zehn Uhr Vormittags, und Kelling ſteckte ſeine Schaufel in einen Erdhaufen.

Was die Zeit doch flinkenmang geht. Nu is es all wieder zehn, und ich muß ein büſchen veſpern, was mich auch gut bekommt.

Er hatte erſt vor einer halben Stunde die Arbeit begonnen. Aber wir wußten, daß er wenigſtens dreimal am Vormittag „veſperte“, uud wunderten uns nicht beſonders darüber. Wir forderten ihn vielmehr dringend auf, uns etwas von Lorenzens Sohn zu erzählen.

Der Totengräber machte ein verdrießliches Geſicht.

Kinners, beis Eſſen is das Sprechen hellſchen ſwer. Man kann nich zwei Herrens dienen, was mich Herr Propſt auch immer geſagt hat, wenn ich ihn darum gebeten hab, ob ich woll noch ein klein Stelle außer dieſen heiligen Amt kriegen könnt. Ich mein ſon klein Stelle, wo man nix bei zu tun hat und bloß das Geld kriegt. Denn was mein Einnahme is, ſo is ſie man klein, und hungern kann ich doch nich. Abers Herr Propſt ſagt, er weiß kein Stelle, wo man nix bei zu tun hat. Was ich nich begreifen kann, weil die Feinens doch all nix

zu tun haben. Kontollöhr Lorenzen auch nich. Und der kriegt noch ein Pangschon und kann ganzen gewiß jedweden Vormittag sechsmal vespern! Kelling seufzte bei diesen Worten, dann aß er ein großes Stück Butterbrot und nahm aus einer dunkeln Flasche einen langen Schluck.

Unterdessen hatten Milo und ich unsre Taschen lange und eingehend untersucht. Wenn der Totengräber von seiner schlechten Einnahme sprach, dann wußten wir, daß er ein Geschenk von uns erwartete.

Ich hatte nichts bei mir, was des Verschenkens wert gewesen wäre. Nur einen schwarzen Maikäfer, den wir seiner Farbe wegen einen König nannten. Aber ich hatte ihn platt gesessen, und er schien die Besinnung verloren zu haben. Doch Milo fand in seiner einen Hosentasche zwischen Bindfaden und Nußschalen einen Bankschilling, von dem er zögernd Abschied nahm.

Hier, Kelling. Ich schenke dir etwas. Nun mußt du uns aber auch etwas erzählen!

Der Totengräber steckte das Kupferstück in seine Westentasche.

Mußt nich so ausverschämt sein, Milo, sagte er verweisend. Forn Bankschilling kann kein ein viel erzählen. Und ich weiß auch nix. Bloß von den alten Kontollöhr, aber das is nix for dir. Wenn du dich auch woll ein Beispiel an seinen Sohn nehmen konntest. Nämlich daß du dich nix in den Kopp setzt und nich deinen irdischen Willen haben

willſt. Was niemalen gut tut. Er ſchwieg eine Weile und ſah nach dem halbvollendeten Grabe.

Nu muß ich all wieder an der Arbeit. Was kein Vergnügen is, beſonders nich bei dieſe Leiche, wo ich nix for kriegen tu. Mich deucht, Michel Volquartſen hätt auch gern in Petersdorf unter die Erde können, wo er doch ümmer in jungen Jahrens for die Bauerns in Petersdorf Miſt gefahren hat. Abers ſo is es, wo die Laſt iſt, da krieg ich ihr. Und nu ſitzt Stine Volquartſen ganzen allein in ihr klein Wohnung. Sneidern tut ſie ja, und ich glaub, ſie hat ein büſchen zu tun. Einſam wird es aber for ihr werden. Wenn ſie damalen den alten Herrn Lorenzen ſein Guſtav geheiratet hätt, denn könnt ſie allens gemütlicher nehmen. Abers der alt Kontollöhr wollt ja nich. Nich fein genug! ſagt er. Ja ja, die Feinens wollen allens nach ihren Kopp haben. For Stine hat es mich damalen leid getan. Und nu, wo ich ihren Vater unter die Erde bring, muß ich auch an ihr denken. Sie hat geſtern Abend hellſchen geweint. Ehedem, als ſie mit Herr Lorenzen ſein Guſtav hier aufn Kirchhof ſpazieren ging und ihn unter die Trauereſche ein Kuß gab, da hat ſie nich geweint. Da lacht ſie übers ganze Geſicht, und in ihre Augens kam ſon klein hellen Schein. Ja ja!

Kelling hielt inne und horchte auf die Turmuhr, die halb elf ſchlug.

Nee doch, was die Zeit geht. Kaum ſitz ich ein büſchen und will mir verpuſten, denn ballert

die Uhr all was sie kann. Und ich hatt mich doch so viel vorgenommen, was ich allens tun wollt. Ja, Kinners, da könnt ihr selbstens sehen, daß man sich nix vornehmen muß. Und daß ich Volquartsen unter die Erde bringen muß, is auch swer for mir, denn er is von mein erste Frau ihr Bruderstochter ihr Swager noch ein klein büschen mit mich verwandt. Darum sagt ich damalen auch gar nix, als Stine Volquartsen und Lorenzen sein Gustav zusammen Arm in Arm gingen. Sowas is mich nich unbekannt; denn ich bin auch mit die Mädgens Arm in Arm gegangen und hab ihnen geküßt, was ein ganzen nettes Gefühl is. Und zwei Frauens hab ich auch gehabt, bei die ich swere Erfahrungens machen mußte. Denn was ein richtigen Ehestand is, da is viel Wehe bei, wie mich das der alte Herr Propst, der nu schon lange tot is, auch in seine beiden Trauredens gesagt hat. Abers wenn man jung und frisch is, denn denkt man nich an allens, was noch kommen kann. Denn nimmt man sein Deern in den Arm und küßt ihr; gerade so wie Gustav das bei Stine gemacht hat, und wer ein vernünftigen Vater is, der steht nich auf die Kirchhofsmauer und springt mit einmal mitn Stock in die Hand mitten zwischen die Liebesleute und schilt und schilt, daß all meine Totens in die Gräbers aufwachen müssen!

Wer hat das getan? fragte ich, als Kelling einen Augenblick Atem holte. Er sah mich vorwurfsvoll an.

Kind, mußt nich ſo dumm fragen, wo ich doch gleich wieder an der Arbeit muß. Das war natürlich Herr Kontollöhr Lorenzen, der es nicht haben wollt, daß ſein Guſtav ne Braut hatt, die Michel Volquartſen ſein Tochter war. Michel war ſein Lebtag einen ſehr anſtändigen Menſchen. Ich glaub nich, daß er einen Tag geſeſſen hat, was doch ganzen großartig is; abers er war man bloß ein ſimpeln Arbeiter, und ſein Stine hatt erſt gedient, und denn lernt ſie das Sneidern, weil ſie die ſwere Arbeit nich vertragen konnt. Und ein nüdliche Deern war ſie, das war ganz gewiß. Das ſagt ich auch an Herrn Lorenzen, als ich ihm vom Kirchhof nach Haus bringen mußt. Er hatt ſich ja ſo in die Dollheit geflucht, daß ihn die Luſt verging, und er ſich an ein von die Grabkreuzens halten mußt, wenn er nich lang hinſlagen wollt. Und von ſein Sohn war nix zu ſehen. Der war mitn blaſſen Geſicht nach die eine, und Stine war auf die andre Seite gegangen; Herr Lorenzen ſtand ganzen allein und kuckt ſich um, ob ihn nich jemand helfen kann. Da kam ich denn an. Herr Lorenzen, ſag ich, ſeien Sie man nich ſo hitzig. Stine is ein klein nüdliche Deern, und ich glaub auch, daß ſie kochen kann, was bein Eheſtand die Hauptſache iſt. Und wenn Sie ihr zuerſt nich mögen, denn tut das nix. Denn Sie ſollen ihr nich heiraten. Der Geſmack iſt ja auch verſchieden. Ich red ihn noch mehr zu, und weil er gar nix ſagt und ſich auch von mir an den

Arm kriegen und wegbringen läßt, so mein ich, daß er mir gern zuhören mag. Was ja auch begreiflich is, weil ich das Snacken verstehe. Da sag ich ihn denn noch allerlei. Daß es zum Beispiel ganzen natürlich is, wenn ein Vater und ein Sohn einen andern Gesmack bei die Mädgens haben. Was mein Vater war, konnt meinen Gesmack auch nich begreifen, woan ich mir natürlicherweise nich kehrte. In spätern Jahrens konnt ich meine Frauens auch nich mehr so furchtbar lieb haben, abers zuerst mocht ich ihnen doch leiden. Na, so was verzähl ich denn den alten Herrn und bring ihn auch glücklich for seine Haustür. Abers wie ich nu steh und denk, er soll mich ein klein Trinkgeld geben for all meine Bemühungens, da dreht er sich um und kuckt mir ganz giftig an. Und was sagt er? Ein jeder fege vor seiner Tür! In dieselbe Minute is er in sein Haus gegangen und bedankt sich nich mal. Ich bin würklich verbahst gewesen, denn wo ich jedweden Sonntag in der Kirche gehe, wie es sich for meinen heiligen Stand gehört und würklich ein gerechten Mann bin, so weiß ich ebenso gut mit die Religion Bescheid wie der Kontollöhr. Und wo ich jedweden Sonntag was aus die Bibel höre, so braucht man mich auch nich Wochentags mit die Weisheit zu kommen, von die ich viel besser Bescheid weiß. Dazumalen bin ich doll geworden, und als ich an den nächsten Tag Gustav Lorenzen sehe, wie er beis Grab von sein Mutter steht und ein Esablatt ab=

ſneidet, da faß ich ihn an den Arm und ſag ihn, daß er man nich ſo ein trübſeliges Geſicht ſneiden ſoll. Ich wüßt ein Platz in den Glockenturm, da könnt der alt Kontollöhr nich hinkucken. Und wenn er mich hin und wieder ein paar Schillings geben wollt, denn konnt er und Stine da ein büſchen nett zuſammenſitzen. Aberſten Guſtav war auch man ein Tranküſel. Er kuckt mir bloß an, und denn geht er weg. Den andern Tag hör ich, daß er nach Hamburg gereiſt is und ſich da auf ein Dreimaſter nach Braſiljen verheuert hat. Er war nämlich Seemann und wollt ſein Steuermannsexamen machen!

Kelling ſtand langſam auf und griff nach ſeinem Spaten.

Was nich is, das is nich! Nu geht man nach Haus und ſeid fleißig, Kinners. Denn wer fleißig is, der hat noch Freude vons Leben. Ich bin all mein Lebtag fleißig geweſen; daher hab ich auch in den heiligen Stand eintreten dürfen!

Biſt du denn noch böſe auf den alten Herrn Lorenzen? fragten wir.

Nee, ſagte er würdevoll. Ich trag nich nach, weil ich zu gut von Gemüt bin. Mich hat bloß Stine Volquartſen leid getan, die nu bald an die Dreizig is und nich heiraten wollt. Da war ein Slachter aus Lemkenhafen, zweihundertzwanzig Pfund ſwer, und eine ſchöne Kundſchaft. Der hat zweimal bei ſie angefragt; abers ſie wollt nich. Sie

wollt bei ihren Vater bleiben, ſagte ſie. Nu ſitzt ſie allein, und Kontollöhr Lorenzen ſitzt auch allein. Den ſein Herz is abers verſtockt, und er geht niemalen aufn Kirchhof. Einmal, weil er vorn Tod bange is, und denn, weil er nich gern an allens denken mag, was hier paſſiert is. Denn ſein Guſtav is nich wiedergekommen, und kein Menſch weiß, wo er is. Und zehn Jahrens is es woll her, daß Stine und Guſtav ſich ein büſchen lieb hatten. Nu is Michel Volquartſen tot, und Stine is allein, und ich denk mich, daß Guſtav Lorenzen von die Fiſchens aufgefreſſen is. Ja ja, man ſoll ſeine Kinners nich in alle Stückens entgegen ſein! Da kommt nix bei heraus! O du meine Zeit, ſlägt es da all Viertel vor elf?

Kelling, der etliche Schaufeln Erde in Volquartſens Grab geſchaufelt hatte, ſah vorwurfsvoll zu dem Turm hinauf. Dann ſteckte er die Schaufel wieder in den Erdhaufen und zog ſeufzend ſeine Jacke an.

Nu muß ich Mittag kochen und ein büſchen ſlafen. Kinners, geht man an der Arbeit und vernöhlt nich die Zeit. Und ich mein, daß ihr mir heute man wenig geſchenkt habt!

Langſam ging er den breiten Fußweg hinunter, der in die Stadt führte, aber wir ſtanden noch eine Zeit lang an Michel Volquartſens Grab und ſprachen über ſeine Tochter. Wir kannten Stine ein wenig. Sie ſchneiderte nicht allein für Bekannte von uns, ſie half auch aus bei allen möglichen Gelegenheiten,

wie zum Beiſpiel bei Schlachtereien, Kindtaufen und Begräbniſſen. Sie war ein ſtilles Mädchen mit freundlichen Augen, die wir gern leiden mochten. Aber ſie war in unſern Augen ſo unheimlich alt und vernünftig, daß uns der Gedanke, ſie ſei eine „nüdliche Deern“ geweſen, ſehr verwunderlich erſchien. Wir nahmen uns jedoch vor, ſie einmal zu beſuchen und ſie zu fragen, weshalb ſie den Schlachter aus Lemkenhafen, der zweihundertzwanzig Pfund wiege, nicht heiraten wolle. Das mußte doch gewiß ein ſehr netter Mann ſein.

Dieſen Vorſatz vergaßen wir ſehr bald wieder. Wir ſahen Stine Volquartſen gar nicht in dieſer Zeit und dachten nicht mehr an ſie. Dagegen war uns der Kontrolleur Lorenzen durch Kellings Erzählung ſehr viel intereſſanter geworden. Wenn wir den ſteifbeinigen alten Mann langſamen Schrittes ſpazieren wandern ſahen, dann überkam uns immer die größte Luſt, ihn zu fragen, ob er nicht einmal auf den Kirchhof gehn wolle. Aber wir taten es nie. Herr Lorenzen hatte einen ſo unfreundlichen, kalten Blick in ſeinen Augen, daß wir doch niemals Neigung empfanden, ihn zu einem Spaziergang einzuladen.

Unſer Kirchhof war in dieſer Zeit gerade beſonders ſchön. Weiße und rote Roſen blühten in großen Mengen auf den Gräbern und erfüllten die Luft mit ihrem Wohlgeruch. In den Linden ſangen die luſtigſten Vögel, und wenn die Sonne auf die weißen und die ſchwarzen Grabkreuze ſchien, und der

Wind darüber hinhuſchte, dann konnten wir uns keinen herrlichern Garten vorſtellen als dieſen, worin die Toten ſo ſanft ſchliefen.

Um dieſe Zeit ſtellte uns Kelling ſeinen Sohn Friedrich vor, der auf dem Kirchhof arbeiten ſollte. Das war ein ziemlich langer und ſchweigſamer Mann, der auf unſre vielen Fragen einſilbig antwortete und manchmal nur mit einer Art von Verzweiflung den Kopf ſchüttelte. Und er hätte uns doch gewiß viel erzählen können. Er hatte nämlich die Gärtnerei in Holſtein erlernt und war mehrere Jahre weg geweſen, ohne ſeine heimatliche Inſel zu beſuchen. Alſo mußte er doch ſehr viel erlebt haben.

Aber es ſchien nicht, als ob er gern mit ſeinen Erlebniſſen herausrückte, was wir unbegreiflich fanden.

Weshalb iſt dein Friedrich eigentlich ſo langweilig? fragten wir Kelling eines Tages.

Der Totengräber ſah uns beleidigt an. Was ſollt mein Friedrich woll langweilig ſein! Das is ein ganzen klugen Jungen, der ſich auch was von die Welt angeſehen hat. Bis nach Preetz is er gekommen und hat woll an die hundert Schuſters geſehen, die da wohnen. Nee, der is nich langweilig, der hat es bloß mit die Gedankens. Na, und daß er nich ſo klug ſein kann wie ſein Vater, das is doch zu begreifen. Denn ich bin mein Lebtag von ſo guten Verſtand geweſen, daß all die

Menſchens ſich da über gewundert haben. Mein erſte Frau ſagt auch ümmer: Oh, mein Kelling, wo biſt du einmal klug! Sie war ja auch ein büſchen dumm; abers nich ſo ſlimm wie die meiſten Weibers. Vielleich, daß mein Friedrich da was von abgekriegt hat; obgleich er ein guten und gehorſamen Jung is, der mich noch niemalen Verdruß gemacht hat. Na, ich geb ihn ja auch in meinen heiligen Beruf ein gutes Beiſpiel. Wenn ich an den alten Kontolföhr denk, der ſo gräſig mit ſein einzigen Sohn war, denn muß ich mir doch wundern. Die Feinens wollen ümmer ſo gut ſein; abers mich deucht, Herr Lorenzen hätt ein büſchen beſſer ſein können!

Während dieſer langen Rede ſtand Kelling an einem Grabe, an dem er mit gewohnter Langſamkeit die Roſen beſchnitt und von ihren dürren Blättern reinigte.

Nachdem dieſe Arbeit getan war, ſeufzte er und ſetzte ſich einen Augenblick in das hohe Gras.

Nu kann ich mir woll ein büſchen verpuſten, ehe daß ich die Glocken läut. Wenn ihr da mit an ziehen wollt, denn könnt ihr das for meinswegen tun!

Der Totengräber war nämlich auch Glocken-läuter, und für uns gab es kein ſchöneres Vergnügen, als ihm bei dieſem Geſchäft zu helfen, das er ſelbſt ſehr anſtrengend fand.

Was iſt denn heute los? fragten wir.

Nu, wißt ihr denn nich, daß Slachter Weiland aus Lemkenhafen Stine Volquartſen heiratet? Er

is ein prachvolle Pattie; und sie is da nu denn auch ganzen snell zu gekommen, weil ihr Vater so viel Schuldens hatt, und sie aus den Haus mußt. Ja, die hat ordentlich Mallöhr gehabt; nu abers kriegt sie es auch gut. Jedwede Woche wird bei Weiland geschlachtet: mannichmal ein Kalb, und mannichmal ein Swein. Da kann sie nich verhungern!

Kelling wischte sich den Mund und seufzte sehnsüchtig.

Na, fuhr er fort, ich freu mir, daß es Stine noch so gut geht. Gestern hab ich ihr auch gratteliert, weil ich doch noch mit sie verwandt bin. Und ich meint, Weiland hätt mich zu die Hochzeit einladen können, was ich ihn auch sagte. Abers er sagte, sie hätten man ganz wenig eingeladen, von wegen die Trauer um den alten Volquartsen. Was mich ein büschen viel dünkt. Denn wenn jemand tot is, denn is er tot; un wenn da ne Hochzeit in die Familje is, denn soll man ihr feiern. Nu, jedweder muß wissen, was er tut. Weiland hat mich ein Taler geschenkt, und ich hab ihn gesagt, daß mein Geburtstag in Oktober is, wo ich ja natürlicheweise von meine Verwandtens was annehm. Denn wer nix for seine Familje tut, der is ein Sweinigel!

Er war aufgestanden, und wir folgten ihm in den Turm, wo das Seil hing, mit dem die lustige Hochzeitsglocke geläutet wurde.

Eifrig zogen wir daran, während Kelling ſich niederſetzte und uns zuſah.

Man ümmer fleißig! ermahnte er nach einer Weile, als wir etwas müde wurden. Wer an der Arbeit geht, der muß ihr auch zu Ende bringen. Denn dürft ihr auch nachher das Trauung ſehen!

Ob wir dazu Luſt hatten, wußten wir aber noch nicht. Beſonders Milo war ſehr bedenklich.

Wenn die Braut weint, dann gehe ich nicht hinein! ſagte er.

Kelling lachte. Was ſollt Stine weinen, wo ſie ſon gute Pattie macht?

Die Bräute weinen immer! erklärte Milo entrüſtet. Neulich waren wir in der Kirche, als eine Braut einen ganz reichen Mann heiratete. Aber ſie weinte doch ſchrecklich, und wir wurden auch traurig, und das war gar nicht nett!

Wir hatten nämlich das ſchluchzende „Ja" einer Braut mit einem ſo teilnahmvollen und lauten Gewimmer begleitet, daß wir aus der Kirche gebracht worden waren.

Kelling nahm einen Schluck aus ſeiner ſchwarzen Flaſche und knotete an dem ausgefranſten Glockenſeil.

Ja, denn will ich da nich zu raten. Weibers ſind ja komiſch, was ich auch ümmer gedacht hab. Wenn ich mich auch nich erinnern kann, daß meine Frauens bei die Trauung weinten. Aber ich hatt ſelbſt ſwere Gedankens, was woll davon kam, daß der Propſt ümmer von den Weheſtand ſprach, in

den ich gehn ſollt. Na, das mag man nich ſo furchbar gern!

Die Trauung von Stine Volquartſen ſahen wir uns alſo nicht an. Aber wir läuteten die Glocken, als die feierliche Handlung beendet war, und liefen dann ſchnell an die Kirchtür, um das Paar noch zu ſehen. Jedoch wir kamen zu ſpät und hörten nur noch von den Umſtehenden, daß der Bräutigam in einer blauen Sammetweſte impoſant ausgeſehen hätte, daß aber die Braut noch geweint habe, als ſie ſchon den Kirchhof verlaſſen hatte.

Da freuten wir uns nicht wenig, der Trauung nicht beigewohnt zu haben. Denn wenn man ſo früh am Morgen ſchon Tränen vergießen mußte, dann taten einem die Augen den ganzen Tag weh.

Mit Kelling ſprachen wir nachher noch darüber, ob die jetzige Frau Weiland wohl während der Trauung an Guſtav Lorenzen gedacht habe, mit dem ſie doch auf dem Kirchhof ſpazieren gegangen war, und den ſie auch geküßt hatte.

Aber er glaubte es nicht.

Nee, Kinners, ſagte er. Sowas is nich möglich. Denn was die Liebe is, die dauert nich ſo lang. Ich weiß das ja von meine Frauens. Gott, ich war ja an ihnen gewöhnt, und daß ſie mich den Pallitoh anhalfen, wenn ich Sonntags in der Kirche ging, das war gut, und ich konnt da nix gegen haben. Abers wenn ſie nu einmal tot bleiben, denn muß man ſich daein finden, und es geht nich

ſlecht. An allens kann man ſich gewöhnen, auch an den Witwerſtand. Man hat da ſein Freiheit, was auch nich von Übel is!

Wir ſtanden neben Kelling in der Kirchhoftür und hatten ihm eben ein Päckchen Tabak geſchenkt, über das er ſich ſehr freute.

Man ümmer fleißig, ſagte er gerührt. Und man ümmer ſchenken! Denn kann es euch ins Leben noch gut gehn!

Da geht Kontrolleur Lorenzen! rief ich. Dabei deutete ich auf den kleinen magern Mann, der langſam an der Kirchhofsmauer entlang ging und den Kopf gar nicht hob.

Ja ja, meinte Kelling, der hat nu ſein irdiſchen Willen. Ich hab man neulich von Bäcker Ehlers ſein Sohn gehört, daß Guſtav Lorenzen in Südamerika wohnt, und daß er zu Kriſchan Ehlers geſagt hat, er käm nich eher retuhr, bis daß er Stine Volquartſen heiraten könnt. Was ihn ja nu verpurrt is. Herr Lorenzen ſoll ihn auch ein Brief geſchrieben haben, er hätt Sehnſucht nach ſein Sohn, und alt wär er auch: ob er nich allens vergeſſen wollt. Weil es doch noch viele Frauenzimmers in die Welt gäbe, die ſein Guſtav kriegen könnt. Und dagegen is nix zu ſagen. Denn alle Mädgens wollen in den Eheſtand hinein!

Jürgen hatte die Glocken nicht mitgeläutet. Er erſchien jetzt neben uns und fragte nach Friedrich, mit dem er eine Art Freundſchaft geſchloſſen hatte.

Der is nich hier! antwortete ſein Vater. Is heut Morgen nach Petersdorf gegangen, wo ſie aufn Kirchhof ein paar Bäumens umpflanzen wollen. Was der Totengräber da is, der is ein Dösbaddel und verſteht von nix was. Abers mein Friedrich, der kann allens, was von mich kommt. Da ich doch ſeinen leibhaftigen Vater bin und ihn das Gute beigebracht hab. Denn ich bin immer for die Arbeit geweſen, Kinners, wie ihr das ſelbſtens ſehen könnt. Und nu geht man nach Haus und tut was, wo ich mich auch mein Veſperbrot holen will!

Wir trennten uns alſo von Kelling und begaben uns auf die Straße, wo wir noch einmal Herrn Lorenzen begegneten. Er ging ſehr gebückt und hatte ein ſo altes, verſchrumpeltes Geſicht, daß wir ihn wirklich mit einiger Teilnahme betrachteten. Aber er lächelte mit ſeinem zahnloſen Munde vor ſich hin und ſchien einige zufriedne Worte zu murmeln. Als er aber in die Nähe des Kirchhofs kam, bog er eilig auf die andre Seite der Straße.

Der Sommer neigte ſich ſeinem Ende zu, und die ganze Inſel ſtand unter dem Zeichen der Ernte. Durch die ſonſt ſo unbelebten Straßen der kleinen Stadt fuhr ein Kornwagen nach dem andern. Bis auf den ſtillen Kirchhof klang das Knallen der Peitſchen und das Schnauben der müden Pferde, und die Toten unten in der Erde mußten ſchon ſehr tief ſchlafen, wenn der Lärm von draußen ſie nicht erwecken ſollte.

DEPARTMENT OF GERMAN STUDIES
STANFORD UNIVERSITY
STANFORD, CALIFORNIA 94305

Aber sie waren daran gewöhnt und hatten zu ihren Lebzeiten ebenso lustig geknallt und gesungen wie heutigentages ihre Söhne und Enkel. Deshalb rührten sie sich auch nicht und schliefen ruhig weiter.

In der Erntezeit waren alle Menschen vergnügt. Besonders natürlich, wenn das Wetter gut war, und alle Früchte des Feldes trocken eingebracht werden konnten. Auch wir teilten diese allgemeine Heiterkeit, fuhren auf den hohen Kornwagen durch die Stadt und kamen uns sehr wichtig vor.

Der Kirchhof wurde in dieser Zeit von uns sehr vernachlässigt, weil wir wirklich keine Muße für ihn hatten. Wir liefen aber täglich doch etlichemal über ihn und wunderten uns, daß wir den Totengräber so selten sahen. In diesen Wochen hatte er allerdings immer am wenigsten zu tun, denn in der Ernte starb eigentlich kein Mensch auf der Insel. Niemand hatte Zeit zu sterben, das wußten wir ebensogut wie die Tatsache, daß auch keine Kinder geboren wurden. Wenn dies einmal geschah, dann fand man es nicht richtig und prophezeite dem neuen Ankömmling, der sich so gar nicht um die hergebrachte Sitte kümmerte, allerhand Unheil, ebenso wie man es geschmacklos fand, den Totengräber in Arbeit zu setzen.

Er selbst hatte sein eignes Stück Land, von dem er erntete, und das ihm, nach seiner Beschreibung, unendlich viel Arbeit machte. Aber er mußte doch hin und wieder die Pflanzen der Gräber pflegen

und die Kirchhofwege in Ordnung halten. Deshalb ſprachen wir doch über ſeine Abweſenheit, die vielleicht länger als eine Woche dauerte, und freuten uns, ihn an einem trüben Sonntage aus der Kirche kommen zu ſehen.

Nun, Kelling, fragte ich, indem ich mich in ſeinen Weg ſtellte, wo haſt du denn geſteckt? Biſt du krank geweſen?

Kann woll ſein! erwiderte er mürriſch.

In der Erntezeit darf man nicht krank werden! ſagte Milo ermahnend.

Ich hatt mit mein Land zu tun! ſagte Kelling jetzt, während er neben uns ſtehn blieb und mit glanzloſen Augen um ſich blickte. All die Gerſte ſollt geſnitten werden: das war ein gräſige Arbeit!

Half dein Sohn Friedrich dir denn nicht? erkundigten wir uns. Iſt der eigentlich noch immer in Petersdorf?

Nee! murrte der Alte. Dann machte er eine Bewegung, als ob er weggehn wollte; als er aber merkte, daß wir ihn erwartungsvoll anſahen, entſchloß er ſich noch einige Worte zu ſagen.

Ich hab mir mit Friedrich verzürnt. Nach den alten verdrehten Jungen braucht ihr mir nich wieder zu fragen!

Mit großen Schritten ging er davon und ließ uns im größten Erſtaunen zurück. Jürgen wurde ganz kummervoll. Er ſagte, Friedrich ſei wirklich ein guter Kerl und hätte ihm noch gerade vor der

Reiſe nach Petersdorf einen ſchönen Totenſchädel verſprochen. Und wenn er den Schädel nicht bekäme, dann würde er ſehr, ſehr traurig werden.

Aber ſeine Trauer nützte nichts. Friedrich kam wirklich nicht wieder, und der alte Kelling hantierte mit einem Geſicht auf dem Kirchhof herum, das uns veranlaßte, ihm vorſichtig aus dem Wege zu gehn. Bis Jürgen eines Tages auf den Gedanken kam, eine Hauskollekte zu veranſtalten und mit dem magern Ertrag den alten Totengräber aufzuſuchen. Dieſer war gerade damit beſchäftigt, die dürren Lindenblätter auf Haufen zu kehren.

Hier habe ich vierzehn Bankſchilling für dich, Kelling, dafür kannſt du dir etwas kaufen!

Nu natürlich! Die düſtere Miene des Alten hellte ſich etwas auf. Lang man her! Viel is es ja nich, abers Geſchenkens darf man nich ausſlagen!

Kommt Friedrich immer noch nicht wieder? fragte Jürgen ohne jeden diplomatiſchen Übergang, und Milo und ich ſahen ihn ganz erſchrocken an. Kelling aber ſchien ſein ſtrenges Verbot gänzlich vergeſſen zu haben. Er ſchob ſeine fettige Mütze von einem Ohr zum andern, ſchüttelte den Kopf und wiſchte ſich über den Mund, wie er immer tat, wenn er zu einer langen Unterhaltung anſetzen wollte.

Ja ja ja, Jürrn, ſagte er. Nach Friedrich da kannſt noch lang fragen. Der kommt nich wieder, weil daß er ein ungehorſamen Jung is. Und was den Ungehorſam is, ſo hab ich den in Kieker, den

laß ich mich nich gefallen, wo ich rechtschaffen in meinen heiligen Stand wandel und kein ein was zuleid tu. Und wer das mitn Grünkohl von mich sagt, der is ein Sweinigel, und ich kann in meinen heiligen Stand nich dulden, daß ich ein Swiegervater von ein Sweinigel sein Tochter werd! — Er spuckte zur Bekräftigung seiner Worte aus, setzte sich auf seine mit dürren Blättern halb gefüllte Schiebkarre und sah uns der Reihe nach an.

Wir standen regungslos vor ihm, und er rieb seine magern Knie mit nachdenklicher Miene.

Kuckt man nich so, Kinners. Wie es is, so is es einmal, und Friedrich is mein Sohn nich mehr. Er slachtete überhaupt ümmer nach mein erste Frau, was sein Mutter war, und die hatt nich halb meinen Verstand. Heiraten is auch nicht gut for die jungen Kerls, wo sie gleich die Grappen in den Kopp kriegen und was zu haben wollen for den Ehestand; wo ich mein Magonischrank selbstens brauch und mich nich einfällt, ihm an Friedrich zu geben!

Jürgen stieß jetzt einen Verzweiflungsschrei aus.

Aber Kelling, wir können kein Wort von dem verstehn, was du erzählst!

Wenn wir ungeduldig wurden, dann schien der Alte immer eine Art von Befriedigung zu empfinden. Schrei man nich so, Jürrn! sagte er. Du bist ein büschen hitzig, was nich gut is, und denn hast du auch nich meinen Verstand. Sonstens hättest du mir doch gleich begriffen. Allens hab ich schon verzählt,

daß nämlich mein Friedrich Krischane Sörensen in Petersdorf heiraten will, was ein Tochter von Sören Sörensen is, mit den ich seit meine Konfirmatschon in Feindschaft lebe. For die Feindschaft bin ich sonstens nich, weil es for meinen heiligen Stand nicht gut is; Sörensen konnt ich abers mein Lebtag nich ausstehn. Erstens deswegen nich, weil er mich mal mitn Gesangbuch an Kopp slug, als wir in der Konfirmatschonstunde gingen. Bloß weil ich ihn ein Stück Lakritzen aus die Tasche genommen hatt. Und wenn ich nach zehn Jahrens mal aus Versehen in sein Garten kam und mich ein klein büschen da wegholte, so braucht Sörensen darum nich in die ganze Welt zu posaunen, daß ich bei sein Grünkohl gewesen bin. Denn Irren is menschlich, und Grünkohl is Grünkohl; da braucht man nich von zu snacken. Abers Sörensen hat nu mal son intsamten Kurakter, was auch woll davon kommt, daß er sein Lebtag aufn Dorf sitzt und ümmerlos an die alten Geschichtens denkt. In die Stadt vergißt man sowas. Ich mein, der Slag soll mir rühren, als Sören zu mich kommt und sagt, er wollt nich mehr an den Grünkohl denken. Unser Kinder, die hätten sich lieb, und da wollt er nich gegen sein! Nu denk einer an! Da wollt er nich gegen sein! Als wenn er da was bei zu tun hätt! Wo ich doch der Vater von den Jungen bin und da natürlicheweise was gegen hab!

Aber wenn Sörensens Tochter nun doch nett ist!

meinte Jürgen, der für Friedrich ein Wort einlegen wollte.

Nett? Kelling sah ihn böse an. Ich kenn ihr nich; abers Sörensen sein Tochter kann nich nett sein. Schon von wegen die Ausverschämtheit, die in diesen Kerl sitzt. Wo er nich allein meinen Sohn zu den Mann von seine Tochter will; er will noch fufzig Banktalers for die Aussteuer haben und denn auch den Magonischrank, den mein erste Frau mit in der Ehe gebracht hat, und der in mein beste Stube steht. Sörensen sagt, der Schrank gehört Friedrich, und ich sollt ihm man abrücken, was ich nich tu. Und die fufzig Banktalers geb ich auch nich. Denn ich bin nich for den Ehestand, der ein Wehestand is. Zweimalen hab ich mich das von den seligen Propsten sagen lassen müssen; nu will ich nich, daß Friedrich auch noch in das Mallöhr kommt. Und denn mit Sörensen sein Tochter!

Wo ist Friedrich denn jetzt? fragten wir. Der Alte war so aufgeregt, daß wir ihn teilnehmend betrachteten. Er stieß einen murrenden Laut aus.

Da weiß ich nix von. Ich hab ihn gesagt, Friedrich, sei vernünftig, heiraten is nix, die fufzig Banktalers und der Magonischrank sind auch nix. Bleib du bei mich, und üb dich in den heiligen Beruf und die Genügsamkeit!

Was sagte er da? erkundigte sich Jürgen, als der Alte schwieg und düster um sich blickte.

Er sagt nix. Son Verstand wie ich hat er ja nich,

und mits Snacken kann er auch kein Geld verdienen. Er slägt nach sein Mutter. Ich hab noch tüchtig an ihn herumgescholten, und denn is er weggegangen. Wo er is, weiß ich nich. Is mich auch einerlei. Mich is bloß um einen gehorsamen Jung zu tun, und for meinswegen kann er wegbleiben. Da mach ich mich nix aus. Und nu geht man, Kinners, und bringt mich bald mal ein Geschenk, weil daß ich es gut brauchen kann!

Wir gingen. Jürgen war besonders verstimmt, weil er, wie schon bemerkt worden ist, für Friedrich etwas übrig hatte. Milo und ich nahmen die Sache ruhiger und vergaßen sie sehr bald.

Nun kam der Herbst mit seinen Stürmen. Auf dem Kirchhof war es unfreundlich. Überall lagen die dürren Blätter; auf den Wegen standen große Wasserlachen, und die Gräber sahen wüst und traurig aus. Da war es denn eine Barmherzigkeit des Himmels, einen großen Schneefall zu schicken, der die ganze Stadt und auch den Kirchhof in ein schneeweißes, stilles Gewand hüllte.

Wir waren sehr vergnügt. Nach dem ersten Schneeballfest wurde ein Handschlittenvergnügen unternommen, und dann sollte sofort ein Schneemann gemacht werden.

An Kelling dachten wir viele Tage gar nicht, als wir aber auf dem Friedhof einen Menschen schaufeln sahen, liefen wir zu ihm, um uns nach dem Totengräber zu erkundigen. Da hörten wir denn, daß er schon seit einigen Wochen krank sei.

Das is woll Waſſerſucht! ſagte der Mann, deſſen Name Juhls war. Erſtens kommt es in die Beinens und denn in die Boſt, und denn is es vorbei. Ich hab es ihn auch geſagt. Denn ich kenn die Krankheit. Mein Großmutter hat ihr auch gehabt.

Dieſe Nachricht erſchreckte uns ſehr. Noch an demſelben Tage beſuchten wir unſern alten Freund, der im Bette lag und uns nicht gerade freundlich begrüßte. Ein Topf mit Suppe, den wir ihm mitgebracht hatten, ſtimmte ihn jedoch etwas milder.

Nu, das is gut! ſagte er. Setzt euch man und verzählt mich was. Juhls lügt ſo furchbar, den kann ich kein Wort glauben!

Wir erzählten ihm, daß Schnee gefallen ſei.

Das weiß ich all! entgegnete er. Augen hab ich noch in Kopp, wenn ich auch der Waſſerſucht haben ſoll, was ganzen gewiß nicht wahr is! Was kuckſt ſo, Milo?

Ich wollte gern einmal deinen Mahagoniſchrank ſehen! erwiderte mein Bruder.

Laß man! Kelling richtete ſich ein wenig im Bette auf. Da is nix an zu ſehen. Und ich hab kein Waſſerſucht. Wo ſollt ich ſon Krankheit herkriegen? Juhls is ein gräſigen Lügenbeutel. Und vons Geſchäft verſteht er auch nix.

Iſt Friedrich noch immer nicht wieder da? fragte Jürgen.

Kelling legte ſich wieder hin. Nee, ich weiß nich, wo er is. Hab man gehört, er ſollt in Holſtein ſein!

Soll ich ihm einen Brief ſchreiben? fragte Jürgen weiter.

Nee! lautete die verdrießliche Antwort. Er is ein eigenſinnigen Bengel; von ihn will ich nix wiſſen!

Wir nahmen Abſchied von dem Kranken, deſſen Unterhaltung uns heute kein Vergnügen bereitete. Er ließ uns auch gleich gehn, nur mich rief er noch einmal zurück.

Wenn da was Feines ſtirbt, denn komm und verzähl mich das. Ich krieg die Gebührens und nich Juhls, der ſon Lügenbeutel is und mich vielleich gar nix verzählt! Haſt mir verſtanden?

Ich verſprach ihm gern, ihn, ſoweit es in meiner Macht läge, über die Todesfälle im laufenden zu erhalten.

Sollen wir dir auch erzählen, wenn wir von jemand hören, der ſehr krank iſt und bald ſterben wird? fragte Milo.

Früher nämlich war es Kelling ſehr angenehm geweſen, „ein büſchen Vorfreude“ zu haben, wie er es nannte. Aber heute ſchüttelte er haſtig den Kopf. Nee nee, laß man! Ich denk bloß an die Gebührens!

Es verging eine ganze Weile, ehe ich mein Verſprechen bei dem alten Mann einlöſen konnte. Juhls ſchaufelte wohl hin und wieder ein Grab, in das dann ſpäter ein Sarg geſenkt wurde. Doch war der Winter im ganzen geſund, und es gab nichts be-

ſondres zu berichten. Eines Tages aber läuteten die Glocken ſehr lange, und auf den Kirchhof kam ein Trauerzug. Es war kein großes Gefolge, das hinter den Sargträgern herging, aber es war doch eine große Leiche.

Wir ſtanden auf der beſchneiten Kirchhofmauer und ſahen uns alles genau an; dann begab ich mich gleich zu Kelling, und Jürgen ging mit, weil er behauptete, ich erzählte immer nur die Hälfte.

Der Totengräber lag dieſesmal nicht im Bett, ſondern ſaß in einem Lehnſtuhle dicht beim Herd.

Na, endlich! rief er, als wir kaum in der kleinen Küche waren. Ich ſitz hier und lauer und hör die Glockens, und kein Menſch verzählt mich, wer tot is! Wo ich doch den heiligen Beruf hab!

Hat Juhls dir denn gar nicht erzählt, wer geſtorben iſt? fragte Jürgen.

Mit Juhls hab ich mir verzürnt! gab Kelling zur Antwort. Der Kerl tut nix, was ich ihn ſag. Allens nach ſeinem Kopp. Und denn verzählt er mich jedweden Tag, daß ich der Waſſerſucht hab, was nich wahr is. Mit ſo ein kann ich nich ſprechen! Nu, wer is denn unter der Erde gekommen?

Der alte Kontrolleur Lorenzen! berichtete mein Bruder, nachdem er mir durch einen nachdrücklichen Puff Schweigen geboten hatte. Du weißt, Kelling, der alte Mann, der niemals auf den Kirchhof gehn wollte. Nun iſt er doch dahin gekommen. Du haſt wohl die Glocken den ganzen Morgen läuten hören.

Es war eine große Leiche, aber ein ganz kleines Gefolge. Die Leute haben den Kontrolleur alle nicht besonders gern leiden können. Er ist ja auch gar nicht gut gegen seinen Sohn gewesen. Weißt du noch? Du hast uns die Geschichte selbst erzählt!

So, der war es! sagte Kelling nach einer Pause. Der war mich ja beinah noch ein Trinkgeld schuldig. Sagt bloß: Ein jeder fege vor seiner Tür, was ich mein Lebtag nich verstehn konnt. Denn ich hab immer allens in Ordnung gehalten, wie es auch natürlich is, wo ich doch son guten Mann bin!

Herr Lorenzens Sohn ging hinter dem Sarge her! erzählte Jürgen weiter. Denke dir, der ist erst gestern gekommen und hat seinen Vater gar nicht mehr am Leben getroffen. Die letzten Monate ist er schon in Hamburg gewesen, aber er hat keine Lust gehabt, hierher zu reisen. Nun hat der Doktor ihm geschrieben, aber als er kam, war sein Vater tot. Er sieht gar nicht sehr nett aus, finde ich. Er hat ein unfreundliches Gesicht und finstre Augen!

Jürgen schwieg, und Kelling sagte eine Zeit lang auch nichts. Ich hatte mich in die sogenannte beste Stube geschlichen, die neben der Küche lag, und betrachtete einen kleinen, sehr häßlichen Eckschrank, der dort stand. Aber obgleich ich kaum eine Minute wegblieb, so hatte Kelling meine Abwesenheit doch bemerkt.

Is es nich ein feinen Schrank? fragte er mich. Und is es nich ausverschämt, wenn Friedrich den haben will?

Ich wußte nicht recht, was ich antworten ſollte; Kelling ſchien auch keine Antwort zu erwarten.

Wenn die Kinders ausverſchämt werden, denn kann man nix mit ſie anfangen. Wenn ich mich denk, daß ich Friedrich aufn Arm getragen hab, wo er ganzen klein war; und ich hab ihn ümmer was von mein Eſſen abgegeben, als er noch keine Zähne hatt. Mein Frau wollt es nie. Sie ſagt: Kelling, laß ihm doch kein Swarzſauer kriegen: er kann es nich ab! Sie hatt ja nich mein Verſtand. Abers Friedrich konnt allens vertragen. Und nu läßt er mir hier allein liegen!

Wenn er wüßte, daß du krank biſt, würde er ſicherlich kommen! ſagte Jürgen.

Der alte Mann antwortete nicht gleich, ſondern ſah in das brennende Herdfeuer. Was mocht er das Feuer gern leiden! meinte er nach einer Weile. Mit die kleinen Fingers griff er nach die Flammens! Und er war noch kein Jahr alt, da wußt er, daß mein Frau ihr Kandiszucker in den Magoniſchrank verwahrt hatt. Sie hatt ihn von ihr Onkel geerbt, und es kann auch woll angehn, daß ſie in ihre letzte Krankheit was von den Schrank und von Friedrich geſagt hat. Auf allens, was ſie tühnte, konnt ich nich hören. Denn die Weibers müſſen nich verwöhnt werden!

Haſt du eigentlich nur einen Sohn gehabt? fragte ich.

Jürgen und mir war nicht ganz behaglich zumute; aber wir wollten doch nicht gern weggehn.

Kelling ſeufzte. Von mein zweite Frau hatt ichn klein Mädgen; aber das wurd bloß ein paar Tagens alt. Ein Kind is auch genug, ganzen genug. Da hat man doch bloß Kummer von. Und wenn da noch mehr wären und noch mehr Kummer — langſam rieb er ſich ſeine grauen Bartſtoppeln. Konnt Friedrich nich kommen und ein büſchen nach mich ſehen? Nee! Der ſitzt in Holſtein und denkt an Kriſchane und den Magoniſchrank. Wo der hinten ganzen kaputt is, und wo bei die Liebe auch nix herauskommt. Wie man an Stine Volquartſen und Guſtav Lorenzen ſehen kann. Da is auch nix bei herausgekommen.

Er hielt inne und ſah uns ärgerlich an. Nee, Kinners, da will ich nich an denken! Und an den Kontollöhr will ich auch nich denken! Was geht mir das an, wenn er ſich mit ſein Sohn verzürnt hat und ganzen allein geſtorben is? Da kann ich nix bei tun. Er war ein von die Feinens und hätt beinah ein Orden gekriegt. Und mich is er ein Trinkgeld ſchuldig geblieben. Abers ich kann doch nich zu mein Friedrich ſchicken und ihn das erſte Wort geben? Wenn Sörenſen nich mehr von den Grünkohl anfangen wollt und von die fufzig Banktalers ein büſchen ablaſſen, wo ich doch man bloß achtzig auf die Sparkaſſe hab, denn könnt ich mich allens ja noch überlegen. Denn ich bin ja ſon guten Mann und hab ſo gräſig viel Verſtand; abers — er ſeufzte.

Ich könnte an Friedrich ſchreiben! ſchlug Jürgen wieder vor.

Der Alte ſchüttelte den Kopf. Wenn er mich nich das erſte Wort gibt, denn ſag ich auch nix. Denn ich hab den heiligen Beruf und bin ſein leibhaftigen Vater. Er muß mich zuerſt kommen!

Als wir jetzt durch den Schnee nach Haus gingen, ſahen wir einen langen Mann vor der Kirchhoftür ſtehn.

Er hatte einen großen geſtrickten Schal ſo um Hals und Ohren gewickelt, daß man ſein Geſicht kaum erkennen konnte. Aber Jürgen ſtapfte eilig auf ihn zu.

Friedrich, biſt du es? Dein Vater iſt krank. Er hat die Waſſerſucht!

Is wahr? Friedrichs unbewegliches Geſicht veränderte ſich in keinem Zuge.

Juhls ſagt es! ſchob ich eilig ein. Denn ich wollte auch einmal zu Worte kommen. Juhls ſcheint gar nicht nett gegen deinen Vater zu ſein!

Is wahr? Friedrich gähnte etwas.

Wo biſt du eigentlich geweſen? fragte Jürgen ſeinen Freund. Ich glaube, daß du den Mahagonischrank bekommen kannſt. Iſt Chriſtiane Sörenſen eigentlich nett?

Fünfzig Banktaler will dein Vater aber nicht geben! rief ich. Und vom Grünkohl darf Sörenſen nichts mehr ſagen!

Friedrich knotete an ſeinem Schal. Mich deucht, das wird bannig kalt heute! ſagte er langſam.

Ja, das deuchte uns auch. Wir waren in unſerm Eifer in den hohen Schnee geſtiegen und fühlten unſre Beine naß und kalt werden.

Am andern Tage hatte Jürgen die Maſern und ich einen dicken Hals. Milo erzählte uns triumphierend, wie ſchön es draußen ſei; am Abend aber verlangte er ſo ſtürmiſch zu Bett zu gehn, daß man ſeine Artigkeit gar nicht begreifen konnte.

Er wurde am kränkſten: ein Umſtand, der ihn ſpäter immer mit Genugtuung erfüllte. Aber auch wir durften eine ganze Zeit lang weder aufſtehn noch ſpielen und wunderten uns über uns ſelbſt, daß wir das Bettliegen nicht ſo ſchlimm fanden, wie wir gedacht hatten.

Eines Tages durften wir wieder am Fenſter ſtehn und hinausſehen. Jürgen hatte kaum ſeine Naſe an die Scheiben gedrückt, als er mit beiden Händen gegen das Glas trommelte und einladende Worte ſchrie. Dabei ſtieß er mich in ſeinem Eifer zur Seite, ſodaß ich laut jammerte, weil ich nicht wußte, wen er eingeladen hatte. Aber ich ſollte es bald erfahren. Eine knochige Hand klopfte derb an die Tür, und Kelling trat ein.

Na, ſind die Herrſchaftens wieder zu ſprechen? Mich deucht, das hat lang gedauert, und ich hab ümmer zu mein Friedrich geſagt: Paß auf, ein von ihnen müſſen wir noch unter die Erde bringen! Abers das is man gut, daß es nich ſoweit gekommen is.

Langſam ſetzte er ſich auf unſern einzigen Stuhl im Zimmer. Er war alt und gelb im Geſicht geworden, aber er ſah uns wohlwollend an.

Biſt du denn wieder geſund? fragte Jürgen. Willſt du einen Schluck Medizin?

Laß man! erwiderte Kelling haſtig. Son Sluck mag ich nich. Und was mein Geſundheit anbetrifft, ſo geht es mich gut. Ich bin gar nich krank geweſen!

Aber Kelling, wir haben dich doch beſucht, als du krank warſt. Einmal warſt du im Bett und einmal im Lehnſtuhl. Weißt du das nicht mehr?

Natürlich weiß ich das. Abers das is allens über und kam auch bloß, weil ich mir über Juhls ärgerte. Nu, wo er ins Hoſpital liegt und zurecht kuriert wird, is mich gleich beſſer zumute geworden. Ich bin damalen gleich zu mein Friedrich gegangen und hab geſagt: Wenn ſie dir auch hundertmal ins Loch ſetzen, ich ſteh dich bei. Denn ich bin dein leibhaftigen Vater und ein friedfertigen Mann. Abers for meinswegen hättſt du Juhls noch ein paar Knochens mehr kaputt ſlagen können!

Er zog ſein blaues Taſchentuch aus dem Rock und wiſchte ſich das Geſicht.

Kuckt man nich ſo, Kinners, fuhr er fort. Wenn ihr da nix von gehört habt, ſo kommt das von eure Krankheit. Sonſten haben ſie alle davon geſnackt. Sogar Herr Propſt hat mir gefragt. Kelling, hat er geſagt, das iſt ja eine üble Geſchichte. Ihr Sohn ſcheint ſich mit Juhls erzürnt zu haben!

Nee, Herr Propſt, ſag ich, von Verzürnen is da nix bei. Ich hab ein heiligen Beruf, und mein Sohn der kriegt ihm mit Gottes Hilfe. Wir ſind beide for die Friedfertigkeit. Abers wenn Juhls in die ganze Stadt verzählt, ich hätt der Waſſerſucht und müßt ſterben, wie ſeine Großmutter, denn kann er ſich nich wundern, wenn Friedrich ihm bei die Ohrens kriegt. Denn er hat doch viel von mich und von mein Verſtand, wenn er auch nich ſo ſnacken kann. Abers das is nich jedwerein gegeben. Ein kann predigen, und ein kann nich predigen. Ein kann hauen, und ein kann nich hauen. Was mir anbelangt, ſo bin ich ümmer for beides geweſen! Friedrich hat nu mehr ſon Haunatur. Wo er hört, daß Juhls mir verleumdet und Slechtes von mich ſnackt, da geht er hin und prügelt ihm ordentlich. Denn er weiß, was ſich forn leibhaftigen Sohn gehört. Nu is Juhls krank, und der Doktor hat ihm die Naſe zuſammengenäht, und ich hab man gehört, daß Friedrich ein paar Tagens ſitzen muß. Weil daß er ein büſchen hitzig geweſen is und Juhls nich erſt gefragt hat, ob er ihm durchneien durfte. Na, for meinswegen ſchanier ich mir nich, daß mein Jung ins Loch ſoll. Wer for ne gerechte Sache leidet, der leidet wohl!

Kelling ſtand auf, räuſperte ſich und machte Miene, wegzugehn. Dabei ſahen wir, daß er ſehr ſchlecht auf den Beinen war; aber als wir ſagten, er ſolle ſich doch noch ein wenig ausruhen, wurde er beleidigt.

Ich brauch kein Ruhe; ich bin ganzen gesund. Und denn muß ich auch zu Sören Sörensen, der mir zum Kaffee bei Gastwirt Schmidt eingeladen hat. Bei nähere Bekanntschaft is er nich mehr so uneben, und Krischane is ein nettes Mädgen!

Er hatte uns verlassen, ehe wir ihn noch mit Fragen überschütten konnten, und es vergingen einige Wochen, bis wir ihm wieder auf dem Kirchhofe begegneten, denn das Wetter war häßlich, und wir durften noch lange nicht so viel herumlaufen, wie wir wünschten.

Als die Märzsonne aber warm über den Gräbern schien, und die Vögel in die Rosenbüsche huschten, um sich ein Nistplätzchen zu suchen, liefen auch wir nach dem Friedhof und freuten uns, daß der Frühling endlich kommen wollte. Kelling saß bei einem unordentlichen Grabhügel und bearbeitete ihn mit Hacke und Spaten. Über unsern Anblick schien er weiter keine Freude zu empfinden.

Ich mach den alten Herrn Kontollöhr sein Grab ein büschen in Ordnung! sagte er. Gustav is ja all lang wieder weg, und kein ein paßt da auf. Wenn ich tot wär, und der Kontollöhr noch lebte, würd er nix for mein Grab tun. Das weiß ich. Abers ich hab nu mal den heiligen Beruf und denn auch den guten Kurakter. Der Kontollöhr hätt ja beinah ein Orden gekriegt, aber mit den Kurakter is es doch woll nix gewesen!

Wo ist Friedrich? fragte Jürgen.

Kelling deutete mit der Hand in die Ferne.

Da hinten arbeitet er. Der kann graben for zwei. Was er von seinen leibhaftigen Vater hat. Nächste Woche muß er noch ein büschen sitzen von wegen Juhls. Abers denn is das auch über, und er kann in den Ehestand gehn!

Wie gut, daß alles wieder zwischen euch in Ordnung ist! meinte einer von uns.

Der Alte lächelte. Nu natürlich, bei uns is allens in Ordnung. Er kriegt den Magonischrank und sein Krischane, und ich behalt meine fufzig Talers, was gut is. Denn wenn auch der Verstand bei mich die Hauptsache is, so kann ich doch ein büschen Geld brauchen, und wenn Sörensen sein Tochter los wird, denn brauch ich ihm kein Geld auf zuzugeben.

Im Laufe des Frühlings war denn wirklich Friedrich Kellings Hochzeit. Er sah bei der Trauung ebenso gleichgiltig aus wie immer, und seine Christiane machte auf uns keinen überwältigenden Eindruck.

Aber der alte Kelling, der wieder täglich ein wenig auf dem Kirchhof arbeitete, war mit ihr zufrieden.

Ein büschen dumm is sie ja! vertraute er uns an. Abers jedwerein kann nich mein Verstand haben. Wo nich mal Kontollöhr Lorenzen wußt, was klug handeln heißt. Drum liegt er hier nu ganz allein, sein Gustav ist ganzen weg, und Stine Volquartsen slachtet Sweine in Lemkenhafen. Was ihr nich

ſlecht bekommen ſoll; wie es denn überhaupt mit die Liebe niemalen lang dauert. Abers ich bin nu einmal for die Friedfertigkeit, und wenn ich denk, ich lieg hier nu mal aufn Kirchhof, und mein Friedrich kümmert ſich da gar nich um, denn könnt ich doch das Gräſen kriegen. Ja ja ja — er ſtützte ſich auf ſeine Harke und ſah vor ſich hin. Juhls is ja natürlicheweiſe ein Lügenbeutel, und ich kann mich gar nich denken, daß ich der Waſſerſucht haben ſollt. Weshalb ich mir auch freue, daß der Kerl ein ordentlichen Buckel voll Släge gekriegt hat. Abers wenn ich hier aufn Kirchhof liegen muß, denn will ich auch, daß die Leute was Gutes von mich ſnacken. Von meinen heiligen Beruf, von meine Friedfertigkeit und von meinen Verſtand. Denn vergeſſen ſie mir auch nich ſo leicht. Nich, Kinners?

Gewiß nicht! ſagten wir.

# In der Sundsstraße

Wenn auf unsrer kleinen Insel der alljährliche Sommerbesuch erschien, dann waren wir niemals aufgeregt. Im Gegenteil: manche Menschen, die sich mit unheimlicher Regelmäßigkeit in dem Hause unsrer Eltern oder unsrer Großeltern einstellten, betrachteten wir als etwas Unabwendbares, etwas, was man ertragen und wogegen man artig sein mußte, was man aber im übrigen nur notgedrungen beachtete.

Natürlich gab es Unterschiede; und von einigen Menschen trennten wir uns schließlich nur ungern; aber im großen und ganzen meine ich doch, daß Kinder meist bei Hausbesuch zu kurz kommen. Vielleicht rührt diese Meinung noch von Großvaters Schreiber Rasmus Rasmussen her, der jeden Besuch bis aufs Blut haßte, wahrscheinlich weil er dann noch weniger als sonst beachtet wurde und auch wohl Ursache hatte, einer allgemeinen Beachtung aus dem Wege zu gehn. Er hatte nämlich eine große Vor-

liebe für gebrannte Waſſer, und es gab Tage, an denen er für eine ziviliſierte Geſellſchaft unmöglich war. Dann mußte er unten in ſeinem kleinen Schreiberſtübchen eſſen, und jedermann ging ihm aus dem Wege. Hinterher war das alles ſehr bitter für ihn, und er ſetzte eine ſo beleidigte Miene auf, daß man die Empfindung hatte, die ganze Welt müßte ihn um Verzeihung bitten, daß er betrunken geweſen war. Aber die Beleidigtheit hielt doch nicht lange genug ſtand, daß ſie ihn von ſeiner betrüblichen Gewohnheit kuriert hätte. Im Gegenteil, wenn einer meiner Brüder ihm in einer guten Stunde allerhand vertrauliche Vorſtellungen machte, dann hatte er immer tauſend Entſchuldigungen, und vor allem die, daß er ſich heftig über dieſes und jenes, beſonders über irgendeinen Hausbeſuch geärgert hatte.

Mein guter Junge, pflegte er zu meinem Bruder Heinrich zu ſagen, vor dem er am meiſten Reſpekt hatte, du weißt nicht, wie es iſt, wenn die Leute ſo hochmütig gegen einen ſind. Ich bin doch auch aus einer feinen Familie, und wenn ich nicht wäre, dann könnte Herr Juſtizrat lange nach einem ſo tüchtigen Arbeiter ſuchen. Na, und dann ſitzt oben am Tiſch irgendeine alte Jungfer, für die ich Luft bin, ganz und gar Luft. Iſt das nicht ärgerlich? Und wenn nachher Bäcker Martens zu mir ſagt: Herr Sekretär, iſt Ihnen nicht ein Lütt und Lütt gefällig, ſoll ich da unhöflich ſein? Nein, mein guter Junge, Rasmus Rasmuſſen weiß auch, was er ſich ſchuldig iſt. Und

das ist ganz gewiß: wenn man sich geärgert hat, dann muß man eine Kleinigkeit trinken, sonst wird man krank.

Nach diesen Reden mußte man annehmen, daß Rasmus nur trank, wenn er sich geärgert hatte; das war aber durchaus nicht der Fall. Als etwa ein Jahr vorher Herr Dietrich Stelling ins Zuchthaus gekommen war, da hatte er sich so gefreut, daß er mehrere Tage unsichtbar war und erst wieder zum Vorschein kam, als er sich eine ganze Woche auf dem Lande erholt hatte.

Herr Dietrich Stelling war nämlich eine Art Nebenbuhler von ihm. Er sollte wirklich und wahrhaftig studiert haben, hatte es aber zu nichts Ordentlichem gebracht und war auf die Insel gekommen, um hier Winkeladvokat zu werden. Da sich Rasmus ebenfalls mit seinen juristischen Kenntnissen brüstete und gern für eine kleine Belohnung Rat in schwierigen Angelegenheiten erteilte, so fand er Herrn Stellings Dasein im höchsten Grade überflüssig. Sprach er von ihm, dann nannte er ihn nur den ekligen Fremden, und erblickte er ihn aus der Ferne, dann geriet er in heftige Erregung.

Wir kannten Herrn Stelling fast gar nicht. Er wohnte in der Sundsstraße, in der wir wenig verkehrten, und in der wir nur einen Bekannten, den Bäckermeister Martens, hatten. Diesen sahen wir übrigens meist nur im Winter, wenn er die kleinen, reizenden Pfeffernüsse buk, von denen es so viel

fürs Geld gab, daß man es zuerſt nicht für möglich hielt, ſie alle aufeſſen zu können. Nachher ging es dann aber doch ganz gut, und viel ſchneller, als man gedacht hatte.

Wenn alſo Rasmus nicht oft auf Herrn Dietrich Stelling geſcholten hätte, würden wir wohl kaum von ihm gehört haben. Aber nun wußten wir doch ſo viel von ihm, daß wir mit Intereſſe erfuhren, er ſei zu ſechs oder neun Monaten Zuchthaus verurteilt. Manchmal gibt es doch noch Gerechtigkeit! ſagte Rasmus, während er ſich, ſeiner Gewohnheit gemäß, die Hände rieb. Er hat nur zu wenig gekriegt. Fälſchung hat er begangen und Meineid. Lebenslänglich hätte er ins Kaſchott müſſen, wenn ich was zu ſagen gehabt hätte. Aber er wird nun doch wohl von der Inſel bleiben. Hier kann ihn kein Menſch mehr brauchen!

Dann ging er von Schenke zu Schenke, um dieſe Freudenbotſchaft zu verbreiten, und übernahm ſich dermaßen, daß auch ſeine eigne Stellung ſehr gefährdet war.

Als wir nach einigen Tagen unſern alten Freund Mahlmann beſuchten, der früher auch im Zuchthaus geweſen war und nun meiſt wegen Altersſchwäche im Bett lag, erzählten wir ihm, daß Herr Dietrich Stelling ins Zuchthaus käme.

Was is das for ein? knurrte der Alte. Er ſaß in ſeinem rotgewürfelten Bett und aß langſam ein Stück Kuchen, das wir ihm mitgebracht hatten.

Wir ſuchten ihm ſeine Frage zu beantworten: Herr Dietrich Stelling iſt ein Mann, der beinahe ſtudiert hat und ſchön ſchreiben kann. Er gibt vielen Menſchen Rat, wie ſie ihr Teſtament machen ſollen, und ob ſie auch jemand verklagen können. Und nun iſt er verklagt worden, weil er falſch geſchworen hat.

Mühſam kaute Mahlmann an dem Stück Kuchen und ſchüttelte dabei verdrießlich den Kopf.

Du mein Gott, for ſon Firlefanz kommt nu ſchon ein ins Zuchthaus? Nich mal ein kleinen Totſchlag, und nich mal ein büſchen Einbruch? Oha — heutzutage is auch nix mehr mit die Geſetzens los! Allens, was ein büſchen Grips hatt, is ja woll ausgeſtorben: nu kriegen ſie ſon Unſchulligen bein Kanthaken; bloß daß die Häuſers voll werden.

Wer falſch ſchwört, iſt doch nicht unſchuldig! ſagte ich; aber Mahlmann ſchlug mit der Hand auf die Bettdecke, daß lauter kleine Federn herausſtoben, und rief, ich ſolle ſtill ſein. Von Herrn Dietrich Stelling wollte er nichts mehr hören; es ärgerte ihn augenſcheinlich, daß ein Menſch, der nach ſeiner Anſicht kein ordentliches Verbrechen begangen hatte, ins Zuchthaus gekommen war. Wir vergaßen Herrn Stelling auch alsbald, und auch Rasmus kam nicht mehr auf ihn zurück.

Dies war alſo vor etwa einem Jahre geweſen, und inzwiſchen hatten wir manchen Hausbeſuch erlebt. Der September kam ins Land; die Tage wurden kürzer, und die Äpfel begannen zu reifen.

Das war immer eine angenehme Zeit, in der wir häufig mit den Leuten Freundschaft schlossen, die schöne Apfelbäume hatten.

Der Bäckermeister Martens hatte einen ganz wundervollen Gravensteiner Apfelbaum. Er stand in einem Grasgarten hinter seinem Hause, und obgleich wir uns schon denken konnten, daß er noch keine Pfeffernüsse buk, so besuchten wir ihn doch eines Tages und taten, als wollten wir Pfeffernüsse kaufen. Aber wir wollten nur wissen, ob seine Äpfel schon reif wären, und er wußte auch gleich, was wir beabsichtigten.

Ja, mein Jürgen, sagte er zu meinem Bruder, wenn du mal in den Baum klettern und nachsehen willst, ob die Äpfel reif sind, dann kannst du es tun. Mir ist es einerlei.

Er saß auf seinem kleinen Ladentisch und stützte den Kopf in die Hand. Im Grunde genommen war Bäcker Martens immer vergnügt, und wir kannten ihn nicht anders, als daß er lachte und Scherze machte; deshalb wunderten wir uns über sein trübseliges Gesicht.

Was fehlt dir? erkundigte sich Jürgen.

Meine Frau ist so krank! erwiderte der Bäcker. Der Doktor sagt, daß sie sterben muß.

Er seufzte, fuhr sich mit der Hand durch sein dickes Haar, denn er war noch ziemlich jung, seufzte noch einmal und stand auf.

Kinder, Kinder, sagte er. Heiratet man nicht! Der Ehestand ist ein Wehestand.

Wir gingen trübselig davon. Von Frau Bäcker=

meister Martens wußten wir nicht viel mehr, als daß sie manchmal im Laden stand und mit den Kunden schalt; aber daß sie sterben wollte, war nicht nett von ihr und verhinderte auch, daß wir uns weiter nach den schönen Äpfeln umsahen.

Kaum waren wir wieder vor dem Hause unsers Großvaters angekommen, als Rasmus auf uns zukam. Er war in großer Erregung, und sein Gang schwankte bedenklich hin und her.

Nun kommt der auch noch! sagte er wütend. Kaum denkt man, daß das Haus in Ruhe ist, dann kommt immer wieder jemand. Und noch dazu der. Exzellenz, Exzellenz!

Was ist Exzellenz? fragte ich erstaunt. Rasmus warf mir einen bösen Blick zu.

Exzellenz ist ein Minister. Ein großes Tier mit einem großen Orden und allgemeiner Hochschnauzigkeit. Unsereins wird er nicht ansehen, und euch auch nicht. Zu Tisch kommt ihr natürlich nicht, und wenn ihr etwas sagt, werdet ihr eingesperrt.

Das waren angenehme Aussichten. Wir wußten allerdings, daß Rasmus nicht immer die Wahrheit sagte, aber heute konnte er nicht allzuviel geflunkert haben. Das ganze großelterliche Haus war nämlich in Aufregung. Die Treppen wurden gescheuert, und die Fenster geputzt; die Hausdame meines Großvaters flog im Hause herum, und sogar der Kutscher Heinrich putzte seine Livreeknöpfe, eine Arbeit, die er sonst für überflüssig hielt.

Wir empfahlen uns eilfertig und ſuchten den Frieden des Elternhauſes auf.

Aber auch hier warfen die kommenden Ereigniſſe ihren Schatten voraus. Unſre Mutter nahm jeden einzelnen allein vor und hielt ihm eine kleine Rede, wie unſäglich brav er ſich zu verhalten habe, und wie wir unſern Eltern Ehre machen ſollten.

Es war wirklich langweilig, und niemand kann uns verdenken, daß wir allmählich in eine Stimmung kamen, die ſich der von Rasmus bedenklich näherte, und daß wir alle Leute, die Exzellenz genannt wurden und große Orden trugen, in die Gegend wünſchten, wo es ſo heiß iſt, daß nicht einmal der Pfeffer dort wachſen kann.

Zum Glück kam der Miniſter nicht an dem Tage, zu dem er ſich angemeldet hatte, und die Gemüter fanden wieder Zeit, ſich zu beruhigen.

Der hat natürlich Podagra und iſt krank! ſagte Rasmus, während er ſich die Hände rieb. Exzellenzen haben immer Podagra, und dann ſind ſie ſo verdrießlich, daß ſie jeden Menſchen gleich umbringen könnten. Und ſchließlich kommt das Waſſer zum Herzen, und ſie ſind tot.

Wir hatten noch niemals von Podagra und ſeinen Begleiterſcheinungen gehört, deshalb feſſelte uns die Beſchreibung nicht wenig. Unſertwegen konnte Seine Exzellenz gern ſterben, ehe er zu uns kam; an der Vorfreude hatten wir wirklich genug; beſonders da auch unſer Großvater, der im übrigen nicht aufge-

regt war, uns zur stillen Artigkeit ermahnt hatte, was ihm sonst nie einfiel.

Mit euern Geschichten könnt ihr gefälligst zuhause bleiben, wenn der Minister kommt, sagte er. Ihr sollt nett antworten, wenn er euch etwas fragt; wenn er aber nicht fragt, dann braucht ihr ihm nicht gleich zu erzählen, daß bei Bäcker Martens ein Kind geboren ist, und daß Jakobine Petrea Asmussen nächstens Hochzeit geben wird.

Aber Großvater! Ich erschrak wirklich. Bei Bäcker Martens ist kein Kind gekommen; seine Frau ist gerade gestern gestorben, und Jakobine Petrea Asmussen kann wirklich keine Hochzeit feiern — ich mußte laut auflachen; sie hinkt ja und ist zweiunddreißig Jahre alt. Dann kann man doch keine Hochzeit mehr geben!

Dummes Zeug! Großvater war sehr gut, aber manchmal wurde er leicht ärgerlich. Von solchen Dingen verstehst du nichts, und jedenfalls will ich nicht alle diese Geschichten aufgetischt haben!

Lachend lief ich davon. Wenn Großvater denn durchaus wünschte, daß ein Minister nichts von einem Bäcker wissen durfte, dann war es gut! Aber im übrigen war es doch zu komisch, daß Großvater alle Geschichten durcheinanderwarf und niemals wußte, was wir ihm erzählt hatten.

Die Frau von Bäcker Martens war nämlich wirklich gestorben, und wir hatten viel Mitleid mit dem armen Manne, der beim Begräbnis in sich zu-

sammengesunken hinter dem Sarge herging und sich weder nach rechts noch nach links umsah. Auch bei dem spätern Leichenschmause war er teilnahmlos gewesen, wie uns Rasmus erzählte, der daran teilgenommen hatte. Der Schreiber war eigentlich immer überall, wo es etwas zu essen und zu trinken gab, und die Leute luden ihn auch gern ein, weil er nicht schlecht zu reden verstand. Bei Hochzeiten toastete er auf das Brautpaar, und bei Leichenschmäusen sagte er etwas Gutes über die Toten. Nicht allein über die, die eben aus dem Leben geschieden waren, sondern auch über deren Eltern und Großeltern, die schon lange im Grabe ruhten, und von denen die meisten Menschen nichts mehr wußten.

Es ist manchmal nicht leicht, etwas Gutes über sie zu sagen, vertraute er uns an. Aber ich tue es doch, und es macht einen feinen Eindruck. Bei Bäcker Martens war das Essen übrigens sehr nobel. Kalbsbraten mit Pflaumen und dann Kartoffelsalat. Jakobine Petrea kann sehr gut kochen; nur vielleicht ein bißchen schwer. Da muß man dann etwas trinken, ob man mag oder nicht mag.

Bei diesen Worten griff er an seinen Kopf und machte ein so bekümmertes Gesicht, als wäre es ihm nicht leicht geworden, allen seinen Verpflichtungen nachzukommen.

Milo und ich hatten diese Unterhaltung mit ihm auf der Straße; nun ging er weiter, und wir beschlossen, unserm großelterlichen Garten einen Besuch

abzustatten. Dort stand nämlich ein Birnbaum, dessen Früchte die Eigenschaft hatten, eigentlich niemals reif zu werden. Aber der gute alte Baum war immer so voll von Birnen, daß man sie selbstverständlich aufessen mußte. Außerdem hatte er einen niedrigen Stamm und ein so bequemes Astwerk, daß sogar ein Mädchen leicht in ihn hineinklettern und dann nach einem Gravensteiner Apfelbaum greifen konnte, der vertrauensvoll seine Zweige von des Nachbars Garten zu uns herüberreichte. Diese Gravensteiner waren nicht ganz so schön wie die von Bäcker Martens, aber man konnte sie immerhin mitnehmen.

Großvater war niemals in seinem Garten, der sich auch nicht durch große Lieblichkeit auszeichnete. Es stand eine Bank unter dem Birnbaum, die den Aufstieg erleichterte; im übrigen wuchs nur etwas Gemüse darin, auf das niemand großen Wert legte.

Als Milo und ich jetzt den Garten betraten, sahen wir einen Herrn auf der Bank sitzen. Er hielt ein Buch in der Hand und las eifrig darin; hin und wieder hob er die Augen und sah über sich in den Birnbaum.

Als wir vor ihm standen, schloß er sein Buch und sah uns mit einem freundlichen Lächeln an. Er hatte ein gutes Gesicht und schien auch nicht sehr alt zu sein; jedenfalls fühlten wir uns verpflichtet, ihn anzureden. Was wollen Sie hier? fragte Milo. Großvater ist nicht zuhause. Er ist über Land gefahren.

Das habe ich gehört; die Stimme des Fremden hatte einen angenehmen Klang; da muß ich wohl etwas auf ihn warten.

Wollten Sie ihn besuchen?

Ja!

Es war wirklich ein netter Mann. Er trug allerdings ein sehr einfaches Reisekostüm und hatte nicht einmal eine goldne Uhrkette, die doch bei feinen Herren recht auffallend über den Magen fallen muß; aber er hatte ein Gesicht, das uns Vertrauen einflößte. Milo setzte sich neben ihn und legte ihm die Hand aufs Knie. Wissen Sie was? sagte er vertraulich, gehn Sie nur ruhig wieder weg; Großvater ist in dieser Zeit nicht so recht zu sprechen; ich glaube, er ist verdrießlich, weil der alte schreckliche Minister kommt.

Ach ja, sagte ich und setzte mich auf die andre Seite des Fremden. Augenblicklich ist es hier gar nicht schön, und Platz ist auch nicht für Sie. Der Minister soll drei Zimmer haben. Ist das nicht furchtbar viel? Und Rasmus sagt, er könnte doch nur in einem Zimmer sterben.

Wer ist Rasmus? Der Herr steckte sein Buch in die Tasche und strich ganz leise über meine wilden Haare.

Rasmus ist Großvaters Schreiber. Er glaubt ganz gewiß, daß der Minister hier sterben wird. Weil er immer so viel Podagra hat. Alle Minister haben Podagra und sterben, weil sie ins Wasser fallen!

So ist es nicht! rief Milo eifrig. Das Wasser kommt vom Podagra und steigt ihnen zu Kopf!

Der Herr lachte so hell auf, daß wir ihn erstaunt betrachteten. Wenn man von schrecklichen Dingen erzählt, darf eigentlich nicht gelacht werden. Der fremde Herr mußte unsre Gedanken erraten: er wurde wieder ganz ernst. Also der Minister wird hier sterben? Da würde ich ihn doch lieber nicht einladen.

Niemand hat ihn eingeladen; er kommt von selbst. Er kennt Großvater von früher und will ihn einmal sehen. Aber wir werden uns sehr freuen, wenn er wieder weg geht.

Er hat dir doch nichts getan! sagte der fremde Herr lächelnd, und dabei sah er mich so freundlich an, daß ich unwillkürlich weicher wurde.

Getan hat er mir nichts; aber es ist doch sehr lästig, wenn man niemals etwas erzählen darf. Nicht einmal von Bäcker Martens darf ich sprechen, der doch seine Frau verloren hat, was sehr traurig ist. Und er hat so schöne Gravensteiner Äpfel und bäckt so gute Pfeffernüsse, und —

In diesem Augenblick kam Rasmus Rasmussen in den Garten. Er war dunkelrot im Gesicht und machte so viele Verbeugungen, daß er nur mühsam sprechen konnte.

Exzellenz, keuchte er. Wenn Exzellenz die Gnade haben wollen, das Haus zu betreten, so — er schnappte nach Luft und verbeugte sich immer wieder. Viel-

leicht darf ich die Ehre haben, Exzellenz ins Haus zu geleiten, Exzellenz — Exzellenz! Er sagte gewiß noch zehnmal Exzellenz, und Milo und ich jubelten vor Lachen.

Wir hatten Rasmus schon oft betrunken gesehen; aber in diesem sonderbaren, dienernden Zustande kannten wir ihn nicht. Gerade wollten wir ihm auseinandersetzen, daß der nette Herr sicherlich kein ekliger Minister sei, als auch unser Großvater in der Gartentür erschien und eiliger, als es sonst seine Gewohnheit war, auf den Fremden zuschritt.

Bester Wolfgang, sagte er, heute hatte ich dich nun gerade gar nicht erwartet, und du mußt schon entschuldigen, daß dein Empfang vielleicht etwas eigentümlich ausgefallen ist. Aber wenn man zu Fuß kommt und sich nicht einmal zu erkennen gibt —

Es war alles ganz wunderschön! unterbrach ihn der Herr lächelnd. Mein Empfang war außerordentlich nett, und ich hoffe, du bist mir nicht böse, daß ich mich so unerwartet eingestellt habe. Wer im Leben so viele Empfänge durchzumachen hat, der ist sehr dankbar, wenn er einmal ein bißchen unscheinbar durch die Welt gehn kann.

Beide Herren verließen den Garten; und Milo und mir wurde es klar, daß es nun doch der Minister gewesen war, mit dem wir gesprochen hatten. Aber wir waren enttäuscht.

Wo war sein großer Orden? fragte ich Rasmus, der noch immer bei uns herumschlotterte.

Er sieht nicht aus, als ob ihm Wasser in den Kopf gestiegen wäre! setzte Milo hinzu und sah den Schreiber vorwurfsvoll an.

Seid still! ermahnte uns dieser. Er war noch immer rot und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Wenn ein so vornehmer Mann in der Nähe ist, dann darf man nicht sprechen.

Ach was! Milo kletterte gemächlich in den Birnbaum. Er war nicht so schlimm, er war ziemlich nett; und meinetwegen kann er etwas länger bleiben.

Er verschwand in den Ästen des alten Baumes, und ich schickte mich gerade an, ihm nachzusteigen, als mich Rasmus festhielt. Ihr wart doch artig? flüsterte er. Schrecklich, ganz schrecklich artig?

Aber sicherlich, entgegnete ich. Wir haben nichts erzählt, was wir nicht erzählen sollten, und nur gesagt, du hättest gesagt, der Minister hätte Podagra und Wasser im Kopf und würde gewiß sterben. Aber er sieht wirklich ganz vergnügt aus.

In den nächsten Tagen sprach Rasmus nicht mit uns. Er sah uns überhaupt nicht, und als wir ihn einmal fragten, was ihm eigentlich fehle, gab er eine sonderbare Antwort. Mit uns möchte er nicht mehr sprechen, sagte er, wir wären zu unartig, und wir wüßten nicht, was feine Bildung sei. Diese Antwort nahmen wir übel, und mehrere Tage lang gingen wir kühl an Großvaters Schreiber vorüber. Er aß übrigens in dieser Zeit auf seinem Zimmer und hatte sich diese Gunst so dringend ausgebeten,

daß wir uns darüber wunderten. Denn uns gegenüber tat er meist so, als sei er viel feiner als wir alle.

Mit dem Minister standen wir auf gutem Fuß. Einen so vornehmen Mann hatten wir uns allerdings anders vorgestellt, und daß er seine Orden nicht einmal bei sich im Reisekoffer hatte, fanden wir verkehrt.

Auch der Kutscher Hinrich war nicht ganz mit ihm zufrieden. Mich deucht, er sollt ein büschen feiner sein! sagte er. Son büschen stolzer, und von oben herab. Heut hat er unsern Hermann auf den Rücken geklopft, wo das doch man ein ganz gewöhnliches Pferd is, und mir hat er gefragt, ob ich ein Frau hätt. Son Mann mußt es doch eigentlich eingal sein, ob ich ein Frau hab oder nich. Dafor is er doch nich Manister, daß er sich um so was kümmert!

Weshalb ist er denn eigentlich Minister? fragte ich.

Hinrich, der gerade das Lederzeug am Wagen putzte, hielt mit seiner Arbeit inne und dachte nach.

Manisters müssen sein! sagte er endlich. Sonst hätt der König ja niemand, mit den er snacken könnt. Und ein büschen Snackerei will son König auch haben. Abers mich deucht, Manister müssen stolzer sein. Gestern Nachmittag, wo ich mit Herrn Justizrat und den Manister ausgefahren bin, haben die Herrens ümmerlos gelacht. Nu, Herr Justizrat kann das ja: der is hier zuhaus und sitzt in sein eigen Wagen und is man bloß Justizrat. Aber daß son Manister

noch lachen mag, das kann ich nich begreifen. Da is er doch zu fein zu.

Hinrich mußte den Minister noch oft lachen hören, die beiden alten Herren fuhren jeden Tag miteinander spazieren und schienen sich gut dabei zu unterhalten, und wir selbst gewöhnten uns bald an den vornehmen Besuch, von dem wir übrigens in der ersten Zeit nicht allzuviel sahen. Deshalb dachten wir nur noch an ihn, wenn wir ihm begegneten und von andern Leuten nach ihm gefragt wurden, und unsre eignen Angelegenheiten nahmen uns mehr in Anspruch.

Jakobine Petrea Asmussen schenkte uns unerwarteterweise einen großen Korb Gravensteiner Äpfel, und da war es nicht mehr als billig, daß wir in die Sundsstraße gingen und uns bedankten. Wir wußten wenig von ihr. Nur daß sie Jakobine Petrea hieß, daß sie die Schwester von Bäcker Martens seiner verstorbnen Frau war, daß sie noch nicht lange in der kleinen Stadt wohnte, und daß sie ein wenig hinkte. Sie hatte ein stilles Gesicht und sehr glattes blondes Haar. Im allgemeinen war mir glattes Haar schon aus dem Grunde verhaßt, weil es mir immer als Beispiel aufgestellt wurde. Aber die reichliche Äpfelgabe änderte meine Ansichten, und als ich gemeinsam mit den Brüdern zu Jakobine Petrea ging, hatte ich mir fest vorgenommen, die neue Freundin in jeder Beziehung reizend zu finden.

Als wir in die Sundsstraße einbogen, sahen wir Bäcker Martens in seiner Haustür stehn. In seinen

weißen Hemdsärmeln machte er einen stattlichen Eindruck, und sein Gesicht war auch ganz heiter. Neben ihm stand Rasmus Rasmussen, der ihm etwas aus seinem gestickten Notizbuch vorlas. Rasmus hatte nämlich eine heimliche Braut, und die bestickte ihn auf die großartigste Weise. Er hatte nicht allein gestickte Westen und gestickte Notizbücher, sein Feuerzeug, sein Portemonnaie, sein Stiefelknecht waren gestickt, und Jürgen sagte immer, auf seine täglich größer werdende Glatze sollte zu Weihnachten eine Rose und ein Vergißmeinnicht gestickt werden. Als der Schreiber uns sah, verabschiedete er sich von Bäcker Martens und folgte uns.

Wohin geht ihr? fragte er.

Wir waren ihm eigentlich böse; aber die Äpfel hatten lindernd auf unser Gemüt gewirkt. Auch hatten wir vielleicht vergessen, daß wir böse gewesen waren. Deshalb erzählten wir, daß Jakobine Petrea Asmussen die Ehre unsers Besuches haben sollte.

Das dachte ich mir schon, sagte Rasmus. Grüßt sie nur von Bäcker Martens.

Von Bäcker Martens? Milo blieb stehn und sah nach dem Hause, wo der gelbe Kringel vor der Tür hing. Dann deutete er auf das kleine Haus, vor dem wir standen, und in dessen Fenster zwei Haubenstöcke die Beschäftigung der Einwohnerin andeuteten.

Bäcker Martens kann seinen Gruß selbst bestellen, sagte Milo. Der wohnt Jakobine Petrea schräg gegenüber.

Sei nicht naseweis, Milo! Rasmus sah ihn ernsthaft an. Es schickt sich nicht, daß Bäcker Martens jetzt schon zu Jakobine Asmussen geht. Es schickt sich nicht; und er weiß es auch noch nicht ganz genau. Aber einen Gruß kann er ihr gut bestellen lassen. Die Äpfel hat er ihr auch geschenkt, und eigentlich ist es nicht nett von Jakobine, sie gleich an euch zu geben.

Wir hörten nicht immer ganz aufmerksam zu, wenn Rasmus seine Reden hielt, und das gestickte Taschenbuch, das er noch in der Hand hielt, beschäftigte uns mehr.

Was hast du eigentlich in dein Taschenbuch geschrieben, als du mit Bäcker Martens sprachst? fragte ich.

Rasmus setzte seine wichtigste Miene auf. Ich werde mich hüten, euch etwas zu erzählen; ihr klatscht ja alles wieder. Bäcker Martens und ich haben wichtige Dinge miteinander zu reden, und dabei muß ich mir Notizen machen. Denn alle Namen kann ich nicht im Kopf behalten.

Er steckte sein Buch in die Tasche, und wir traten in das kleine Haus, in dessen untern Räumen Jakobine Petrea Asmussen ihr Reich aufgeschlagen hatte. Es war ein kleines, sonderbares Gebäude, auf dessen dunkler Diele ein Strick hing, der eine Riesenglocke in Bewegung setzte. Hier mußte man läuten, wenn man die Putzmacherin sprechen wollte. Jürgen und Milo stürzten sich beide auf den Strick und be-

gannen so entsetzlich zu läuten, daß sie Jakobine nicht bemerkten, die auf der Diele stand und mit leisem Lächeln auf die Brüder sah. Von der offnen Haustür fiel das Tageslicht in ihr Gesicht, das ich eigentlich zum erstenmal so ganz nahe betrachten konnte. Es war sanft und still; vielleicht etwas reichlich blaß, aber sonst sehr nett.

Kinder, fragte sie, weshalb läutet ihr denn so? Seht ihr mich denn nicht?

In demselben Augenblick stieg ein tiefes Rot in ihr blasses Gesicht, und ihre hellen Augen wurden ganz dunkel.

Ja, da bin ich wieder, sagte eine leise Stimme hinter mir. Ich hätte wohl besser wegbleiben sollen; aber ich konnte es nicht.

Hinter mir auf der Hausschwelle stand ein Mann, den ich wohl früher gesehen hatte, den ich aber doch nicht recht kannte. Er hatte einen geschornen Kopf, eine gebückte Haltung und ein graues, müdes Gesicht.

Erschrecken Sie sich nicht, Fräulein Jakobine, sagte er. Ich will nichts weiter; nur sagen, daß ich wieder da bin.

Ich habe mich nicht erschrocken! Jakobinens Stimme klang ruhig. Ich freue mich nur. Es war ganz einsam — sie hielt inne, als hätte sie zuviel gesagt, und über das Gesicht des Mannes zuckte es. Er öffnete den Mund, als wollte er noch etwas sagen, aber dann fielen seine Augen auf die beiden Brüder, die schon lange das Läuten aufgegeben

hatten und den Ankömmling schweigend betrachteten. Da kehrte er sich um und ging die Straße entlang. Aber nicht auf dem breiten Mittelweg, sondern hart an den Häusern, als wollte er von niemand gesehen werden. Wir bedankten uns jetzt bei Jakobine Petrea, und ich wollte noch die Bestellung von Rasmus machen, aber die Brüder rissen mich eilig aus dem Hause und liefen so schnell über die Straße, daß wir den Minister, der unerwartet vor uns stand, fast über den Haufen rannten.

Nun, Kinder, sagte er mit seinem nachsichtigen Lächeln, wo brennt es denn eigentlich?

Nirgends, Herr Minister, versicherten wir. Nirgends. Wir gingen nur ein bißchen schnell.

Wir waren jetzt auf recht freundschaftlichem Fuße mit dem Minister und hatten auch schon versucht, ihn Exzellenz zu nennen. Aber das hatte er sich verbeten, was uns sehr leid tat, weil es doch viel interessanter ist, in einem Satze sieben- oder achtmal Exzellenz zu sagen, als einfach Herr Minister.

Aber die Menschen sind wunderlich, und die Minister scheinen es auch zu sein. Wir mußten uns in seinen Wunsch finden.

Er ging jetzt zwischen uns, und wir mußten ihm erzählen, wo wir gewesen waren.

In der Sundsstraße bei Jakobine Petrea Asmussen. Und Bäcker Martens haben wir auch gesehen.

Und eben sind wir Herrn Dietrich Stelling begegnet, berichtete Jürgen triumphierend. Denken Sie

nur, Herr Minister, der kommt eben aus dem Zuchthause und hat noch einen ganz geschornen Kopf. Im Zuchthause wird den Menschen der Kopf geschoren. Haben Sie das schon gehört?

Natürlich hat der Minister das gehört! rief Milo. Sie sind doch gewiß schon im Zuchthaus gewesen: Minister müssen überall gewesen sein; nicht wahr, Herr Minister?

Aber der Minister antwortete nicht. Er war stehn geblieben und sah uns der Reihe nach an.

Dietrich Stelling? fragte er. Der ist hier?

Ja, der war hier. Jürgen erzählte, was er von ihm wußte. Es war aber nicht viel, und der Minister ging endlich weiter und stützte sich schwer auf seinen Stock. Dann blieb er wieder stehn.

Geht nur weiter, liebe Kinder, sagte er. Meine Beine sind nicht so flink wie die euern; ich will lieber etwas langsamer gehn!

Wir gehorchten ohne Widerrede; nachher aber sahen wir uns noch einmal nach dem Minister um und mußten über ihn lachen, denn er ging mit kleinen schnellen Schritten an der Ecke der Sundsstraße auf und nieder. Manchmal war es, als wollte er in sie einbiegen; dann aber kehrte er schnell um, und dies wiederholte er wohl zehnmal. Aber endlich kam er langsam hinter uns her, und er ging so krumm, als wäre er mit einemmal sehr alt geworden.

Am nächsten Tage reiste er ebenso plötzlich ab, wie er gekommen war, und mein Großvater war

ganz traurig. Er sagte, eben hätte er sich mit dem alten Freunde wieder eingelebt: nun reiste er gleich ab. Auch wir bedauerten die Abreise des vornehmen Gastes, der uns nicht einmal den Gefallen getan hatte, bei uns zu sterben. Aber Rasmus ging händereibend und seelenvergnügt bei uns herum und erklärte, nun erst könnte er sich seines Lebens wieder freuen. Dabei sprach er die Hoffnung aus, daß auch wir wieder artig werden würden, eine Bemerkung, die wir unangebracht und im höchsten Grade überflüssig fanden.

Dies war also im Herbst gewesen. Nun wurden die Tage immer dunkler, und die großen wilden Stürme begannen über die Insel zu rauschen. Die Weihnachtszeit kam, und mit ihr kamen so viele andre Gedanken und Beschäftigungen, daß wir etliche Menschen, die wir nicht oft sahen, ganz vergaßen.

Zu ihnen gehörte auch Jakobine Asmussen, an die ich zuerst wieder dachte, als ich an einem Februartage ein Gezwitscher wie aus einem Starenkasten hörte. Da mußte ich an den Frühling denken, der noch jedes Jahr wiedergekommen war und auch diesesmal, trotz aller Schneestürme, uns nicht vergessen würde. Zugleich aber legte sich mir der Gedanke auf die Seele, daß ich im Herbst meinen letzten anständigen Strohhut ohne obrigkeitliche Erlaubnis verschenkt hatte. Durch Schönheit und Gestalt hatte er allerdings nicht mehr geglänzt; für die ersten Frühlingstage aber, an denen es oft noch

schneit, wäre er sehr passend gewesen, und deshalb begann ich mich nach ihm zu sehnen. Aber die Sehnsucht nützt niemals etwas, wenigstens nicht, wenn es sich um ein verlornes Gut handelt, und als ich an diesem Tage gerade in die Sundsstraße geschickt wurde, um irgendeine Bestellung zu machen, kam mir der Gedanke ganz von selbst, einmal an dem Strick zu ziehen, der die Riesenglocke von Jakobine Petrea Asmussen in Bewegung setzte. Sie hatte doch damals ein so nettes Gesicht gehabt und uns die Äpfel geschenkt, sie würde für mich doch auch Rat wissen.

Aber der lange Strick hing nicht mehr auf der Flur des kleinen sonderbaren Häuschens. Geräuschlos ging die Haustür auf, und ich stand etwas zweifelnd auf der dämmerigen Diele, die trotz des Frühlingssonnenscheins nur hier und da Licht hatte.

Ich wußte noch nicht recht, was ich tun sollte, als ich sprechen hörte.

Ja, liebe Jakobine, da sitze ich nun und stehle Ihnen die Zeit, wo Sie noch so viele Mützen und Hüte fertig machen müssen, und wer weiß, was sonst noch von Ihnen verlangt wird. Heute ist ein Mann bei mir gewesen, der mir erzählt hat, Bäcker Martens von der Ecke würde Sie nächstens heiraten. Er ist ein stattlicher Mann und hat seinen schönen Verdienst. Sie sollten nur Ja sagen, Fräulein Jakobine!

Ich werde nicht mehr heiraten, Herr Stelling, erwiderte eine andre Stimme. So wie es jetzt ist, bin ich ganz zufrieden; mehr brauche ich nicht.

Wie glücklich sind Sie, Fräulein Jakobine. Sie sind zufrieden, wirklich ganz zufrieden. Ich bin es niemals gewesen, und deshalb ist es mir wohl so schlecht ergangen. Ich dachte immer, für mich müßte etwas ganz Besondres, etwas ganz Herrliches kommen, und weil ich auf das Glück wartete, da blieb es aus. Ich bin faul gewesen und leichtsinnig und verschwenderisch, und dann kamen böse Genossen, die mich auf noch schlechtere Wege führten, und endlich ist dann die Straße bergab gegangen.

Sie sollten nicht so viel sprechen, Herr Stelling.

Weshalb nicht? Mit den andern Leuten spreche ich kein Wort, und sie nicht mit mir. Ich sitze in meinem kleinen Stübchen und sehe den ganzen Tag auf die Straße. Hin und wieder kommt ein Mensch und will meinen Rat. Denn alle sind sie noch nicht so dumm, an die Ratschläge von Rasmus Rasmussen zu glauben. Aber niemand fragt, wie es mir geht, und denkt darüber nach, ob ich ein Mensch sei. Ich bin im Zuchthaus gewesen: eigentlich bin ich kein Mensch mehr.

Aber Herr Stelling —

Ach nein, unterbrechen Sie mich nicht! Lassen Sie mich sprechen! Oder werden Sie auch so stolz wie der vornehme Herr, der im vorigen Herbst vor der Sundsstraße auf und nieder ging und sich darüber besann, ob er zu mir kommen sollte oder nicht? Er ist nicht gekommen: er ist eilig weggereist, er hatte Angst vor mir. Es ist ja auch nicht angenehm, einen

leiblichen jüngsten Bruder zu haben, der im Zuchthaus gewesen ist, und der überhaupt nichts taugt. Ich bin auch niemand böse, keinem einzigen; wie es gekommen ist, darf ich mich über nichts mehr wundern.

Die traurige Stimme sprach noch weiter, aber ich hörte nicht mehr auf sie. Mir war etwas unheimlich zumute. Die Flur war so dämmerig, und die Stimme so sonderbar. Leise schlich ich mich wieder davon, und als ich in der Sundsstraße und mitten in der Sonne stand, da kam es mir ganz wunderlich vor, daß ich in der Ferne die Lerchen singen hörte, und daß alle andern Menschen vergnügt zu sein schienen.

Als ich nachher meinem Bruder Jürgen begegnete, erzählte ich ihm haarklein, was ich gehört hatte. Aber er war zerstreut und sagte, ich dürfe kein „Blech" sprechen. Im Heiligen-Geiststift draußen vor der Stadt sollte sich eine Frau aufgehängt haben; ich müßte schnell mit ihm kommen und nachsehen, ob sich die Sache so verhielte. Gehorsam lief ich mit ihm, und obgleich sich die Geschichte als eine freche Lüge erwies, die unter den Bewohnerinnen des Stiftes viel Gezeter und Empörung verursachte, so kam ich doch auf andre Gedanken und vergaß vorläufig, was ich gehört hatte. Aber Abends, wenn ich im Bett lag und nicht gleich einschlafen konnte, dann hörte ich wieder Herrn Stelling sprechen, und ich nahm mir fest vor, wenn ich ihm begegnen sollte, ihn recht freundlich zu grüßen.

Zu dem Zweck ging ich öfters als sonst in die Sundsstraße, sah aber niemals Herrn Dietrich Stelling. Nur Bäcker Martens pflegte vor seiner Tür zu stehn, oder er ging auf und nieder vor dem Häuschen, wo Jakobine Petrea wohnte. Einmal klopfte er auch an das Fenster, hinter dem die Haubenstöcke standen, und sagte etwas mit sehr lauter Stimme.

Weshalb steht Bäcker Martens jetzt so viel vor Jakobinens Fenster? erkundigte ich mich bei Rasmus Rasmussen.

Es war ein sehr kalter Märztag, und da Rasmus den Ofen in der Schreibstube bis zum Glühendwerden heizte, so besuchte ich ihn, um mich durchzuwärmen. Rasmus saß an seinem Pult und schnitt Federn für meinen Großvater. Der schrieb nämlich immer noch mit Gänsefedern, schon deswegen, weil die Stahlfedern aus England kamen, und er nicht mit Lord Palmerston zufrieden war.

Bäcker Martens will Jakobine Petrea heiraten, erwiderte Rasmus. Wahrscheinlich hatte er der Kälte wegen auch innerlich eingeheizt. Dann war er immer mitteilsam.

Es ist ein großes Glück für sie, fuhr er fort, während er wohlgefällig eine Feder betrachtete. Martens ist ein guter Mann und hat Geld bei Leuten. Er hätte natürlich viel jüngere Mädchen kriegen können, und ich habe ihm auch welche vorgeschlagen. Aber Jakobine Petrea ist nun einmal seine Schwägerin, und er hat etwas für sie übrig. Sie kocht ja auch

gut, und dann ist sie nicht verwöhnt. Das kommt daher, daß sie hinkt. Solche Menschen sind niemals verwöhnt. Die Eltern mögen sie meist nicht leiden, und auf der Straße wird ihnen etwas nachgerufen. Ihre Mutter hat sie nicht ausstehn können, deshalb ist sie auch früh aus dem Hause gegangen und hat sich ihr Brot selbst verdient.

Ich glaube, daß Jakobine sehr nett ist! sagte ich.

Ja, das kann schon sein. Bäcker Martens glaubt es ja auch, und ich bin nicht gegen die Partie gewesen. Im Gegenteil, ich habe ihr zweimal einen Brief von Martens gebracht. Aber ich kann nicht sagen, daß sie sehr freundlich war. Obgleich ich ihren Namen zweimal in meinem Notizbuch hatte. Sie kann sich natürlich nicht vorstellen, daß sie so glücklich werden soll. Martens meint auch, wenn sie jetzt noch komisch wäre, dann käme es von ihrer Ungläubigkeit. Später wird sie sich natürlich besinnen und dankbar sein.

Wie geht es eigentlich Herrn Stelling? fragte ich. Dann erschrak ich, denn Rasmus mochte doch nichts von Stelling hören.

Er blieb heute ganz ruhig.

Von Stelling weiß ich nichts; aber es wird ihm wohl kaum gut gehn. Er ist ja den ganzen Winter krank gewesen, und ich glaube nicht, daß er wieder besser werden wird. Schwach soll er immer gewesen sein, und wenn dann das Zuchthaus kommt, dann kriegen die meisten einen tüchtigen Knacks!

Ich wurde traurig. Der arme, arme Herr Stelling! sagte ich und erschrak zum zweitenmal, weil Rasmus nun doch ganz gewiß böse werden würde.

Er zuckte die Achseln.

Stelling scheint immer sehr bummelig gewesen zu sein. Einige Leute sagen, er wäre halbwegs aus Versehen ins Zuchthaus gekommen, und ein andrer hätte für ihn hineingenußt. Ich weiß es nicht. Weshalb kommt solch ein Mensch auch hierher, wo ich doch hier bin, und wo für ihn eigentlich nichts zu tun ist? Er hätte dort bleiben sollen, wo er zuhause ist. Neulich war hier einmal ein Handlungsreisender, der fragte nach Stelling und sagte, er hieße ganz anders. Stelling wäre der Name seiner Mutter. Aber Handlungsreisende erzählen manchmal sonderbare Geschichten, und mir ist es egal, wie Stelling eigentlich heißt. Er tut mir keinen Schaden mehr, und wenn er beerdigt wird, dann soll er von mir einen Kranz haben. Schon deswegen, weil ich manchmal etwas gegen ihn gehabt habe. Wenn die Feinde tot sind, soll man ihnen vergeben. Rasmus hatte seine Federn geschnitten, und da ich gerade gerufen wurde, so verließ ich ihn.

Großvater suchte nach mir. Er stand an der Treppe und hielt ein Buch in der Hand. Dies schickt dir der Minister, sagte er; und außerdem hat er dir auch einen kleinen Brief geschrieben. Ich hoffe nicht, daß du unbescheiden gegen ihn gewesen bist, oder ihn gar um etwas gebeten hast, setzte er hinzu,

während ich in sprachlosem Erstaunen das Geschenk entgegennahm.

Erstens war ich nicht gewohnt, außer zum Geburtstag oder zu Weihnachten etwas geschenkt zu erhalten, und dann hatten wir uns alle schon lange einen Hoffmannschen „Jugendfreund“ gewünscht, ohne jedoch an die Erfüllung dieses Wunsches zu glauben. Nur eilig konnte ich versichern, daß ich nie in meinem Leben den Minister über meine größten Wünsche unterrichtet hätte, dann mußte ich auf die Suche nach den Brüdern laufen, um ihnen meinen Schatz zu zeigen. Wußte ich doch, daß ich jetzt eine begehrenswerte Persönlichkeit geworden war, die es wohl verdiente, eine Zeit lang mit besondrer Rücksicht behandelt zu werden.

An den Brief des gütigen Gebers dachte ich erst viel später, und als ich ihn dann eilfertig durchflogen hatte, steckte ich ihn nachlässig in die Tasche. Der alte Herr schrieb zwar sehr nett, daß er mir gern eine kleine Freude machen wollte, und daß ich ihm auch einmal wieder schreiben sollte; aber daß er fragte, ob noch alle Menschen in der Sundsstraße wohnten, die früher dort gewohnt hätten, war doch eigentlich merkwürdig. Ich hatte nach meiner Erinnerung niemals mit ihm über meine Bekannten in der Sundsstraße sprechen dürfen; wie sollte ich also dazu kommen, ihm über sie zu berichten?

Als ich deshalb nach einigen Tagen seufzend vor meinem besten Papierbogen mit dem Vergißmeinnicht-

rande saß und vor lauter Ermahnungen, schön, nett und vollständig richtig zu schreiben, sogar den Hoffmannschen „Jugendfreund“ zum Kuckuck wünschte, da fiel es mir natürlich nicht ein, die Frage des Ministers zu beantworten. Mühsam stolperte ich über einige Dankſätze, berichtete, daß es im Winter manchmal geschneit und im Frühling getaut hätte, und schloß mit dem Wunsche, daß der Minister noch einige Jahre leben möchte. Dieser Satz, an dem doch ganz gewiß nichts auszusetzen war, kostete mich bittere Zähren. Denn meine sonst so milde Erzieherin, der ich das Schreiben zur Begutachtung vorlegen mußte, verlangte, daß ich den Brief noch einmal abschreiben sollte. Es schicke sich nicht, so behauptete sie, den Leuten nur noch einige Lebensjahre zu gönnen, und meine Einwendungen, daß der Minister meinetwegen auch noch zehn Jahre leben dürfte, halfen anfänglich nichts. Endlich aber durfte ich doch mit Hilfe des Radiermessers aus dem Wort „einige“ „viele“ machen, und nachdem ich mich dieser Arbeit unterzogen hatte, bei der ich recht schwermütig geworden war — der Brief hatte an äußerer Schönheit nicht zugenommen —, griff ich noch einmal zur Feder und schrieb unter meinen Namen:

Ich kriege meinen neuen Strohhut aus der Sundsstraße, und Rasmus sagt, daß Herr Stelling bald sterben wird.

Dann verklebte ich meinen Brief mit einer wundervollen roten Oblate und hatte das erhebende Gefühl,

in jeder Beziehung meine Pflicht gegen den Minister getan zu haben.

Jakobine Petrea Asmussen machte mir wirklich einen neuen Strohhut. Neulich erst war sie bei uns gewesen, um verschiedne Bestellungen entgegenzunehmen, und auch mir hatte sie mehrere Hüte aufgepaßt. Sie war eigentlich sehr nett: so ruhig und freundlich, und wenn sie lächelte, dann ging es wie ein Schein über ihr blasses Gesicht. Daß sie hinkte, merkte man kaum, und als ich sie nachher halbwegs nach Hause geleitete, mußte ich ihr das doch sagen.

Ich finde nicht, daß du schlimm hinkst, sagte ich wohlwollend, und ich würde dir niemals etwas auf der Straße nachrufen. Wer hat dir denn überhaupt etwas nachgerufen, und weshalb mochten dich deine Eltern nicht leiden?

Sie sah mich mit einem halb traurigen Lächeln an.

Wer hat dir das erzählt?

Das durfte ich natürlich nicht sagen, und mir fiel etwas andres ein.

Wirst du auch noch Putz machen, wenn du Bäcker Martens heiratest?

Kind, Kind — Jakobine schüttelte den Kopf, und ihre Stimme klang ungeduldig: Du mußt nicht von Dingen sprechen, die du nicht verstehst!

Ich hatte sie vertraulich beim Arm gefaßt; aber sie streifte meine Hand ab und ging so eilig davon, daß sie wirklich stark hinkte.

Ich sah ihr verdutzt nach und wußte nicht, ob

ich beleidigt sein sollte oder nicht; später aber dachte ich über diese Frage nicht weiter nach und freute mich nur auf den neuen Hut. Er kam aber nicht so schnell, wie ich erwartet hatte, und nachdem ich mich einige Tage gründlich von dem Brief an den Minister erholt hatte, wanderte ich an einem Nachmittag in die Sundsstraße, um Jakobine einen vorwurfsvollen Besuch zu machen.

Es war in der Nacht sehr schlechtes und stürmisches Wetter gewesen, und die Post war nicht übers Wasser gekommen. Erst jetzt, am späten Nachmittag, sah ich die gelbe Postkutsche mit den immer müden Pferden davor über die Straße rasseln.

Die haben auch böses Wetter gehabt! sagte Rasmus zu mir, der mir entgegen kam und auf den gelben Wagen deutete. Dabei machte er ein so verdrießliches Gesicht, als hätte er auch in dem Postboot gesessen und wäre etliche Stunden lang von den grüngrauen Wellen des Sundes auf und nieder geschaukelt worden.

Wo willst du hin? fragte er, und als ich geantwortet hatte, fluchte er auf höchst unfeine Art.

Bei Jakobine Asmussen solltest du nichts machen lassen! Sie ist kein nettes Mädchen, und ich ärgere mich, daß ich ihren Namen zweimal in meinem Notizbuch hatte. Nun will ich ihn ausstreichen und mich ganz gewiß nicht mehr darum bekümmern, ob sie einen Mann bekommt oder nicht. Wie nett ist Bäcker Martens gegen sie gewesen! Schon im letzten

Herbst hat er ihr seine besten Äpfel geschenkt und um Weihnachten einen großen Kringel. Die Äpfel aber hat sie euch gegeben, und den Kringel ins Heilige-Geiststift, wo sich die alten Weiber beinahe aufhängen, was sich durchaus nicht schickt. Und nun dazu —

Er hielt inne und sah einem Manne nach, der langsam in die Sundsstraße ging. Er trug einen großen Mantel und hatte den Kragen in die Höhe geschlagen.

Wer ist das? fragte der Schreiber. Sag mal, wer ist es?

Er sieht ein bißchen aus wie der Herr Minister! erwiderte ich.

Dummes Zeug! Rasmus wurde noch ärgerlicher. Meinst du, solche große Herren kommen bei solchem Wetter auf die Insel? Der Minister muß jetzt jeden Tag in Gesellschaften gehn und sich den Magen voll schlagen; dem fällt es nicht ein, hierher zu kommen. Für solchen Besuch würde ich mich auch ergebenst bedanken. Meinst du, ich hätte Lust, wieder eine ganze Zeit lang auf meinem Zimmer zu essen und Männerchens vor dem großmächtigen Kerl zu machen? Wenn ich nur gewollt hätte, dann wäre ich auch schon lange Minister. Aber ich bin lieber hier und stehe den Leuten mit Rat und Tat bei. Und es würde doch ganz merkwürdig sein, wenn ich nicht Bäcker Martens helfen könnte. Mein ganzes Notizbuch ist voll von Namen.

Rasmus war mit mir gegangen und hatte mich auf den Rückweg von der Sundsstraße gedrängt. Jetzt drehte er sich noch einmal um und sah dem Fremden nach.

Wer ist es? fragte er zum zweitenmal.

Aber ich konnte ihm nicht antworten, denn ich wußte es auch nicht.

* * *

Meinen Strohhut bekam ich damals nicht. Als ich etwa nach einer Woche in die Sundsstraße ging und zu Jakobine gehn wollte, war ihr Tür verschlossen, und eine Nachbarin sagte, sie sei verreist. Ich hoffte natürlich, daß sie bald wiederkehren würde; aber diese Hoffnung war vergebens, und da mir eine andre Putzmacherin einen Hut anfertigte, tröstete ich mich.

Der Hut war wundervoll geworden, und ich setzte ihn zuerst auf, als Bäcker Martens mit einem sehr rotwangigen Mädchen vom Lande Hochzeit gab, und wir alle in die Kirche liefen, um der Trauung beizuwohnen.

Die Braut war sehr bescheiden und konnte vor lauter Verlegenheit kaum „Ja" sagen; aber später im Laden war sie nicht so bescheiden, und wenn ihr Mann einmal „Ja" sagte, dann sagte sie ganz gewiß „Nein." Aber Rasmus erklärte, daß die beiden wie die Engel im Himmel miteinander lebten und füreinander geschaffen seien. Er mußte es wissen, denn

er war beim Hochzeitsschmaus gewesen und hatte so schöne Reden gehalten, daß er nachher acht Tage lang auf dem Lande leben mußte.

Ich selbst kam nicht mehr in die Sundsstraße. Die kleinen Pfeffernüsse von Bäcker Martens schmeckten nicht mehr so gut wie früher, und Jakobine Petrea Asmussen kam nicht wieder. Sie war, wie die Leute sagten, auf immer verreist.

Auch ich mußte eines Tages die Insel verlassen, und wenn ich wieder kam, war es nur zum Besuch und auf wenig Wochen. Aber wenn ich dann kam, hatte ich so viele Freunde zu besuchen, daß mir die Zeit immer zu kurz wurde.

Rasmus Rasmussen hatte sich auf seine alten Tage verheiratet und war Beamter geworden. Als ich ihn zum erstenmal besuchte, empfing er mich mit großer Würde.

Es ist hier alles anders geworden, sagte er. Der Amtsrichter glaubt, er hätte mir etwas zu sagen. Davon aber ist keine Rede; ich tue, was ich will, und brauche nicht zu kriechen. Das habe ich eben auch dem Bäcker Martens gesagt, der mich um Rat wegen seiner dritten Frau fragte. Die zweite ist ja auch tot. Aber ich werde doch nicht den Heiratsvermittler spielen. Das habe ich nie getan: niemals. Und jetzt, wo ich königlich preußischer Beamter bin, wundre ich mich, daß solch ein Mann mit diesem Anliegen kommen kann.

Er schwieg und zog seine gestickte Weste hinunter. Jetzt war alles an ihm bestickt, sogar sein Schlips;

nur seine Glatze nicht. Jürgen hatte damals doch übertrieben. Wissen Sie eigentlich, Herr Rasmussen, daß Jakobine Petrea Asmussen verheiratet ist? fragte ich. Sie hat Herrn Dietrich Stelling zum Mann, der auch eine Zeit lang hier gelebt hat. Er hatte eine sehr schlechte Gesundheit und durchaus kein Geld; wenn er länger hier auf der Insel geblieben wäre, würde er wohl gestorben sein. Aber Jakobine Asmussen hat ihn nach dem Süden begleitet, und dort hat er sich so erholt, daß er ein wenig arbeiten kann. Er schreibt für Zeitschriften und führt die Rechnungsbücher seiner Frau, und sie sind sehr glücklich zusammen. Sie hat nämlich eine kleine Fremdenpension in Rom, die eigentlich das ganze Jahr besucht ist, und dort bin ich im letzten Herbst auch einige Wochen gewesen.

Rasmus Rasmussen hatte mir still zugehört. Also so ist die Geschichte? Ein bißchen habe ich auch schon davon gehört; nur kann man nicht alles glauben, was so erzählt wird. Dietrich Stelling war gar kein übler Mensch, und ich habe niemals etwas gegen ihn gehabt. Er war nur leichtsinnig, und wenn er sich gut mit mir gestanden hätte, wäre er vielleicht nicht ins Zuchthaus gekommen. Aber junge Leute hören ungern auf guten Rat.

Er war aus einer sehr vornehmen Familie, berichtete ich weiter; aber den Namen seines Vaters hat er ganz aufgegeben.

Vornehme Leute sind immer gern hier gewesen, erwiderte Rasmus kühl. Vor Jahren schon war der

Miniſter von Weiſenheim hier; nun, Sie wiſſen es nicht mehr; aber das war wirklich ein reizender Mann. Mit dem ließ ſichs ſehr gut verkehren, und ich erzähle noch immer meiner Frau davon, wie ſich der mit mir geſtellt hatte. Sie will es nicht glauben; aber Frauen ſind ja im ganzen immer ungläubig. Alſo Jakobine Asmuſſen iſt Frau Stelling geworden, und der Dietrich lebt noch immer? Das iſt eigentlich ſchade, denn Bäcker Martens — Er unterbrach ſich und ſah mich ernſt an.

Nichts iſt mir verhaßter als Heiratsvermittlung, ſetzte er hinzu. Die wahre Liebe muß es tun.

Bei Dietrich Stelling und Jakobine iſt es auch die wahre Liebe geweſen, ſagte ich. Sie hat ihn in ſeinem Elend und in ſeiner großen Verlaſſenheit geliebt, und ſie ahnte nicht, daß er von Haus aus vornehm war. Die vornehmen Verwandten haben ihnen auch nicht geholfen; nur ſein älteſter Bruder —

Brüder müſſen ſich immer untereinander helfen, ergänzte Rasmus. Ich habe keinen Bruder; aber wenn ich einen hätte, dann würde ich mich nett gegen ihn benehmen. Auch dann, wenn er etwas verbummelt wäre, obgleich das für mich als königlich preußiſchen Beamten nicht leicht wäre.

Ich verabſchiedete mich, und er entließ mich mit großer Würde.

Wenn Sie den Miniſter ſehen, dann grüßen Sie ihn herzlich. Er iſt nun ja lange außer Dienſt und

hat niemand etwas zu befehlen; aber für mich macht das keinen Unterschied: ich lasse ihn doch grüßen.

An demselben Tage noch ging ich durch die Sundsstraße; aber es war nichts an ihr zu sehen. Nicht einmal Bäcker Martens stand vor der Tür, und das Häuschen, wo Jakobine gewohnt hatte, wurde gerade umgebaut. Aber ich blieb davor stehn und dachte an die Menschen, die über die kleine niedrige Schwelle gegangen waren, und an die traurigen Herzen, die sich doch hier gefunden hatten.

Ein alter Mann trat auf mich zu und begrüßte mich vertraulich. Es war Großvaters ehemaliger Kutscher Hinrich, der noch sehr frisch aus den Augen sah.

Da kommt mein Jung mit sein Frau ein zu wohnen, sagte er, mit dem Daumen rückwärts nach dem Neubau deutend. Gott, es is ja nicht groß; abers mein Hinnerk is nich for die Großigkeit, und wenn ein würklichen Manister nich zu fein war, ein ganzen Abend hier ein zu sitzen, denn kann mein Hinnerk da sein ganzes Leben ein bleiben. Ja, ein würklichen Manister, setzte er in einem Tone hinzu, als hätte ich einen Zweifel ausgesprochen.

Es war ein komischen Mann, und ich hatt ja all ümmer gesagt, daß er mich nich stolz genug war. Abers mir hat kein Mensch nach meine Meinung gefragt; Herr Justizrat auch nich, als er an einen Nachmittag zu mich sagt: Spannen Sie an und fahren Sie in die Sundsstraße und halten Sie vor

dem Hause, in dem Fräulein Asmussen wohnt. Und dann fahren Sie die Herren nachher an den Sund!

Hinrich holte tief Atem und sah mich an, als erwartete er von mir einen Ausbruch des Staunens. Aber ich sagte nichts, und er sprach weiter:

Fräulein Asmussen hat Herr Justizrat gesagt, wo sie doch man bloß ein Putzmachersche war und noch dazu kurz trat. Abers ich hab natürlicheweise nix gesagt und mir bloß in stillen gewundert. Und wie ich nu vor diesen Haus halte und ein büschen in die Fensters von oben gucken kann: was seh ich da? Da sitzt mein Manister mitten in die Wohnstube, und bei ihn sitzt Herr Dietrich Stelling, denselbigen, der auch in die Sundsstraße wohnte, und den es mit die Gerichtens ein büschen mallöhrt hatte. Du lieber Gott, ich bin nich stolz, und ich hätt Herrn Stelling ganz gern mal der Hand gegeben, weil er doch swach und elend war, und weil er kein Geld hatt und auch nix verdienen konnt; aberſten daß ein veritabeln Manister son armen Kerl die Backens streichelt und auf ihm einspricht und ihm immer wieder streichelt — das is mich doch verwunderlich gewesen. Und nachher auch, als die zwei Herrens von mich nachn Sund gefahren sind, da hab ich mir noch einmal wundern müssen. Denn weil Herr Stelling tüchtig swach gewesen is, hat er nich allein ausn Wagen kommen können, und der Manister hat ihm geholfen. Herr Stelling hat es nich gewollt; aberſten der Manister hat gesagt: Laß mich, Dietrich.

Wenn ich dir doch früher geholfen und dich nicht allein gelassen hätte!

Hinrich schwieg und sah dem Mauermann zu, der gemächlich einen Stein auf den andern fügte.

Ja, das hat er gesagt, setzte er nach einer Pause hinzu; ich hab es gehört und es nich vergessen. Wundern mußte ich mir, denn was kann ein Manister mit son verbummelten Kerl zu tun haben? Abers was in diesen Leben allens passiert, kann man doch nich begreifen. Mein Sohn Hinnerk is nu ganz anders; der kann allens begreifen. Der kann auch begreifen, daß Jakobine Asmussen nachn paar Tagens abgereist ist, und daß sie diesen Stelling zum Mann genommen hat. Wo er halbtot war und nix konnte und nix verdiente. Vater, sagt mein Hinnerk, das ist die Liebe. Ja, das is ja woll die Liebe. Abers nu frag ich Ihnen, Fräulein, sollt ein veritabeln Manister was von die gewöhnliche Liebe verstehn?

Und Hinrich ging kopfschüttelnd die Sundsstraße hinunter.

# Monarch Steffen

Der alte Steffen war ein „Monarch.“ Kein König oder Herzog, ſondern ein Erntearbeiter mit ſehr zerlumptem Rock und einem Hut, der eigentlich kein Hut mehr war. Die Arbeiter, die während der Ernte über das Waſſer kamen, um bei den Bauern und Hofbeſitzern das Korn zu ſchneiden, hatten keinen guten Ruf. Sie wollten nicht allein viel Geld für ihre Arbeit haben, ſie verlangten auch freie Beköſtigung, ſchalten, wenn hieran geſpart wurde, betranken ſich Abends auf das greulichſte und ſchlugen ſich dann gelegentlich tot. Großvaters Kutſcher Hinrich, der zugleich die Landwirtſchaft des alten Herrn leitete, ging in der Erntezeit ungern aus. Beſonders Abends ließ er ſich nicht auf der Straße ſehen.

Allens, was rech is, mein Heine, pflegte er zu einem meiner Brüder zu ſagen; allens, was rech is; Monarchens müſſen ſein, und unſer Herrgott hat ihnen ja auch geſchaffen; aberſten was er mit ſie

anfangen will, wenn sie ersten tot sind, das kann ich mich nich denken. In den Himmel können sie nich rein, und daß sie alle in der Hölle kommen, is ja woll auch ein Ungerechtigkeit. Man gut, mein Heine, daß ich da nix über zu sagen habe!

Aber obgleich Hinrich also einen ehrlichen Abscheu vor den Monarchen hatte, so mußte er doch einige annehmen, damit die Ernte von Großvaters Feldern möglichst rasch hereingebracht würde. Das war denn nicht allein eine aufregende Sache für ihn, wir alle beschäftigten uns mit dem Gedanken, wer „unser Korn" schneiden dürfte. Eines Tages erschien der Kutscher dann mit einigen Auserwählten; die Arbeit begann, die Köchin mußte jeden Morgen einen großen Topf mit Grütze für die Monarchen kochen, sie erhielten Fleisch und Gemüse, Bier und Butterbrot, und wenn die „Kröpel" gebacken wurden, dann beneideten wir die Monarchen aus voller Seele. Denn sie durften von diesem Schmalzgebäck so viel essen, wie sie nur wollten; wir aber bekamen es zugezählt.

Da war es denn sehr nett von dem Monarchen Steffen, daß er mit uns teilte.

Kinder, das kriege ich ja nicht alles auf! sagte er. Nehmt man, so viel ihr wollt!

Es war auf dem gemähten Weizenfelde; das Korn wurde in Hocken gestellt, und die Sonne stand schon ganz tief. Sie hatte einen roten Schein, und über dem Felde flimmerte die staubige Luft.

Mit dem Monarchen Steffen hatten wir schon einmal flüchtig gesprochen. Hinrich lobte ihn und sagte, er wäre einer von den Vernünftigen. Einer von denen, die, wenn sie betrunken waren, nicht immer erzählten, daß sie früher keine Arbeiter, sondern ganz etwas Feines gewesen wären. Er hatte einen langen, grauen Bart, dunkle Augen und ein freundliches Lachen.

Kinder, nehmt nur! sagte er. Da saßen wir also neben ihm auf einer Garbe, aßen von seinen Kröpeln und fühlten uns halb beklommen, halb geehrt. Von unserm Platz aus sah man durch die Brombeerhecke auf die Landstraße, die Abends um die Erntezeit sehr belebt war. Nicht nur die Kornwagen mit ihren lustig ausgreifenden Pferden kamen an uns vorüber, auch andre Gefährte, Trupps von Monarchen, Milchmädchen, die ihre vollen Eimer trugen, und Kinder, die Ähren sammelten. Vergnügt sahen wir auf alles und wollten gerade eine Unterhaltung mit dem freundlichen alten Manne beginnen, als Kutscher Hinrich zu uns kam.

Hinrich gehörte zu den schweigsamen Männern, die viel ausspucken, aber wenig Worte machen. An gewöhnlichen Tagen sprach er nur das Notwendigste; in der Erntezeit aber, wenn es viel Dünnbier und auch Schnaps gab, war seine Zunge etwas lockerer. Heute schien er besonders vergnügt zu sein, weil er mit den Monarchen so gut auskam.

Zufrieden nickte er Steffen zu. Nu — magst

die Kröpels? Ja, so was Feines haſt du wohl nich, wo du her biſt. Nich?

Wo biſt du eigentlich her? fragte einer von uns.

Der Monarch lachte. Das weiß ich ſelbſt nicht mehr. Iſt zu lange her, Kinder, viel zu lange her!

Er lachte noch einmal und ſchenkte ſich ein Glas Dünnbier ein.

Es mußte wunderlich ſein, nicht zu wiſſen, woher man kam. Einen Augenblick betrachteten wir den alten heimatloſen Mann mit verwunderten Augen, Hinrich aber machte eine gravitätiſche Handbewegung.

Nu natürlich, jedwerein braucht nich zu wiſſen, wo ſein Vater gewohnt hat und ſein Mutter; wo man grade is, da is man her. Natürlicherweiſe. Und fragen is nich immer fein.

Das war ein Hieb auf uns, den wir in Demut hinnahmen. Wir wußten wohl, daß Hinrich uns alleſamt „gräſige Fragekaſtens“ nannte und uns wegen unſrer Neugierde ſchon öfters geſcholten hatte. Außerdem hatte er uns mehr als einmal geſagt, daß alle Monarchen Spitzbuben wären, die ſicherlich ſehr viel Böſes begangen hätten, und die man niemals nach ihrer Vergangenheit fragen dürfe. Alſo war es auch nicht fein, wiſſen zu wollen, woher Steffen käme.

Der alte Arbeiter aß nicht mehr. Er ſtrich ſeinen grauen Bart, ſteckte ſich ein Stück Kautabak in den Mund und ſah auf die Landſtraße.

Feine Pferde! ſagte er wohlgefällig.

Herr Harreſen fuhr nämlich vorbei. Einer von

den reichen Hofbesitzern, die sich ein paar Wagenpferde hielten.

Die gehören Harresen zu! entgegnete Hinrich, die vorübertanzenden Rappen ebenfalls ins Auge fassend. Harresen hält selbst die Zügelns. Ja, das is ein von unsre Matadore, Steffen. Der hat Geld wie Heu, und denn soviel Silberzeug; er könnt den Kaiser von die Türkens einladen.

Wenn Hinrich etwas lustig wurde, sprach er vom Türkensultan und von seinem Reichtum. Wir lasen damals die Märchen aus „Tausend und einer Nacht," und wir teilten ihm einige von den darin enthaltenen Diamanten- und Goldbergen mit. Meist sagte er kein Wort dazu oder auch nur: So was kann ja nich angehn. Aber vor dem Sultan der Mohammedaner hatte er doch recht viel Respekt.

Nun kommt Lorenzen auch noch! setzte er hinzu, während er auf einen zweiten Wagen deutete, der dem ersten folgte. „Kannst sehen, Steffen? Der hat auch Geld, gräsig viel Geld; in eine Nacht verspielt er tausend Talers, grad so, als wär er auch, warraftigen Gott, ein Sultan und wüßt sich vor Geld nich zu lassen. So is das nu bei uns, Steffen, hier is Geld, viel Geld!

So prahlte Hinrich weiter. Heute war Donnerstag, und die Landleute kamen aus der Stadt, wo sie sich an diesem Tage immer trafen. Es waren auch einfache Gefährte dabei, die der Kutscher nicht weiter beachtete; wenn aber gute Pferde vorüber-

trabten, dann wußte er immer wieder etwas Neues von ihnen und den Reichtümern ihrer Herren zu ſagen. Er wollte dem Arbeiter zeigen, in eine wie reiche Gegend ihn ſein guter Stern verſchlagen hätte, und Steffen hörte ihm gutmütig zu.

Wer kommt denn da? fragte er plötzlich. Ein Einſpänner ſuckelte vorüber. Das Pferd alt und müde, der Wagen ſchlecht und klapprig. Eine ältere Frau hielt die Zügel. Sie hatte ein ſcharfgeſchnittenes, ſorgenvolles Geſicht und dunkle Brauen, unter denen die Augen ſtarr geradeaus ſahen. Weil das Pferd ſo langſam ging, konnten wir ſie lange betrachten.

Hinrich machte ein mißvergnügtes Geſicht. Er wollte nur die reichen Leute zeigen.

Das ne Fremde! ſagte er mürriſch. Die hat hier nix zu ſuchen, und da is auch nix nachgekommen. For Fremde is es hier auch nich. Die verſteht nix von unſre Wirtſchaft. Kennen tu ich ihr überhaupt man bloß, weil Jochen Schlank, was mein Schwager ſein Bruder is, da ein paar Jahr in Dienſt geſtanden hat. Sonſten kenn ich die Fremdens nich. Jochen Schlank ſagt, die Madamm is mit ihren Hof angeführt. Sie hat partu aus ihre Gegend weggewollt und hat hier man was Schlechtes gekriegt. Natürlicherweiſe. Sieh, da kommt Magnuſſen mit ſeine Schimmels. Der hat nu ſoviel Geld —

Wie heißt die Frau, die eben vorüberfuhr? fragte Steffen.

Ich hab ihren Namen vergeſſen. Is was Ko-

miſches. Adam is es nich, aberſten was ähnliches. Magnuſſen ſeine Schimmels —

Wie kommt ſie denn hierher, und wie lange wohnt ſie hier?

Der Monarch hatte ſich vornübergelehnt und ſah Hinrich ſo ſtarr in die Augen, daß dieſer ſich zu einer längern Antwort genötigt ſah.

So an die zehn Jahrens vielleicht. Kann auch mehr ſein, ganzen genau weiß ich es nich. Mit einmal is ſie hier, hat den ſchlechteſten Hof in die Gegend und kann nich hoch kommen. Jochen ſagt, ſie hätt früher einen feinen Hof anderswo gehabt, abers was ihr Mann war, der hat allens vertrunken, Hof und Geld und allens. Und denn is er in die weite Welt gegangen. So was ſoll ja angehn können. Ich kann es nich begreifen, beſonders, wo da noch ein klein Deern war —

Hinrich ſchenkte ſich wieder Bier ein und wiſchte ſich den Mund. Der Monarch ſah ihn noch immer an, da mußte er wohl oder übel weiter ſprechen.

Ein ganz klein nüdliche Deern. Wie ich Jochen Schlank mal beſuchte, hab ich ihr über den Hof laufen ſehen. So flink wien Vogel, und denn ſo gräſig luſtig. Deerns können gräſig luſtig ſein. Ja, ſagt Jochen, das is die klein Mareike. Ein komiſchen Namen, nich? Hier ſagen wir Marri. Aberſten die klein Deern hieß Mareike. Nu is ſie ja natürlich groß und muß bald in den Dienſt. Was ja forn Hofbeſitzertocher gräslich is; aberſten der Hof

is ſchlecht in Stand, und Schuldens ſind da auf — o Gott, o Gott — Wenn das der Türkenkaiſer wüßte!

Und Hinrich blinzelte uns zu, die wir nur deswegen auf die Unterhaltung horchten, weil Steffen ſo rot im Geſicht wurde und plötzlich ganz große Augen bekommen hatte.

Hilft denn kein Menſch der Frau und dem Kinde?

Hinrich zuckte die Achſeln.

Sie is ne Fremde! erwiderte er trocken. Da hat kein ein Luſt zu. Sie hat vielleich auch niemand gebeten, weil ſie ein büſchen ſtolz is. Jochen Schlank ſagt, ſie muß aufbrennen.

Aufbrennen?

Ja, all die alten Gebäudens aufn Hof ſtehn hoch in die Brandkaſſe. Viel höher, als ſie wert ſind. Wenn allens abbrennt, denn kriegt ſie ein ordentlichen Haufen Geld. Ich hab mal ein Vaterbruder gehabt, der is ein reichen Mann geworden, bloß von Abbrennen. — Was abers die Madamm is, die hat natürlich kein Glück. — Gun Tag, Herr Hofmeiſter, wie geht es?

Auf der Landſtraße kam ein Reiter daher, den Hinrich nicht nur mit dieſem Zuruf begrüßte, ſondern er erhob ſich ſogar, um eine längere Unterhaltung über das Korn, das Wetter und über andre intereſſante Dinge mit ihm zu führen. Wir verſuchten unterdeſſen ein Geſpräch mit dem Monarchen

zu beginnen, aber der saß stumm da, hatte die Augen zur Erde gerichtet und hörte nicht zu, was wir sagten.

Erst als Hinrich zurückkehrte, hob er den Kopf.

Das war auch ein Hofbesitzer, erzählte Hinrich. Ich kenn ihn von klein auf, und er is ein netten jungen Mann, sitzt aber schwer, weil er sein Geschwister ausbezahlen muß. Ich hab ihn eben gesagt, er sollt sich ne reiche Frau suchen, und er sagt, er wär nich for Geld, wird aberſten rot. Gott ja, nu fällt mich ein — Hinrich blieb stehn und rieb sich den Kopf —, was war es man noch? Hab ich nich gehört, er wollt die klein Mareike freien? Komischen Namen, nich? Wir sagen Marri! Nu natürlich, das geht ja nich; Hofmeister muß nach Geld sehen. Wenn ich ihm noch mal begegne, dann sag ich es ihn ordentlich. Wo er doch auf mir hört, denn er hat mir auch gefragt, als er letztes Jahr die zwei Pferde kaufte. Na, Steffen, nu komm man, da is noch viel zu kriegen.

Langsam erhob sich der Arbeiter, und auch wir hatten genug von seiner Gesellschaft. Da war es lustiger, über die Stoppeln zu laufen und in den Garbenhocken Versteck zu spielen, als zuzuhören, was Hinrich alles zu erzählen hatte.

Steffen arbeitete noch einige Tage bei Großvater. Er kam auch in die Leutestube, aß gebratnen Speck mit den berühmten Klößen und erregte den Zorn der Köchin, weil er keinen Appetit hatte.

Son Branntweinſüper! ſchalt ſie. Hat bloß ſechs Klößens gegeſſen, und ich rechn immer zwanzig a Perſon. Denn bleibt vielleich was nach. Abers die Monarchens taugen alle nix, nich mal Klößens können ſie eſſen!

Der Alte fand alſo auch keine Gnade vor ihren Augen, und wir wünſchten uns zum nächſten Jahr einen wirklichen, ſchrecklichen Monarchen, wie wir ſie immer beſchreiben hörten. Mit einem blanken Meſſer in der Hand, mit wild rollenden Augen und einer Liſte von Untaten an der Stirn. Wenn uns dann aber gegen Abend ein Trupp ſchreiender und ſingender Erntearbeiter begegnete, dann waren wir die Erſten, die Reißaus nahmen und im Innern unſers Herzens dem unſchädlichen Steffen ein kleines Denkmal errichteten.

Die Ernte war vorüber. Hinrich ſagte, ſie wäre man mittelmittel geweſen; das aber war jedes Jahr ſein Stichwort. Darauf ſagte mein Großvater, er wolle ſein Land zum Frühjahr verkaufen, und dann meinte Hinrich: Herr Stizrat, ein Jahr können wir es ja noch anſehen. Vorſichtig ſetzte er hinzu: Mittelmittel is beſſer als ſchlecht. Bloß daß man nich rühmen darf, das bringt Unglück.

Alſo blieb es natürlich beim alten, und Großvater behielt ſeine Felder. In dem Jahre, wo Steffen bei uns gearbeitet hatte, paſſierte noch allerlei auf der Inſel, hier und dort wurde eingebrochen, zwei Monarchen ſchlugen ſich tot, an mehreren

Stellen brannte ein Strohdiemen ab. Das war alles nichts Ungewöhnliches; aber das behagliche Leben begann doch erſt wieder, wenn die fremden Arbeiter die Inſel verlaſſen hatten.

Einmal, am hellen Morgen, tutete ſogar das Feuerhorn durch die Stadt. Das war prachtvoll für uns. Denn meiſt brannte es in der Nacht, und wir verſchliefen das Feuer oder durften nicht aufſtehn. Am Morgen aber konnten wir auch einmal anſehen, wie ein Feuer gelöſcht wurde. So hofften wir wenigſtens, aber wir wurden arg enttäuſcht, weil nur irgendwo auf dem Lande ein Hof brannte. Die ſtädtiſche Feuerwehr rückte natürlich mit vielem Hallo dazu aus, und einige unternehmende Jungen ſchwänzten die Schule, um an dem langſam und wichtig vorbereiteten Rettungswerk teilzunehmen. Jürgen war auch dabei, kehrte aber zurück, ohne viel erlebt zu haben. Der Hof war längſt abgebrannt geweſen, als die Feuerwehr eintraf, und was ſonſt noch zu ſehen war, ſchien nicht der Mühe wert geweſen zu ſein. Das Vieh war noch auf dem Felde, die Pferde waren bei der Arbeit geweſen. Von den Hühnern und Tauben war das meiſte gerettet, ſogar einen alten Hund hatte die Beſitzerin noch aus dem brennenden Wohnhauſe geholt.

So ein altes, langweiliges Tier! erzählte Jürgen. Die Leute haben ſich gewundert, daß Frau Adameit ihn noch geholt hat. Ihr Haar iſt dabei verbrannt, und ihr Kleid hatte auf dem Rücken große Löcher.

Hinrich ſtand dabei, als Jürgen ſeine Erlebniſſe zum beſten gab.

Adameit? fragte er. Is das nich, wo Jochen Schlank einmal in Dienſt war? Son verrückten Namen. Hier ſagen wir bloß Adam. Guck einer an, nu hat die Frau Glück, und is doch nich von hier!

Die Monarchen hatten das Feuer angelegt. Zwei von ihnen waren ſchon am Tage vorher um den Hof herum gegangen, und einer war noch am Morgen vor dem Ausbruch des Feuers geſehen worden. Wahrſcheinlich hatte Frau Adameit ihnen nicht genug Klöße und Speck gegeben, oder ſie waren ſonſt unzufrieden geweſen, oder ſie hatten nur einmal ein Feuer ſehen wollen. So waren die Monarchen ja; man konnte alles von ihnen erwarten, und gefaßt wurde natürlich keiner.

Dies war ein Thema, das Hinrich immer beredt machte, und wenn er uns noch eine Anzahl von Beiſpielen über die Schlechtigkeit der Monarchen berichtet hatte, ſetzte er hinzu: Man gut, daß dies Feuer nu kein Mallöhr is. Aberſten ſo was denken die Monarchens ja nich.

Zum Winter zog Frau Adameit in die Stadt, und da ſie wohl allerhand Geſchäftliches mit meinem Großvater zu verhandeln hatte, ſo ſahen wir ſie gelegentlich in ſein Kontor gehn. Daß ſie abgebrannt war, machte ſie uns nicht lange intereſſant, aber daß ſie immer von einem alten und ſehr häßlichen Hunde begleitet wurde, erregte unſre Aufmerkſamkeit. Es

war derſelbe Hund, den ſie mit Lebensgefahr aus den Flammen gerettet hatte, ein altes, müdes Tier, das Bruder Heinrich für „unecht“ erklärte.

Das iſt kein Spitz und kein Wolf, kein Hofhund und kein Jagdhund. Das iſt gar nichts. Nein, er war gar nichts, aber er war ein Hund, ſaß vor unſrer Haustür, ſah uns teilnahmlos aus müden Augen an, wedelte mit einem wunderbaren Schwanzſtummel und wandte den Kopf ab, wenn man ihm Zucker hinhielt.

Dein Hund könnte netter ſein! ſagten wir zu Frau Adameit, als wir eines Tages wieder vergebliche Anſtrengungen gemacht hatten, ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen.

Sie kam aus dem Schreibzimmer und war ſo in Gedanken vertieft, daß ſie bei unſrer Anrede zuſammenfuhr. Dann antwortete ſie nicht unfreundlich.

Er iſt alt, Kinder, ganz alt. Wer alt iſt, iſt nicht mehr nett.

Sie ſchnarrte das R und ſprach ganz anders, als bei uns die Leute redeten. Darüber wunderten wir uns und ließen ſie ſchweigend weggehn. Als ſie aber nach einigen Tagen wieder erſchien, und der Hund ſeinen Platz vor der Tür einnehmen wollte, ſtellte ich mich vor ſie hin.

Wenn alte Hunde nicht nett ſind, warum biſt du dann ins Feuer gegangen, um ihn zu retten?

Frau Adameit ſtutzte einen Augenblick, dann wurde ihr blaſſes Geſicht rot.

Ich habe Pluto einmal geschenkt bekommen, erwiderte sie. Einmal, vor vielen Jahren.

Sie ging eilig an mir vorüber, und der Hund legte sich in die Sonne, blinzelte schläfrig und beachtete weder uns noch eine Katze, die wohl fünf Minuten mit krummem Buckel vor ihm stand und für ihr Leben gern Streit mit ihm angefangen hätte. Schließlich ging sie mit einem verachtungsvollen Gesicht davon, und auch wir gaben Pluto auf, ebenso wie wir uns nicht mehr um seine Herrin kümmerten. Wir begegneten ihr wohl gelegentlich auf der Straße und sahen auch Mareike, ihre Tochter, über deren Namen Hinrich sich immer noch nicht beruhigen konnte, das war aber auch alles. Bis Milo eines Winterabends mit rotem Kopf nach Hause kam.

Ich glaub, ich weiß was! sagte er geheimnisvoll.

Bilde dir nur nichts ein! entgegnete Jürgen empört. Du weißt nicht das Allergeringste!

Aber Milo wußte doch etwas. Nämlich daß der junge Herr Hofmeister unter den alten Kirchhofbäumen stehe und jemand ganz vernehmlich geküßt habe. Barhäuptig stürzten wir alle ins Freie, und ich nahm noch eine Laterne mit, um genau zu sehen, ob es sich auch so verhielte. Aber Herr Hofmeister war weg, und der Jemand, den er geküßt haben sollte, war niemals dagewesen. Nur Mareike Adameit stand ganz in der Nähe unsers Hauses, warf uns Schnee ins Gesicht und lachte, als die Jungen sie wieder warfen. Unter dem frosthellen Winterhimmel

begann eine luſtige Schlacht, und Mareike war wirklich ſehr nett. Sie erzählte uns, daß ſie einen Bäckerladen geſucht hätte, ihn aber nicht finden könnte; und weil wir Wohlgefallen an ihr fanden, begleiteten wir ſie ein Stück Wegs. Seit der Zeit begrüßten wir ſie auch bei Tage; und als es dann bald hieß, der junge Herr Hofmeiſter und Mareike Adameit wollten ſich heiraten, da hatten wir nichts dagegen einzuwenden.

Nur Hinrich war ziemlich verdrießlich über dieſe Verlobung.

Du meine Zeit, ſagte er, habe ich Kriſchan Hofmeiſter nich immer geſagt, er ſollt nach Geld ſehen? Und denn nimmt er Mareike Adameit? Was ſollt die woll Geld haben, und denn is ſie auch noch nich von hier. So was Dummes; da ſollt doch der Pollerzei was gegen tun! Doch die Polizei legte ſich nicht ins Mittel, und als Herr Chriſtian Hofmeiſter eines Tages ſehr freundlich mit dem alten Knecht ſprach und ihm ſeine Braut vorſtellte, da hatte Hinrich gegen die Partie nicht mehr ſoviel einzuwenden.

Sie ſcheint mich ja nich uneben, ſagte er zu uns. Wenn ſie auch fremd is und nich ſo viel Geld hat, als Hofmeiſter brauchen kann. Weil abers das Feuer da geweſen iſt, da hat ſie doch mehr als vordem, und ihr Mutter will den Hof verkaufen und is die Schuldens los. Ja, was ſon Feuer is — Kinders, Kinders, ſpielt man nich mitn Feuer! Aberſten nützlich kann es doch ſein!

Das Frühjahr kam wieder, die Stare und die Störche — Vogelſang und Sommerlüfte. Ehe wir es uns dachten, zogen ſchon die erſten Monarchen wieder auf die Inſel, und Hinrich erſchien vor Großvater, um zu fragen, wie es mit der Ernte werden ſollte. Es wurde immer ſo, wie er wollte; aber es machte ſich beſſer, wenn er fragte. Eines Tages kam er denn auch mit einigen Arbeitern angezogen, die einen alten und klapprigen Eindruck machten, von Hinrich aber gerade dieſer Eigenſchaften wegen bevorzugt wurden. Steffen aber war nicht unter ihnen, und wir, die wir ein Jahr lang Steffen vergeſſen hatten, ſehnten uns plötzlich nach ihm.

Hinrich, wo iſt Steffen? Den hätteſt du annehmen ſollen, der war ſo furchtbar nett!

Ich nehm, wen ich kriegen kann, entgegnete Hinrich eigenſinnig. Und dieſe ſind auch furchtbar nett. Nich mal ein Meſſer haben ſie in die Taſche!

Mit dieſen Engeln ſind wir wohl nicht zuſammen gekommen; wenigſtens habe ich keine Erinnerung von ihnen. Wir dachten auch an andre Dinge. Mareike Adameit und Herr Hofmeiſter gaben Hochzeit, und die Jungen überlegten, ob ſie am Vorabend der Hochzeit bei der Braut poltern ſollten. Bei Fremden tat man es eigentlich nicht, und dann kam noch der Umſtand dazu, daß ſich die Monarchen ſicherlich am Poltern beteiligen und das kleine Haus der Frau Adameit in Grund und Boden poltern würden.

Furchtbar ſchade iſt es, ſagte Jürgen. Und es tut mir leid für Mareike. Sie wird denken, wir machen uns nichts aus ihr.

Wir ſtanden vor Frau Adameits Häuschen, das etwas abſeits in einer kleinen Seitenſtraße lag, und betrachteten es halb verlangend, halb entſagungsvoll. Es hatte ein freundliches, gut gepflegtes Anſehen, und der alte Hund, der vor der Tür lag, ſchien auch jünger geworden zu ſein. Aber er war gerade ſo gleichgiltig wie im vorigen Jahre: als Jürgen „Pluto!“ rief, rührte er ſich nicht von der Stelle.

Hinter uns räuſperte es ſich leiſe. Als wir uns umwandten, ſtand der alte Steffen vor uns. Wir erkannten ihn gleich, obgleich er noch verwahrloſter war als im vorigen Jahre. Sein Geſicht war rot, und ſeine Augen blickten unruhig hin und her.

Guten Tag, Steffen! ſagte Jürgen. Biſt du auch wieder hier? Warum biſt du nicht zu Großvater in Arbeit gekommen?

Ich habe andre Arbeit! entgegnete er. Ich — er ſtockte und ſah nach Frau Adameits Haus hinüber. Pluto ſetzte ſich nämlich hin, ſtreckte den Kopf hoch und winſelte.

Höre doch, er kann was ſagen! rief Jürgen. Er hat noch niemals etwas geſagt!

Er wollte auf den Hund zu gehn, aber Steffen hielt ihn zurück.

Laß das! Der Hund beißt! Geh ſchnell weg!

Er zog uns beide weg, während wir uns ungern

wegziehn ließen. Denn Pluto war aufgeſtanden, winſelte lauter und ſchnupperte in die Luft.

Der Hund kann nicht beißen! rief Jürgen verächtlich. Komm, wir wollen zurückgehn! So ein altes, elendes Tier tut keinem Menſchen etwas zuleide. Frau Adameit hat ihn bloß gerettet, weil ſie ihn geſchenkt bekommen hat.

Ja, und ſie wäre beinahe ſeinetwegen verbrannt! ſetzte ich wichtig hinzu.

Verbrannt? Steffen blieb ſtehn und ſah uns ſtarr an.

Wir waren nun doch ein Endchen Wegs mit ihm gegangen, und der Hund winſelte nur noch ganz leiſe, als wüßte er nicht mehr, weshalb er aufgeregt geweſen wäre.

Verbrannt? wiederholte der alte Mann, und wir mußten uns über ſein Geſicht wundern. Es war weiß geworden und verzerrt.

Sie iſt ja nicht verbrannt. Es geht Frau Adameit viel beſſer als früher, und das kommt alles vom Feuer. Und Mareike gibt übermorgen Hochzeit.

Mareike — der alte Mann wiederholte den Namen. Zwar ganz leiſe, aber wir hörten es doch.

Iſt es nicht ein komiſcher Name? Aber Herr Hofmeiſter mag ihn gern leiden, und Mareike iſt auch ſehr, ſehr nett. Sie will uns einladen, wenn ſie erſt verheiratet iſt. Zur Hochzeit hätte ſie es auch gern getan, aber ihre Mutter will es nicht, die iſt noch immer traurig, weil ihr Mann weg-

gelaufen ist, und weil sie nicht weiß, ob er tot ist oder ob er lebt. Natürlich ist er lange tot, und Hinrich sagt, er wäre ein schlechter Kerl gewesen, ein Trunkenbold und ein Spieler und alles mögliche; aber Frau Adameit hat doch keine Lust zu einer feinen Hochzeit. Komisch, nicht wahr? Nun essen sie ganz gewöhnlich zu Mittag, und dann fährt Mareike mit Herrn Hofmeister auf seinen Hof. Mareike ist betrübt, weil sie gern etwas getanzt hätte, aber Frau Adameit ist nun einmal so. Sie sagt, sie kann nicht gut fröhlich sein.

Das hatten wir alles allmählich berichtet; der eine dies, der andre jenes. Es war ganz nett, einmal länger mit einem wahrhaftigen Monarchen sprechen zu können, der so still zuhörte und gar keine häßlichen, rohen Worte sagte. Steffen rührte sich nicht. Beide Hände hatte er in seinen schlechten Leinenrock gesteckt, und aus der hintern Tasche sah der Hals einer dunkeln, kleinen Flasche.

Er wischte sein Gesicht, murmelte ein paar Worte, und Jürgen wollte ihm noch weiter von Frau Adameits Manne berichten, der so viel getrunken haben sollte, als sein Blick auf die Branntweinflasche fiel. Da stockte er und erzählte von andern Dingen — von der Ernte, und daß die Monarchen in diesem Jahre noch niemand totgestochen oder irgendwo Feuer angelegt hätten. Ob Steffen ihm zuhörte, konnte man nicht merken. Er wandte sich ohne Gruß ab und ging schwerfällig davon.

Einen Augenblick sahen wir ihm nach und lachten über seinen Hut, der nur einen halben Rand hatte, und über seinen Rock, der lauter Löcher aufwies. So elend wie die Monarchen waren doch die ärmsten Leute bei uns nicht gekleidet. Wir gingen noch einmal an Frau Adameits Hause vorüber. Der Hund saß noch vor der Tür, schnupperte in die Luft und stieß ab und zu einen klagenden Laut aus.

Dann kam also Mareikes Hochzeit. Es war keine große Begebenheit, weil niemand sie eigentlich so recht kannte. Aber eine Schar Kinder lief natürlich doch in die Kirche, um das Paar trauen zu sehen, und die obligaten Frauen mit den Kindern auf dem Arm waren selbstverständlich auch dabei. Mareike war niedlich. Sie hatte ein ganz einfaches schwarzes Kleid an, an dem nichts zu sehen war, aber sie hatte hübsche, goldglänzende Haare und ein liebes Gesicht. Auch Herr Hofmeister sah gut und brav aus, und wenn die Umstehenden sich zuflüsterten, das Paar würde „schwer zu sitzen" kommen, und der Bräutigam hätte nur mehr nach Geld sehen sollen, so schien er doch ganz wohlgemut in die Zukunft zu schauen. Unser alter Propst hielt die Traurede. Er konnte sich niemals schnell fassen, und nachdem wir das Brautpaar genügend betrachtet hatten, schlichen wir uns leise wieder weg in die kleine Seitenkapelle, wo die Konfirmandenbänke standen, und der lange Strang hing, mit dem die Hochzeitsglocke, die so lustig klang, geläutet wurde. Hier setzten wir uns hin, flüsterten

miteinander, warteten auf das Brautpaar, das hier wieder vorüber mußte, und unterhielten uns damit, die Schwalben zu beobachten, die in der Kapelle Neſter gebaut hatten und nun zwitſchernd durch die offenſtehende Tür ein und aus flogen. Es war etwas dämmrig hier, von draußen her kam das Sonnenlicht nur auf einige Stellen des ausgetretnen Fußbodens, und in den Ecken brütete die Dunkelheit.

Wir ſtritten uns gerade leiſe darüber, in welcher Ecke der Ritter mit dem Eiſenharniſch in der Neujahrsnacht zu ſehen ſein ſollte, als wir den Monarch Steffen erblickten. In der dunkelſten Ecke ſaß er auf einem kleinen Holzbänkchen, hatte den Hutreſt von den grauen Haaren genommen und ſah nach dem Eingang in die Kirche, aus dem noch immer die gleichmäßige Stimme des Propſts klang. Uns bemerkte der alte Mann nicht, wir ſaßen auch zu weit von ihm, als daß wir ihn hätten anreden können. Ich weiß auch nicht, ob wir es getan hätten, wir waren zu ſehr überraſcht. Es hatte doch noch ganz gewiß niemals ein Monarch in der Kirche geſeſſen, und wenn es auch nur ein Vorraum war, wo die Schwalben bauten, ſo war es doch ein Ort, wo man nicht laut ſprach, wohin man keine Branntweinflaſche brachte und keinen Fluch.

Über unſer Staunen vergaßen wir die Zeit. Plötzlich ſtürzte der Glockenjunge zum Strick, um zu „klingeln," wie es bei uns hieß, die alten Frauen liefen an uns vorüber, und dann kamen Mareike

und ihr neuer Ehemann. Mareike hatte geweint, man konnte es ihr anſehen, obgleich ſie den Schleier über das Geſicht zog, und nun bemerkten wir auch ihre Mutter, die wir vorher nicht beachtet hatten. Sie ging ganz allein und hatte den Kopf geſenkt. Einen Kopf mit weißen Haaren und verhärmten, traurigen Zügen.

Als ſich die kleine Hochzeitsgeſellſchaft langſam entfernt hatte, ſtanden die Leute noch zuſammen und ſprachen von den Adameits. Die Frau ſollte noch nicht ſo alt ſein, aber ſie hatte ſo viel Kummer gehabt, ſo einen ſchrecklichen Mann. Ach ja, wenn die Männer ſchlecht ſind, dann werden die Frauen frühzeitig alt. Es war nur gut, daß der Mann wohl tot war, und daß das Feuer die Frau aus ihren bedrängten Verhältniſſen erlöſt hatte.

Steffen ſtand jetzt an der Kapellentür; nun ging er ſeitwärts an der Kirche entlang, und die Leute ſahen ihm nach und wunderten ſich wie wir, was der Monarch wohl in der Kirche gewollt hätte.

Er war noch nicht lange verſchwunden, als der alte Hund Pluto die Straße herunterkam. Immer mit der Schnauze auf dem Erdboden und immer leiſe winſelnd. Niemand achtete auf ihn, wir nur, die wir ihn kannten, riefen ſeinen Namen. Aber er hörte uns nicht. Langſam ging er weiter und weiter, bis er zur Kapelle kam, ſeinen Kopf in den leeren Raum ſteckte, ſchnupperte und winſelte. Die Tür wurde gerade geſchloſſen, und als wir nachher

wieder hinſahen, war der alte Pluto verſchwunden. Er hatte natürlich gemerkt, daß Mareike getraut würde, und hatte dabei ſein wollen; aber ganz klug war er doch nicht, ſonſt wäre er nicht zu ſpät gekommen. So war unſre Anſicht von der Sache, und wenn wir in den nächſten Tagen dem Hunde begegneten, wie er winſelnd durch die Straßen ſchlich, immer ſchnupperte und doch nichts fand, dann ſtanden wir wohl ſtill und ſagten ihm, daß Mareike nicht mehr in der Stadt wäre, und daß er aufs Land müßte, wenn er ſie ſuchen wollte. Aber er achtete weder auf uns noch auf unſre Worte, und eines Tages ſahen wir ihn auch nicht mehr ſchleichen.

Es paſſierten andre Dinge, die unſre Gedanken ſehr beſchäftigten. Die Monarchen hatten ſich einmal wieder ganz entſetzlich geſtritten, und es ſollten viele von ihnen totgeſtochen ſein. Hinrich, der uns dieſe Nachrichten mitteilte, war ſo aufgeregt und ängſtlich, daß er Abends ungern allein ausging und davon ſprach, ſein Teſtament machen zu wollen.

Wenn das ſo weiter geht, bleiben wir alle tot! ſagte er düſter. Nee doch einmal, die Monarchens, ja die Monarchens.

Wir hätten ſehr gern Einzelheiten gehört, aber näheres erfuhren wir nicht. Es ſtellte ſich dann heraus, daß es nicht ſo ſchlimm geweſen war, wie es Hinrich gemacht hatte.

Ein oder zwei Arbeiter waren vielleicht tot, aber andre Leute mußten ja auch ſterben. Jedenfalls

zogen im Herbſt faſt ebenſo viel Arbeiter von der Inſel fort, wie auf ſie gekommen waren, und als Großvater ſich nach den Erträgniſſen der Ernte erkundigte, hieß es wie jedes Jahr: Sie is man mittelmittel geweſen. Mittelmittel is nich ſchlecht, und rühmen darf man nich.

Nun kam ſchon wieder der Winter, und mit ihm kamen der graue Himmel, die kurzen Tage und der ſchneidende Oſtwind. Dazwiſchen dann aber auch alle Weihnachtsgedanken, Weihnachtswunſchzettel und in der Ferne der ſtrahlende Lichterbaum. Es kam die Zeit der guten Vorſätze und der Artigkeit, die einen ſelbſt faſt zum Weinen brachte, während andre Leute ſo herzlos waren, ſie nicht zu bemerken.

Hinrich hatte es auf der Bruſt. Es war nichts Gefährliches, aber er legte für einige Tage die Regierung bei Großvater nieder und ſchickte ſeinen Verwandten Jochen Schlank als Stellvertreter. Jochen war jünger, luſtiger und redſeliger als Hinrich, aber wir waren nun einmal an den alten Kutſcher gewöhnt, und deshalb beſuchten wir ihn in ſeinem kleinen Hauſe, das er mit ſeiner Frau und ſeinem Sohne bewohnte.

Er ſaß dann meiſt im Lehnſtuhl am Fenſter, rauchte ſeinen Pfeifenſtummel und machte ſein Teſtament. Das heißt, er hatte ein altes Schreibheft vor ſich liegen, in das er wunderbare Kritzeleien malte.

Laß Großvater doch dein Teſtament machen, rieten wir, der kann es ſein!

Hinrich schüttelte den Kopf. For Herrn Stizrat is es noch nich; ich bedenk mir bloß, weil daß ich sonsten doch kein Zeit hab.

Der Doktor sagt, du seist gar nicht sehr krank! trösteten wir.

Hinrich wurde beleidigt. Der versteht nix von meine Krankheit; nich das allergeringste. Und überhaupt, mit jedem Menschen kann es furchtbar flinkemang zu Ende sein, was man an den alten Steffen sehen kann. Den Morgen noch war er ganzen munter und kauft sich ne Flasche Branntwein, und den Abend war er totgestochen.

Meinst du den Monarchen Steffen? fragten wir entsetzt.

Natürlicheweise, den mein ich. Damalen, als das große Stechen war, da is er auch zu Schaden gekommen. Habt ihr das nich zu wissen gekriegt? Ach, ich weiß all, Herr Stizrat wollt nich, daß ich es sagen sollt, ihr wärt schon so furchtbar aufgeregt. Na, nu is es ja einerlei und lange her. Ja, er war da gar nich mit zwischen, bei die Prügelantens nämlich. Weil er doch immer ein von die Stillen war, und die ihn kannten, sagten, er wär überhaupt gerade hier so still gewesen. Ich denk, das kam von mich, weil ich ihm doch oft ein klein büschen sagte und ihm in Ordnung hielt, und weil er doch einsehen mußte, wie viel besser es mich ging als ihn.

Warum ist er denn totgestochen?

Hinrich sog an seiner Pfeife.

Warum? Warum? Weil daß er in die Zeit ganzen verbaſt war und gar nich wußt, was er tat. Sie ſagten nachher, er wär auch in die Kirche geweſen, wo er doch nich hingehörte. So is er in ſeine Döſigkeit auch mitten mang die ſchlimmſten Monarchens gegangen. Gerade, als die ſich alle totſtechen wollten, und da ſtachen ſie ihm tot. Ich ſag ja, ſo kann es kommen. Und wenn der Doktor ſagt, mich fehlt nix, ſo mach ich doch vielleich mein Teſtament. Und wenn es auch nur is, weil nächſtes Jahr die Monarchens wiederkommen.

Auf dieſe Weiſe erfuhren wir, daß es Steffen geweſen war, den die andern Monarchen erſtochen hatten. Er tat uns ganz leid, und der Totengräber ſollte uns an einem der nächſten Tage ſein Grab zeigen. Aber der war gerade mit andern Dingen beſchäftigt und hatte keine Zeit, mit uns nach dem Ende des Kirchhofs zu gehn, wo die Toten lagen, die im Leben nicht zur Stadtgemeinde gehört hatten, die von der See angeſchwemmt oder die ſonſt ungefragt hergekommen waren. — Hier wuchs im Sommer nur hohes Gras, das im Winter gelb und dürr wurde, und hier wehte der Wind noch viel ſchärfer von Oſten her als an den andern geſchützten Stellen des Gottesackers. Wir liefen aber heute doch hierher, weil wir an Steffen dachten, und wenn er auch ſicherlich kein Kreuz hatte, ſo war es immerhin möglich, ſein Grab zu finden.

Siehe, da ſtand Mareike Adameit mit einem

Efeukränzchen in der Hand und sah sich suchend um wie wir. Sie begrüßte uns freundlich, und als wir sie Mareike Adameit nannten, wurde sie würdevoll und sagte, sie hieße Frau Hofmeister, und wenn wir sie im Sommer besuchten, dann sollten wir Kaffee und Kuchen haben. Sie war heiter, und wenn sie auch erzählte, daß sie von Morgen bis Abend arbeiten müßte, so merkte man doch, wie zufrieden sie war.

Was suchst du eigentlich? fragten wir.

Sie wurde etwas verlegen. Ich suche den Platz, wo unser alter Pluto gestorben ist. Ja, denkt euch, der ist tot, und er war so klug, daß er ordentlich auf den Kirchhof zum Sterben gegangen ist. Ganz gewiß, es ist so; der Totengräber, der ihn meiner Mutter frühmorgens gebracht hat, sagte, er hätte hier hinten auf einem Grabe gelegen. Es soll ein armer alter Mann darin liegen, den die Arbeiter totgestochen haben. Ich weiß nicht viel von der Geschichte, denn ich hatte damals geheiratet und war aufs Land gezogen, aber Mutter sagt, es sei bald nach meiner Hochzeit geschehn. Sie ist sehr traurig, daß Pluto tot ist, aber er war doch schon sehr alt, und in der letzten Zeit bekam er die Unruhe. Er wimmerte und stöhnte und wollte immer auf die Straße, und dann kam er zurück und jammerte wie ein alter, trauriger Mensch. Er hatte wohl zu lange gelebt, und es ist gut, daß er tot ist. Aber Mutter muß so viel an ihn denken. Sie hat ihn lieb gehabt, weil er jung war, als sie jung war, und eine Zeit

lang, als sie glücklich war, da ist Pluto auch bei ihr gewesen. — Nun ist sie ja sehr einsam, aber ich hoffe, sie zieht noch einmal zu mir. Heute, wo ich in der Stadt bin, hat sie mich gebeten, dem Grab, auf dem das alte Tier gestorben ist, einen Kranz zu bringen. Sie selbst ist krank und darf nicht ausgehn, aber sie hat manchmal solche Gedanken.

Während Mareike sprach, waren wir suchend durch die Gräberreihen gegangen. Es waren alles verwilderte Stätten; nur hier und dort stand eine verfrorne Aster, ein Monatsrosenstrauch, sonst Riedgras und Unkraut. — Dann standen wir endlich vor einem notdürftig zurechtgemachten Grabe, das noch nicht viele Wochen alt zu sein schien, und Mareike legte ihren Kranz darauf.

Schließlich ist es ja auch einerlei, wo ich ihn hinlege! sagte sie halblaut und wollte lachen. Aber sie tat es nicht, stand regungslos da, sah ernsthaft auf die grauen Erdschollen und horchte auf das Rauschen der Bäume.

Was ist dir? fragten wir.

Die junge Frau antwortete nicht gleich.

Ich weiß nicht — sagte sie dann. Ich weiß nicht! wiederholte sie und war schon wieder vergnügt.

Wir gingen zusammen vom Kirchhof und plauderten von heitern Dingen.

Ganz lange hat der Efeukranz auf dem Grabe gelegen; dann fiel der Schnee, und als der Frühling

kam, war er verſchwunden. Ich meine auch nicht, daß jemals wieder ein Kranz dort hingelegt worden iſt. — Einmal ſtreuten wir eine Hand voll Vergißmeinnicht auf das einſame Grab, wie wir es oft taten, wenn wir ſo viele Blumen hatten und ſie denen abgaben, die in der Erde ſchliefen; aber nachher hatten wir andre Freunde zu bedenken, und dann war es ja auch nicht ganz ſicher, wo Steffen jetzt war. Unſre Freunde konnten wir uns nur im Himmel, dicht beim lieben Gott denken, Hinrich aber ſagte, wo die Monarchen blieben, könne er wirklich nicht ſagen; keinenfalls aber im Himmel. — Nun iſt unſer Kutſcher auch tot, und vielleicht denkt er jetzt anders. Jedenfalls hat er aber nichts darüber zu beſtimmen.

# Wie Tante Lieſch nach Hamburg reiſte

So lange wie wir Tante Lieſch kannten, ſo lange wollte ſie nach Hamburg reiſen. Ja, Kinners, pflegte ſie zu ſagen, wenn ſie uns auf der Straße begegnete, nu gehts bald los. Nu reiſe ich nach Hamburg. Wo ich doch mein verheiratete Sweſter hab und mein Swager und mein Newöh. Du liebe Zeit, mein ganze Familje is ja da, und was mein guten Mann war, mein Kriſchan, der is nu all lang tot, und der liebe Gott hat mich ſelbſtens die Kinders verſagt, nee, ich reiſ nun bald nach Hamburg.

Wann gehts denn los, Tante Lieſch? fragten wir. Nächſte Woche, oder eher?

Eifrig ſchüttelte die Gefragte den Kopf. Kinners, Kinners, man nich ſo ungeduldig! Eile mit Weile, und wer langſam geht, der kommt auch an. Nächſten Monat kann ich nich, und for übernächſten bin ich auch all beſtellt. Nee, mein Beſten, Eile mit Weile. Aberſten nu reiſ ich bald nach Hamburg.

Heiter nickte ſie uns zu und ging mit ihren kleinen, trippelnden Schritten in das Haus der Stadt, in dem der jüngſte Einwohner ſeine Stimme erhob. Tante Lieſch war nämlich ein ſehr nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft. Sie war Kinderfrau und kam immer zu den Familien, in denen ein kleines, zappelndes Weſen ſeinen Einzug gehalten hatte. „De ohl Lütt“ nannte Tante Lieſch die Kleinſten unter den Kleinen, und wahrlich, ſie ſahen alle oft alt und verdrießlich genug aus, wenn ſie ihren Einzug in dieſes Erdenleben gehalten hatten und nun mit gefalteter Stirn und drohend geballten Fäuſten in den Kiſſen lagen.

Wehe aber den größern Geſchwiſtern, wenn ſie ſich über den neuen Ankömmling kritiſche Bemerkungen erlaubten. Tante Lieſch hatte ſie gleich am Kragen und warf ſie aus der Tür.

Willſt mal gleich weggehn, du Slüngel! Was weißt du von mein ſüßen ohl Lütt? Da verſtehſt nix von, haſt mir verſtanden? Du biſt noch viel häßlicher geweſen, kann ich dich ſagen! Und nu raus, ſonſt weckſt ihm auf! Son ſüßen Kind wie dies is noch niemalen auf dieſe Welt gekommen!

Beſchämt ſchlich ſich der Kritiker davon und wagte nur noch eine Antwort, als Tante Lieſch ihn nicht mehr hören konnte. Eins aber war ſicher wahr: im Lauf der Wochen veränderte ſich „de ohl Lütt“ auf eine ſo überraſchende Weiſe, daß man nicht verſtehn konnte, ihn jemals häßlich gefunden zu haben. Er

wurde weiß und roſig, hatte den Kopf voller Haare und zeigte, wenn er lachte, die luſtigſten kleinen Zähne. Stolz trug Tante Lieſch ihn auf dem Arm oder ließ ihn vorſichtig einen Schritt vor den andern ſetzen.

Hab ich es nich geſagt? Son ſüßen ohl Lütt is noch nich ins Haus geweſen.

Ja, Tante Lieſch war ein ſehr nützliches und beliebtes Weſen, und es war traurig, daß ſie nach Hamburg reiſen wollte. Jedermann bedauerte es, und die Leute, die ſie noch nicht, aber bald vielleicht nötig hatten, redeten ihr zu, doch noch ein wenig mit der Reiſe zu warten, bis ihr ohl Lütt ſeine erſten Schritte machen konnte. Tante Lieſch ließ ſich dann auch überreden.

Nu ja, wenn es denn nich anders is, denn muß ich noch ein büſchen warten. Denn aber muß es auch losgehn, von wegen mein Sweſter und mein Swager und mein Newöh, der nu all in der Schule geht, und den ich noch nich geſehen hab.

Natürlich, Tante Lieſch mußte nach Hamburg reiſen. Das ſahen wir alle ein, die Großen und die Kleinen, und jedermann ſagte, die Reiſe wäre ihr zu gönnen. Wohin alſo Tante Lieſch kam, ſtimmte man ihr zu und wünſchte ihr gute Reiſe. Nur daß ſie noch einige Monate warten ſollte.

Tante Lieſch wartete auch geduldig; wie viele Jahre, weiß ich nicht; aber eines Tags trafen wir ſie in erregter Stimmung auf der Straße.

Kinners, nu muß ich aberſten los! Ich muß nach Hamburg. Denn was mein Swager is, den ſoll es nich gut mit die Geſundheit gehn. Mein Sweſter hat mich ein Brief geſchrieben; leſen kann ich ihm nich, aberſten es is ein ſchönen Brief. Und Fite Hinrichs, der ſo fein leſen kann, hat ihn mich vorgeleſen. Ich muß warraftig an meine Reiſe denken!

Sie dachte wirklich an die Reiſe. Sie kaufte ſich ein paar rieſige Gummiſchuhe, weil ſie gehört hatte, daß es in Hamburg immer regnen ſollte, und dann erſchien ſie eines Sonntagnachmittags bei uns im Hauſe.

Ich wollt gern ein Buch über Hamburg haben. Vater hat ja ſo viel Büchers; kann ich nich ein Buch geliehen kriegen, wo allens über Hamburg einſteht?

Aber du kannſt ja nicht leſen, Tante Lieſch, wagte einer von uns zu ſagen.

Tante Lieſch warf dem naſeweiſen Sprecher einen mißbilligenden Blick zu. Das is man bloß mit Schrebenſchrift, mein Beſten, und das kommt, weil all die Menſchens heutzutage ſo furchtbar undeutlich ſchreiben. Abers was Gedrucktes, und denn ein büſchen groß, is nich ſwer.

Was willſt du denn von Hamburg wiſſen? fragte Bruder Jürgen.

Das geht dir ja nu gar nix an! entgegnete ſie trocken, dann aber tat ihr die Antwort doch leid.

Nu ja, Jürn, ich muß doch wiſſen, wo es is, und wie lang ich reiſen muß, und was es koſtet,

und ob es wahr is, daß da ein Straße Sank Pauli heißt, wo ümmer Spaßmachers ſind und Mädgens, die tanzen, und Polltſchernellkaſtens und Theaters. Da is Fite Hinrichs ſein ältſten Bruder. Der is Leichtmatroſe und is all zweimal von Hamburg aus angemuſtert worden, und der hat all ſon Unſinn geſchrieben. Du liebe Zeit, ſon Seemann, der kann ja nich die Wahrheit ſagen; aberſten ganz ſo ſlimm darf er es nich treiben. Erſt will ich da doch ein Buch über leſen, ehe daß ich mir in die Tanzerei begeb. Tanzen mag ich nich; bloß Schottſch, und da werd ich nu meiſtens ſwindlig bei.

Leider waren wir noch niemals in Hamburg geweſen; aber wir wußten doch einigermaßen, wo es lag. So an der Elbe herum; und man mußte durch ganz Holſtein reiſen. Erſt mit der Poſt oder mit dem Dampfſchiff, dann mit der Eiſenbahn.

Tante Lieſch hatte ſich behaglich zu uns geſetzt; bei dieſem Worte ſchnellte ſie in die Höhe.

Nee, Kinners, mit die Eiſerbahn fahr ich nich. Da is ja nich mal ein Pferd vor; und dann is allens mit Feuer und Rauch. Wies angehn kann, weiß ich nich, aberſten for ſon Teufelswerk hab ich mir ümmer zu gut gehalten. Wenn ich nich aufn anſtändige Manier nach Hamburg reiſen kann, denn muß ich hier bleiben.

Sie beruhigte ſich erſt, als die Brüder ihr vorſchlugen, zu Waſſer nach Hamburg hinzufahren. Das ging natürlich auch, und Schiffer Lorenz machte jedes

Jahr eine Waſſerreiſe nach Hamburg. Zuerſt fuhr er nach Kopenhagen, dann nach Flensburg, dann nach Kiel und durch den Eiderkanal nach Hamburg. Wenn er im März von uns abreiſte und Glück hatte, dann konnte er ſchon im Juni in der Elbe ſein. Es kam natürlich darauf an, ob er von einem Hafen nach dem andern gleich eine gute Ladung erhielt und nicht zu lange warten mußte. Wir kannten Schiffer Lorenz ſehr gut. Wenn ſein Schoner am Bollwerk im Hafen lag, beſuchten wir ihn immer, und er erzählte uns etwas Nettes. Er war ſehr böſe auf die Dampfſchiffe, die von unſrer Inſel nach Kiel und Lübeck fuhren, und die nach ſeiner Anſicht das Unnützeſte waren, was ſich dumme Menſchen ausgedacht hatten.

Die „Meta“ war auch ein famoſes Schiff. Eigentlich war ſie eine Galeaſſe, aber wie ein Schoner getakelt; einmal war ſie ſchon in Rußland geweſen, in England und in Schweden. Wenn ſie erzählen könnte, was ſie alles geſehen hatte, es würde eine lange, lange Geſchichte werden.

Ich glaube nicht, daß einer von uns viel von der Schiffahrt verſtand, aber wir hörten genug davon, daß wir ſehr klug über ſie ſchnacken konnten, wie man zu ſagen pflegt; Tante Lieſch hörte uns auch mit offenbarer Andacht zu, und als es ihr klar wurde, daß Schiffer Lorenz wie immer im März abgeſegelt war, wir aber gerade Anfang April ſchrieben, da wurde ſie ganz heiter.

Ja, Kinners, ſo ſoll es denn ſein. Ich bin for das Waſſer und das geruhige Segeln. Mit all die Neumodiſchkeiten mitn Dampfer und mit die Eiſerbahn mag ich nix zu tun haben. Ich fahr nächſtes Frühjahr mit Schiffer Lorenz nach Hamburg, und wenn ich mein Fermilje ſo lang nich geſehen hab, ſo kann ich auch noch ein büſchen länger warten. Und mein Swager muß ſich ſo lang halten.

Dabei blieb es alſo. Tante Lieſch verlangte vorläufig kein Buch über Hamburg, aber ſie ſprach den feſten Entſchluß aus, dorthin zu Waſſer zu reiſen. Bald hieß es denn auch in ihren Freundeskreiſen, daß es mit ihrer Reiſe nun wirklich ernſt würde, und wer ſie ſah, der gab ihr gute Ratſchläge.

Wir Kinder vergaßen Tante Lieſch ein wenig. Gelegentlich ſahen wir ihre behagliche Geſtalt wohl hinter einem Kinderwagen und wechſelten auch einige Worte mit ihr; aber es kam der Frühling, der Sommer, etlicher Hausbeſuch und mancherlei andres. Zum Beiſpiel das Ereignis, daß die ältern Brüder eine Ferienreiſe machten, und daß Jürgen ſie begleitete. Wir Zurückbleibenden brachten die hohen Reiſenden ans Dampfſchiff und beneideten ſie vielleicht; aber die Zeit verging auch ohne ſie, und als wir ſie wieder abholten, da wunderten wir uns, daß ſie ſo ſchnell wieder erſchienen waren. Sie waren aber doch vierzehn Tage weggeweſen, brachten uns allen etwas mit und erzählten Wunderdinge. Beſonders die Eiſenbahn hatte ihnen großen Ein-

druck gemacht, und wir Kleinen wünschten uns nichts Besseres, als einmal damit zu fahren. Nur Jürgen erzählte nicht ganz so viel, wie er sonst wohl tat, und es kam nur ganz zufällig heraus, daß er unsre Tante in Hamburg besucht hatte. Eine Tante, die, wie sie bei uns immer sagte, für Jürgen schwärmte.

Wie war es denn bei Tante Minna in Hamburg? fragten wir; aber er zuckte die Achseln.

Da war nicht viel los; in Hamburg mochte ich nicht sein. Ich bin auch gleich wieder abgereist.

Das heißt, wie wir gelegentlich erfuhren, unser Vater hatte ihn wieder abgeholt.

Wir fragten auch nicht mehr. Es war so lustig, daß alle Brüder wieder da waren, daß der Herbst rasch herankam, und die Störche sich zu ihrer Abreise vorbereiteten; wir hatten wirklich an andres als an Hamburg zu denken; aber als Tante Liesch uns eines Tags begegnete, wie wir gerade aus der Schule geschickt wurden, weil der Lehrer krank geworden war, da hielt sie uns an.

Nu, Jürgen, und du bist in Hamburg gewesen? Erzähl mich mal ein büschen von Hamburg!

Sie schob wieder einen Kinderwagen und ging mit uns entlang. Ihr gutes, freundliches Gesicht trug einen sorgenvollen Ausdruck, und es war, als wäre ihre Gestalt nicht so rundlich wie sonst.

Bist du krank gewesen, Tante Liesch? Sie schüttelte den Kopf.

I Gott bewahre, Kinners, wo sollt ich denn

krank ſein? Bloß daß ich nicht viel ſlafen kann. Von wegen die große Reiſe, und von wegen Schiffer Lorenz ſein Meta. Frau Lorenz ſagt, ſon Schiff gibt es nich mehr in dieſe Welt, und ich bin ſo bang, er verkauft es, ehe daß ich damit nach Hamburg reiſ. Und wo ſollt ich ſonſt nach Hamburg kommen? Denn auf der Eiſerbahn will ich nu einmal nich. Da hab ich von geträumt. Nee, das will ich nich. Aberſten ich muß mir nu doch ein büſchen nach Hamburg erkundigen. Jürgen, nu ſag mich, wo war es denn?

Mein Bruder ſteckte die Hände in die Taſchen und lachte. Er war heute ſehr guter Laune, wie wir andern auch. Für Herrn Müller war es natürlich ſchlimm, krank zu ſein, und wir hatten ihm auch aufrichtig gute Beſſerung gewünſcht. Aber das Wetter war ſo ſchön, und unſre Aufgaben hatten wir nicht hervorragend gelernt gehabt; alſo konnte uns kein Menſch unſre Fröhlichkeit verdenken.

In Hamburg iſt es komiſch! erwiderte Jürgen auf Tante Lieſch ihre Frage, und ſie ſah ihn aufmerkſam an.

Meinſt, daß es anders is als hier?

Anders? Er ſah ſich um. Wir ſtanden an der Schulſtraße, wo wir nichts ſahen als Bäume, kleine Gärten und die Rückſeiten von einigen Häuſern. Außer uns war kein menſchliches Weſen zu ſehen. Ja, anders iſt es in Hamburg, erzählte Jürgen. Da gibt es viele, viele Häuſer und ſchrecklich viele

Menſchen. Aber keiner kennt den andern, und allein ausgehn darf man nicht.

Nich allein ausgehn? Tante Lieſch holte tief Atem. Warum denn nich?

Ich weiß nicht, Tante Lieſch. Meine Tante Minna ſagte, es ginge nicht, und man könnte totgeſchlagen werden. Sie wohnte vier Treppen hoch, und wenn man bei ihr aus dem Fenſter ſah, dann konnte man die Menſchen nicht zählen, die unten auf der Straße liefen. Aber hinunter durfte ich nicht.

Jürgen ſchnallte an ſeinem Ranzen und wollte weiter gehn; Tante Lieſch aber hielt ihn am Arm feſt.

Sind die Menſchens denn ſo gräſig, daß ſie einen gleich totmachen?

Ich weiß nicht; Tante Minna ſagte es. Als ich ausgehn wollte, erlaubte ſie es nicht, und weil ſie Beſuch bekam, mußte ich in mein Schlafzimmer gehn. Das lag nach der Straße hin, und Tante Minna ſagte, ich dürfte aus dem Fenſter ſehen, und ich dürfte ſpielen, ſo viel ich wollte. Spielen! Jürgen blieb ſtehn und wiederholte das Wort. Da war nichts im Zimmer, womit man ſpielen konnte. Bloß ein Bett, ein Waſchtiſch und ein Schrank. Kannſt du mit einem Bett ſpielen, Tante Lieſch?

Du armen Jungen! Ihre Stimme klang mitleidig, und Jürgen wurde noch nachträglich über ſeine Leiden gerührt.

Ja, es war ſchrecklich. Auch im Schrank war nichts los. Nur eine alte Hoſe von Tante Minnas Mann hing dort, und ein Paar rote Morgenſchuhe fand ich auch noch.

Du armen Jungen! ſagte Tante Lieſch noch einmal. Was haſt denn angefangen? Haſt wohl Heimweh gekriegt, nich? Oha — was hätt ich for Heimweh gekriegt!

Heimweh kriege ich nicht! Jürgens Stimme hatte einen ſtolzen Klang. Dazu bin ich zu groß. Aber ich nahm das Bettzeug und ſteckte es in die Hoſe und band die Morgenſchuhe unten an die Beine feſt. Da ſah die Hoſe aus wie ein halber dicker Mann, ganz wunderhübſch, ſage ich dir!

Und denn? Tante Lieſch ſah ihn erwartungsvoll an.

Jürgen war ſehr heiter geworden. Ich hängte die Hoſe aus dem Fenſter, und dann ſchrie ich ziemlich laut nach Hilfe. Das war wirklich merkwürdig, Tante Lieſch. Als ich vorher aus dem Fenſter ſah und nichts tat, da ſah niemand nach mir herauf. Und nun, wie die Hoſe da hing, da hätteſt du mal ſehen ſollen. Erſt blieb ein Mann ſtehn, und dann noch einer, und dann Kinder und Frauen, und ich weiß nicht, wer ſonſt noch. Und ich tat nichts, als die Hoſe ein wenig ſchütteln; das Rufen ließ ich gleich bleiben. Und mit einemmal ſteht es ſchwarz vor unſerm Hauſe; eine Frau ſchreit furchtbar, und die Männer brüllen bloß ſo. Und

gerade wollte ich noch eine Kanne Waſſer auf die verrückten Leute gießen, da lärmen ſie ſchon an der Etagentür und klingeln immerfort. Ich erſchrecke natürlich, und die Hoſe fliegt mir aus der Hand, mitten zwiſchen die Menſchen. Na, Tante Lieſch, ein Geſchrei, wie dann kam, haſt du gewiß noch nie gehört. Bei mir ſtand mit einemmal die Polizei, und jemand ſchüttelte mich. Was dann kam, weiß ich nicht mehr; es war alles ſehr unangenehm! Jürgen ſeufzte lange, und wir ſahen ihn mitleidig an.

Tante Lieſch wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn.

Wasn Geſchichte! Mich deucht, Jürgen, das war auch nich recht von dich! Die haben gedacht, da wär ein Menſch in die Hoſe. Mit ſo was darf man kein Spott treiben!

Ich ſpielte ja nur, entgegnete er trotzig, und Tante Minna hatte geſagt, ich ſollte ſpielen, wozu ich Luſt hätte. Es war nicht nötig, daß ſie ſo ſchalt, und daß ich dann zu Bett gehn mußte. Aber die Hamburger ſind furchtbar leichtgläubig. Nachher hat in der Zeitung geſtanden, eine Frau hätte ihren Mann aus dem Fenſter geworfen, weil er ſie totſchlagen wollte. Nein, nach Hamburg gehe ich nicht wieder. Wo man nicht einmal allein ausgehn darf, weil man gleich totgemacht wird, und wo jeder immer etwas Schlimmes glaubt.

Tante Lieſch war ſehr nachdenklich geworden. Ja, mich deucht nu auch, die hätten das nich allens

glauben ſollen. Son guten Jung wie du, der kann doch nix Böſes tun.

Die glauben immer das Böſe. Und wenn du geſehen hätteſt, wie Tante Minna war, dann hätteſt du dich auch nicht gefreut. Es war ja ärgerlich, daß die Hoſe nicht wiederkam und das Bettzeug auch nicht, und die Morgenſchuhe hatte Tante Minna ſelbſt geſtickt. Aber ſo iſt es in Hamburg. Wer was auf die Straße fallen läßt, der kriegt es nicht wieder. Ach nein, ich glaube nicht, daß ich noch einmal hinreiſe!

Wir verließen Tante Lieſch, wie ſie ihren Kinderwagen leiſe hin und her ſchob und kopfſchüttelnd vor ſich hinſah, und wir hatten alle Mitleid mit ihr. Denn nach Jürgens Schilderungen war es bei uns auf der Inſel beſſer als in dem gefährlichen Hamburg.

Unſre gute Freundin blieb aber doch bei ihrem Vorſatz, nach Hamburg zu reiſen. Sie konnte auch nicht anders. Ihre Schweſter und ihr Schwager erwarteten ſie, und ihre Freunde ſagten ihr, ſie müßte nun auch Ernſt machen. Beſonders Frau Lorenz würde es ſehr übel genommen haben, wenn Tante Lieſch ihre „Meta“ nicht als Reiſegelegenheit benutzt hätte, und da es ſo ein gutes Schiff, und die Waſſerfahrt ſo überaus bequem war, ſo konnte Tante Lieſch nicht umhin, ihre Vorbereitungen zu treffen.

Es war zwar erſt Herbſt, und im März ſollte die Reiſe losgehn, aber mit dem Packen kann man nicht früh genug beginnen.

In dieſer Zeit ſahen wir Tante Lieſch wenig; nur am Gallusmarkt, einem der Hauptfeſttage der Inſel, ging auch ſie durch die Budenreihen und ſah ſich trübſelig um.

Kinners, Kinners, das krieg ich nu all woll nich wieder zu ſehen. Ach, wo is es doch ſwer, nach Hamburg zu reiſen.

Willſt du ganz da bleiben? fragten wir.

Ich? Sie lächelte wehmütig. Was ſollt ich woll da bleiben wollen? Aberſten wenn ich nu totgeſtochen werd, denn komm ich da in der Erde! Die Fremdens kommen da all zu Schaden. Jochen Krien, wasn Vetter von mein Kaſine ihr Onkel is, der ſagt auch, da is immer Mord und Totſlag. Ihn haben ſie auch in den Arm geſtochen und ihn ſein Geld genommen. Und er war bloß ein büſchen duhn und hatt ſich aufn Bank geſetzt und war eingeſlafen. Nee, Kinners, von Hamburg komm ich nich zurück, das weiß ich nu ganzen genau. Man gut, daß ich Schiffer Lorenz hab und das ſchöne Schiff. Mit der Eiſerbahn wär es nu ganzen und gar gräſig!

Bleib doch hier, Tante Lieſch! rieten wir mitleidig.

Aber ſie ſchüttelte den Kopf. Was ſein muß, das muß ſein. Und mein Sweſter ſchreibt ümmerlos, daß ich kommen ſoll. Und was mein Swager is, der hat es in die Bruſt, und vielleich bleibt er bald tot. Da muß ich ihm doch noch einmal ſehen,

und vielleich kann ich bei ſein Begräbnis ſein. So was ſoll großartig in Hamburg ſein. Nu ja, ein büſchen was Gutes haben ſie ja natürlicheweiſe auch! Und Jochen Krien ſagt, früher hat er da mal ein feine Hinrichtung geſehen. Abers wenn ich da nu mein Ende finde, denn krieg ich das vielleicht auch nich zu ſehen!

Sie wandte ſich haſtig ab und verſchwand in der Budenreihe.

Allen Menſchen tat ſie leid mit ihrer Reiſe nach Hamburg, nur Schiffer Lorenz, deſſen Schiff jetzt abgetakelt im Hafen lag, und der ſeine Winterruhe genoß, lachte über ſie.

Laß Tante Lieſch man erſt auf die Meta ſein, ſagte er. Denn fängt das Pläſier vons Reiſen an. Natürlicheweiſe, zu die Eiſerbahn und zu ſon alt gräſigen Dampfſchiff, was eigentlich ein verrückten Kochtopf is, zu ſo was kann man nich raten. Wer mit Gewalt totbleiben will, der muß es tun. Wer abers eine geruhige Reiſe machen will, der ſoll man auf mein Meta gehn! Sein Lebtag denkt er nich wieder an ein Eiſerbahn.

Um Weihnachten lief Tante Lieſch mit dick verſchwollnen Augen herum. Sie machte nämlich ihr Teſtament, und da ſie ein kleines Haus, Haus- und Küchengerät und hundert Taler auf der Sparkaſſe zu vermachen hatte und ſich nicht einig war, wer dies und jenes haben ſollte, ſo hatte ſie gewiß Grund zum Weinen. Eine Verwandte von ihr, die

auf dem Lande wohnte und von ihrer Reiſe gehört hatte, kam eigens in die Stadt, um ſich bei Tante Lieſch in Erinnerung zu bringen und zugleich zu behaupten, ein neuer Küchenſchrank wäre ihr ſchon längſt verſprochen. Tante Lieſch bezweifelte dieſes Verſprechen; und es kam zu einer ſehr unfreundlichen Auseinanderſetzung, die damit endete, daß die Verwandte vom Lande zum Advokaten lief und ihr eignes Teſtament ganz und gar änderte. Denn ſie hatte Tante Lieſch eine Kaffeemühle vermacht, und die ſollte ſie nun auch nicht haben.

Da war es ein Glück, daß in einer Familie, von der man es nicht mehr erwartete, ein kleiner Junge geboren wurde, der Tante Lieſchs Pflege ganz in Anſpruch nahm. Sie vergaß doch die Sorgen und konnte entzückt von ihrem „ohl Lütt“ berichten, der ein ganz hervorragendes Wunderkind war. — Aber ihr Teſtament war mit vielen Tränen gemacht, und als es Ende Februar wurde und Schiffer Lorenz jeden Tag zum Hafen ging, weil ſeine Meta wieder ſchmuck gemacht wurde, da begann auch Tante Lieſch von neuem abzumagern und zu packen. Sie hatte ihr Gepäck frei; das war ein Glück. Da nahm ſie alles mit, woran ihr Herz hing: den Küchenſchrank, zwei Säcke mit Kartoffeln, weil ſie gehört hatte, in Hamburg wären die Kartoffeln ſchlecht, und den Reſt ihres Schweins, das ſie im Herbſt mit einer Nachbarin gemeinſam geſchlachtet hatte.

Wenn wir jetzt den Weg nach dem Hafen gingen, dann begegneten wir meiſt einer Habſeligkeit von Tante Lieſch, die ſie vorn auf dem Kinderwagen liegen hatte und auf die Meta brachte. „De ohl Lütt“ ſtand nachher in ſeiner Equipage und in Kiſſen verpackt am Bollwerk, und wer von den Seeleuten vorüber kam, der blieb bei ihm ſtehn und verſuchte mit ihm zu ſpielen. Er iſt ſicherlich Seemann geworden.

Dann war es März geworden, und Schiffer Lorenz ging an Bord ſeiner Meta. Er fuhr dieſesmal nicht nach Kopenhagen, ſondern nur nach Roſtock und vielleicht nach Stettin. Im Juni glaubte er in Hamburg zu ſein, und Tante Lieſch war mit allem zufrieden.

Mitte Februar hatte ſie die Todesnachricht ihres Schwagers in Hamburg erhalten. Ja, Kinners, nu muß ich hin! ſagte ſie mit zitternder Stimme. Nu muß ich ſehen, wo es mein Sweſter geht! Die Leichenfeier hab ich nu nich mitgekriegt, aberſten vielleich kann ich ſie doch noch ein büſchen nützen. Nee, nu muß ich hin!

Gerade in den erſten Tagen des März war das Wetter ſehr ſtürmiſch, und Schiffer Lorenz blieb noch ein paar Tage länger in der Stadt. Dann kam ein wundervoll ſonniger Tag, mit warmer Luft und einem tiefblauen Himmel, und nun ſollte es keinen Aufſchub mehr geben. Wir waren alle am Hafen, um Tante Lieſch Lebewohl zu ſagen;

viele Kinder, auch einige Erwachſene, und jeder hatte ihr etwas mitgebracht. Schweigend nahm ſie alles in Empfang: die braunen Kuchen, die Mettwurſt, die Tüte mit Zuckerwerk; denn ſprechen konnte ſie lange nicht mehr. Auf dem Verdeck ſtand ihr Korblehnſtuhl, auf dem ſie, wie ſie ſagte, immer geruhig während der Fahrt ſitzen wollte. Am Maſt war ihr Küchenſchrank feſtgebunden; die andern Sachen waren unter Deck. Einen Augenblick gingen wir noch aufs Schiff, auf dem Schiffer Lorenz mit ſeinem Maat die Segel löſte; dann hieß es: Alle Mann von Bord! und wir konnten nur noch haſtig Tante Lieſch die Hand drücken. Ganz ſtill ſaß ſie in ihrem Lehnſtuhl, vom Kopf bis zu den Füßen in einen dicken Mantel gehüllt, und ſie ſchien weder zu hören noch zu ſehen. Schiffer Lorenz war ſehr aufgeräumt, man ſah es ihm an, wie er ſich freute, wieder auf die See zu kommen. In Oktober ſind Tante Lieſch und ich wieder da! ſchrie er noch, als die Meta ſchon mit langen Stangen vom Bollwerk abgeſchoben wurde, und die Segel anfingen, ſich im Winde zu blähen.

Oktober is bald! ſagte Frau Lorenz, die natürlich ihren Mann an Bord begleitet hatte und nun, wie wir, dem langſam weggleitenden Fahrzeuge nachſah. Tante Lieſch is ein Bangbüx! ſetzte ſie verächtlich hinzu. Bin ich nich nach Gotenburg geweſen und nach Kronſtadt und nach Kolding? Und hab ich mich da das Allergeringſte aus gemacht? Sie und

wir waren auf dem Heimweg vom Hafen. Nun kehrte ſie ſich noch einmal um und ſah auf das glitzernde Meer. Es wehte faſt gar nicht, und die Meta war noch deutlich zu ſehen. Regungslos lag ſie auf dem Waſſer: die Segel ausgebreitet und den Kurs nordwärts gerichtet.

Frau Lorenz winkte noch einmal mit dem Taſchentuch, obgleich ſie ſicher war, daß niemand vom Schiff es ſah.

Mich deucht, es könnt ein büſchen mehr wehen, meinte ſie. Sonſten kommt mein Klaus erſt in vier Wochens nach Roſtock.

Alſo Tante Lieſch reiſte jetzt nach Hamburg. Die ganze Stadt wußte es und nahm Anteil an dieſem Ereignis. Wenn die Dienſtmädchen in den Läden etwas kauften, dann ſprachen ſie von Tante Lieſch, und der Ladenjüngling mit den froſtroten Händen wünſchte ihr ebenſogut glückliche Fahrt wie die Kinder, die ſich für einen Groſchen Lakritzen kauften.

Sie hatte auch prachtvolles Wetter. Sonnenſchein und keinen Wind; für ihren Korbſtuhl auf dem Verdeck war das doch ſicherlich das beſte.

Zwei Tage ſchon war ſie weg, und wir fingen an, ſie zu vergeſſen, da wurde ich auf der Straße von einer dicken, ſchwarzgekleideten Frau angeredet.

Kannſt mich ſagen, wo Lieſch Zimmermann wohnt? Ich komm aus Hamburg und will ihr überraſchen. Weil daß ich ihr leibhaftige Sweſter bin, und ſie ſich ſo gräſen tut for die Reiſe.

Vor lauter Erſtaunen konnte ich ihr zuerſt nicht antworten; mehr Menſchen traten herzu, und dann wußten wir plötzlich alle, daß Tante Lieſch ihre Schweſter vor uns auf der Inſel ſtand, während die arme Tante Lieſch ſelbſt auf der Oſtſee, Gott weiß wo, ſchwamm. Denn mit einem Segelſchiff weiß man nie ſo genau Beſcheid. Es kann noch in der Nähe ſein oder weit, weit weg. Beſonders wenn es eine Galeaſſe iſt, die als Schoner getakelt iſt. Frau Meier — ſo hieß Tante Lieſchs Schweſter — wollte zuerſt nicht glauben, daß ſie umſonſt auf die Inſel gekommen war. Dann weinte ſie ſehr und ging zu Frau Lorenz, um ihr Vorwürfe zu machen wegen der Meta, und endlich auf die Poſt, weil ſie am andern Tage gleich wieder weg wollte. Mit Frau Lorenz erzürnte ſie ſich ſofort und eigentlich mit allen Einwohnern der Stadt, denn wem ſie begegnete, den redete ſie an und ſchalt ihn aus, weil er Tante Lieſch nicht von der Reiſe zurückgehalten hätte. Sie hatte eine kräftige Stimme und blieb keine Antwort ſchuldig; wenn das warme Frühlingswetter nicht unerwartet umgeſchlagen, und der Sturm gekommen wäre, ſie würde noch mehr Aufregung in die ſtillen Straßen gebracht haben. Aber wie nun der Regen in Strömen niederpraſſelte, und der Sturm mit vollen Backen bald aus Norden, bald aus Nord-Nordweſt blies und endlich ſchrill zum Süden umſprang, da war auch ſie verſchwunden. Es war ein Sturm, wie wir alle von der Waſſer-

kante ihn kennen. Das Meer brüllt, die Wolken fliegen über den düstern Himmel, der Regen ist zu einer Wasserwand geworden, die alles mit sich reißt.

Sogar die Seeleute nannten diesen Sturm einen Sturm und nicht eine steife Brise, wie sie das sonst gern tun und gutmütig über die ängstlichen Landratten lächeln, die sich keinen Mund voll Luft ums Gesicht wehn lassen mögen. Auch an unserm kleinen Hafen war das Bollwerk zum Teil zerschlagen, und einige Boote waren zertrümmert. So berichtete uns unser Kutscher, der schon früh am andern Morgen dort gewesen war und das Hochwasser gesehen hatte. Wir aber achteten nicht darauf Es war Botschaft an unsern Großvater gekommen, daß an dem gefährlichen Riff der Insel im Nordwesten drei Schiffe gestrandet seien. Da mußte er gleich hinfahren und besonders ein Auge darauf haben, daß das Strandgut nicht in diebische Hände fiele. Und da noch zugleich Sonntag war, so durften wir ihn begleiten. Es war eine lange Wagenfahrt; der Wind brauste noch, und wie wir in die Nähe des gefährlichen Strandes kamen, hatte das Meer eine graue Farbe. Langsam zogen die Pferde den Wagen gegen den Wind und durch den Sand; wir aber stiegen aus, ließen uns die Schaumflocken ins Gesicht wehen und starrten dorthin, wo die Schiffe fest saßen, und die Wellen über sie wegschlugen. Aber es waren nur zwei.

Was die Meta is, die is vorhin auseinander=

gegangen! meldete der Strandwächter im Südweſter, der jetzt an den Wagen trat. Die Meta! Wir ſchrien laut auf, und der Seemann nickte.

Nu ja, ein büſchen alt war ſie ja man. Und Ballaſt hatt ſie auch man bloß. Weil daß ſie erſt Stückgut von Roſtock kriegen wollt!

Ich ſchluchzte ſchon lange.

O Tante Lieſch, arme Tante Lieſch! Nun biſt du tot!

Der Mann rieb ſich einen großen Salzflecken von ſeinem Ölrock.

Tot is ſie nich, klein Deern, ſagte er gemütlich. Aberſten verfiehrt hat ſie ſich natürlicheweiſe. Geh man ein in die Stube, klein Deern. Sie liegt in mein Bett, und was mein Frau is, die hat ihr all was zu trinken gegeben!

Ja, Tante Lieſch lag in Kiſſen verpackt im Bett des Strandwächters und ſtöhnte tief bei unſerm Anblick.

Kinners, Kinners, nu reiſ ich mein Lebtag nich mehr nach Hamburg. Wasn Beſwerde! Viel ſlimmer kann es auch nich auf die Eiſerbahn ſein. Und mein Küchenſchrank und all die Kantoffelns und denn noch das gute Speck von mein Swein! Sie brach in Tränen aus; als wir aber auch weinten, trocknete ſie ihre Augen.

Seid man ſtill, Kinners; nu bin ich ja wieder hier und reiſ nu ganz gewiß nich mehr weg. Aberſten wer das gedacht hätt! Zuerſt war es ſo gemütlich,

und denn kommt der Wind, und mein Korbſtuhl geht über Bord, und ehe ſie meinen Schrank loskriegen, is er kaputt geſlagen. Und denn wiſſen wir nich, wo wir ſind, und denn hängen wir in die Takelage, und denn binden ſie mich ein Tau um den Leib und ſmeißen mir ins Waſſer. Ich ſag zu Schiffer Lorenz, Lorenz, ſag ich, laſſen Sie mir man ſterben; mein Herrgott wird mir ja woll aufnehmen; er aber ſagt, Taute Lieſch, ohne Ihnen geh ich nich von mein Meta. Na, und er hat mir warraftigen Gott ins Boot gekriegt, und was die Leute hier ſind, die haben allens getan, um mir wieder in Konditſchon zu bringen. Ich hab ein Loch ins Bein und ein in den Arm; und braun und blau bin ich an den ganzen Körper; aberſten was wollt ich auch von die Inſel? Wo man is, da ſoll man bleiben!

Die Tür öffnete ſich, und Schiffer Lorenz trat ein. Er hinkte ſtark, trug den Arm in der Binde, und der geliehene Anzug ſchlotterte um ſeine Glieder. Dabei war ſein ganzes Geſicht blutrünſtig, und ſeine Stirn trug ein großes Pflaſter; aber er nickte uns doch ganz freundlich zu. Ja, Kinners, mit die Meta is es nu nix mehr. Die — ſeine Stimme zitterte, und er kehrte ſich dem Fenſter zu —, die mocht ja woll nich mehr da über ſein. Abers — er holte Atem, ich krieg einen andern Schoner, da kann Tante Lieſch noch oft mit mich nach Hamburg fahren und nich auf die Eiſerbahn. Die Eiſerbahn iſt zu gefährlich.

Aber Tante Lieſch hob beide Hände in die Höhe. Nie in meinem Leben will ich wieder verreiſen! —

Tante Lieſch hat ihr Wort gehalten. Sie hat niemals wieder nach Hamburg reiſen wollen und auch nie mehr davon geſprochen. Obgleich ihre Schweſter auf ſie gewartet hatte. Die war dann aber gleich wieder abgereiſt, weil ſie, wie ſie ſagte, es auf einer ſolchen kleinen, elenden Inſel nicht länger aushalten konnte, wo man Waſſer von der Pumpe holen mußte, anſtatt aus der Leitung, wo es kein Sankt Pauli gab und keine Läden, keine Mordtaten und keine Hinrichtung. Sie war bald wieder verſchwunden, und Tante Lieſch wurde wieder dick und vergnügt. Alle Leute freuten ſich, daß ſie heil aus der Gefahr entkommen war, und der Küchenſchrank ſowie ihre andern Habſeligkeiten wurden ihr bald wieder erſetzt. Nur mit Frau Lorenz ſtand ſie ſich nicht beſonders; denn die meinte, wenn die Meta keine alte Frau an Bord gehabt hätte, dann wäre ſie nicht untergegangen. Tante Lieſch lachte immer, wenn ſie dieſe Anſchuldigung hörte.

Da denkt ſie ein büſchen ſpät an! ſagte ſie, und der Schiffer war auch nicht dieſer Meinung. Er und Tante Lieſch waren große Freunde geworden, und jede Weihnacht ſchenkte ſie ihm etwas ordentliches; einen Kalbsbraten oder ſo etwas, und Frau Lorenz nahm das Geſchenk auch als etwas Selbſtverſtändliches hin.

Das is von wegen die Lebensrettung! erklärte sie, und das war es auch wohl.

Als ich Tante Liesch nach vielen Jahren wiedersah, war sie alt geworden und erkannte mich zuerst nicht. Dann aber freute sie sich und faßte mit ihren zitternden Fingern nach meiner Hand.

Biſt woll lang weggeweſen, Kind. Mußt nich. Reiſen is nich geſund. Ich bin bloß einmal auf Reiſen geweſen, bloß nach Hamburg hin; aberſten da war kein Pläſier bei. Wenn es auch noch mitn Schiff war, was jedenfalls das beſte is. Mit die Eiſerbahn is es natürlicheweiſe viel gräſiger. Nee, Kind, laß man das Reiſen nach; geſund is es nich. Das kann ich dich ſagen.

Nun hat Tante Liesch doch verreiſen müſſen; ganz weit weg und in das Land, aus dem man nicht wiederkehrt. Aber vergeſſen iſt ſie noch nicht, und auch ihre Reiſe nach Hamburg nicht.

# Fritſch

Wir ſaßen um den runden Tiſch und klebten allerhand für den Weihnachtsbaum. Dabei erzählten wir uns Geſchichten. Ich will nicht ſagen, daß es lauter Weihnachtsgeſchichten waren; aber über allen lag doch ein gewiſſer Glanz, eine Vorfreude.

Ich hatte gerade einen großen Stern aus Goldpapier fertig und zeigte ihn unſerm Freunde, dem alten Doktor. Er nahm ihn in die Hand, ſodaß das Licht auf ihn fiel, und betrachtete ihn nachdenklich.

Der hätte Fritſch auch wohl Freude gemacht, ſagte er.

Wer war Fritſch? erkundigten wir uns. Der Doktor nahm ſeinen Klemmer ab und putzte ihn bedächtig. Er konnte ſehr nette Geſchichten erzählen, aber er war nicht immer in der Stimmung dazu. Heute ſchien er gnädig gelaunt zn ſein.

Wenn ihr mir den goldnen Weihnachtsſtern ſchenkt, will ich euch die Geſchichte von Fritſch erzählen. Das heißt, es iſt eigentlich keine Geſchichte. Es

iſt — ja, was iſt es? Ich weiß es ſelbſt nicht. Aber ich denke manchmal an Fritſch. Da drückte ich ihm den Goldſtern in die Hand, und er nahm ſich ein Stück Seidenpapier, um ihn ſpäter einzuwickeln. Dann begann er zu erzählen. Es war einmal kurz nach Weihnachten, als ich Frida Kochinska kennen lernte. Sie hatte ſich bei irgendeiner Kellertreppenkletterei ein Bein gebrochen und lag nun zappelnd und ſchimpfend auf der Straße, wohin ſie ſich noch geſchleppt hatte. Sie ſchimpfte ſo, daß die Leute, die um ſie herumſtanden, bewundernd lachten. Es hat ja auch ſein Komiſches, wenn ein zehnjähriges, blaſſes, verkümmertes Mädchen mit Worten um ſich wirft, die man kaum einem dicken Laſtträger zutrauen würde.

Ich hatte einen Krankenbeſuch in der Straße gemacht, trat herzu, ſah bald, was paſſiert war, und nahm die Kleine in meinen Wagen, um ſchnell mit ihr ins Krankenhaus zu fahren. Sie war im höchſten Grade entrüſtet und belegte mich mit Schmeichelnamen, von denen „Quackſalber“ noch einer der feinſten war.

Ins Krankenhaus ſoll ich? ſchalt ſie unter anderm. Da ſchneiden ſie mich ja den Leib auf und den Kopf ab; ich will mich nich den Leib aufſchneiden laſſen. Nee, das will ich nich. Quackſalber, laß mir ausn Wagen!

Sie nannte mich immer du und behandelte mich überhaupt mit einem Mangel an Reſpekt, der wieder

den Beweis erbrachte, wie wenig Achtung unsre heutige Jugend vor dem Alter hat. Ihr Schimpfen half ihr aber ebensowenig wie ihre Angst. Ich brachte sie ins Krankenhaus, übergab sie einer mir bekannten Schwester und war selbst dabei, als das gebrochne Bein in Eis gelegt wurde. Es war ein Splitterbruch, der vorsichtig behandelt werden, und der der Kleinen viele Schmerzen verursachen mußte. Aber sie gab keinen Laut von sich. Sie sah uns nur mit ihren großen dunkeln Augen an und drohte. Wenn ihr mich den Leib aufschneidet, dann sollt ihr mal sehen. Nee, das laß ich mich nich gefallen.

Im Lauf der Tage schien sie überrascht zu sein, daß diese Prozedur nicht mit ihr vorgenommen wurde, daß sie regelmäßige Mahlzeiten erhielt, daß sie freundlich behandelt wurde. Aber da sie eigentlich kein anziehendes Kind war und ihren Pflegern oft störrisches Mißtrauen, gewürzt mit Schimpfworten, entgegensetzte, so gehörte sie nicht zu den Lieblingen der Abteilung. Ich besuchte sie öfters. Wenn man so ein kleines Bündel Elend von der Straße aufgelesen hat, dann hat man doch Interesse daran, und daß Frida mich noch regelmäßig „du alter Quacksalber" nannte, berührte mich nicht empfindlich. Ich bin mir oft wie ein elender Quacksalber vorgekommen.

Bei diesen Besuchen erfuhr ich dann einiges von Frida Kochinskas Geschichte. Sie hatte damals, als man sie in einem Schuppen am Hafen fand, gesagt, sie hieße Frida Kochinska, sonst wußte es kein Mensch.

Sie hatte weder einen Taufſchein, noch ſonſt irgendeinen Ausweis mit ſich gehabt, daß ſie zur Führung dieſes Namens berechtigt ſei, und konnte nur erzählen, daß ſie lange mit der Eiſenbahn gefahren ſei, und ihre Mutter auf ein Schiff hätte gehn wollen. Ihre auswandernden Eltern hatten ſie, abſichtlich oder unabſichtlich, vergeſſen, und die Stadt, in der ſie gefunden worden war, mußte ſich ihrer annehmen. Damals war ſie vier oder fünf Jahre alt geweſen; jetzt mochte ſie zehn oder elf ſein. Als Koſtkind der Stadt hatte ſie ſchon verſchiedne Pflegemütter gehabt; die meiſten hatten ſich ihrer bald wieder entledigt.

Sie mögen mir all nich leiden, vertraute ſie mir an, als ich ihr eines Tages Schokolade mitgebracht hatte. Abers ich bin nich unartig. Bloß wenn ſie mir ſchlagen, dann ſchlag ich wieder; und wenn Tante mich ein leeren Kaffeepott an den Kopf ſmeißt, dann ſmeiß ich ihr wieder mit den vollen Milchguß. Ja, das tu ich. Abers unartig bin ich nich.

Mit dem Kollektivnamen „Tante“ bezeichnete ſie ihre verſchiednen Pflegemütter. Ihre jetzige „Tante“ war noch die beſte, wie ſie ſagte. Zufällig lernte ich dieſe kennen. Es war eine blaſſe, magere, ſorgenvolle Frau, die mir immer wieder verſicherte, daß ſie Frida Kochinska nur ins Haus genommen hätte, weil ſie das Geld, das die Stadt bezahlte, ſo nötig brauchte.

Sonſt täte ich es nicht, geehrter Herr Doktor. Sie hat einen ſchlechten Charakter, geehrter Herr

Doktor, und ſie kratzt, und ſie beißt. Und tun will ſie nie etwas; nicht einmal ein kleines Gewerbe gehn; und die Polizei iſt ſchon zweimal bei mir geweſen, weil Frida niemals in die Schule kommt.

Frida, in deren Gegenwart die „Tante“ ihrem Herzen Luft machte, hörte dieſe Anſchuldigungen mit einem gewiſſen Behagen an.

Warum ſoll ich Gewerbe gehn, wenn Tante for mir Koſtgeld kriegt? fragte ſie. Und warum ſoll ich in Schule, wenn ich da kein Luſt zu hab? Ich mag nich lernen, und unſer Lehrerin is ein Paſtühr.*) Oh, was ein Paſtühr. Die hat zu mich geſagt, ich wär ein gräſige Deern, wo ich ſie nix getan hatt. Bloß einmal auf ihren beſten Hut geſpuckt.

„Tante“ ſah mich mit ihren verwaſchnen Augen an.

Ja, geehrter Herr Doktor, ſo iſt ſie nun. Da iſt kein Reſpekt und keine Zucht darin. Der liebe Gott muß ja wohl wiſſen, weshalb ſolche Kinder auf der Welt ſind. Wenn ich auch das Koſtgeld nötig habe, ſo weiß ich es doch nicht.

Sie ging mit vorwurfsvollem Kopfſchütteln davon; und auch ich kann wohl ſagen, daß mir Frida nicht gerade wie ein notwendiges Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft vorkam. Sie wurde übrigens ſehr ſchnell geheilt. Als ich Ende März gegen Abend von einem Krankenbeſuch nach Hauſe ging, hinkte etwas

*) Unangenehme Perſon.

neben mir her. Es war Frida, die mich mit ihrer bekannten Unbefangenheit begrüßte.

Nu bin ich wieder raus! erzählte ſie.

Nimm dich nur in acht, daß du nicht wieder die Treppe hinunterfällſt und ein Glied brichſt! ermahnte ich.

Gott, Herr Doktor, wenn die Treppe ſo ſteil is, und ich grad ſchnell lauf, dann kann ich da nix bei tun.

Du haſt doch im Krankenhaus gelernt, „Herr Doktor“ zu ſagen, ſagte ich lachend, da haſt du hoffentlich auch Vorſicht gelernt!

Im Krankenhaus hab ich nix gelernt! lautete ihre trotzige Antwort. Die Leute da mag ich all nich leiden. Abers Fritſch ſagt, daß ich „Herr Doktor“ ſagen muß.

Wer iſt Fritſch?

Fritſch is Fritſch! erwiderte Frida kurz. Dann fühlte ſie eine Anwandlung von Wohlwollen und gab etwas ausführlicher Auskunft. Fritſch is Tante ihr neuer Einlogierer. Er wohnt hinter die Küche in dem kleinen Kabuff, wo kein Fenſter ein is. Da is es fein kalt im Sommer!

Sie war im Schatten der Häuſer verſchwunden, und ich ſah ſie erſt im Sommer wieder. Da hinkte ſie nicht mehr, ſondern lief auf ein Paar Rieſenſtelzen herum, bei deren Anblick mir ſchon ſchwindlig wurde. Ich rief ihr ein warnendes Wort zu, das ich gleich wieder bereute. Denn nach meinen Erfahrungen

mit Frida hatte ich zu erwarten, daß sie mir eine sehr impertinente Antwort geben und sich nicht weiter um mich kümmern würde. Zu meinem Erstaunen jedoch stieg sie von ihren Stelzen hinunter, schulterte sie wie ein Gewehr und ging neben mir her.

Die hat Fritsch mich geschenkt! berichtete sie. Weil ich ne ganze Woche nich nachgesessen hab, und weil ich Fräulein nich gespuckt hab. Ich wollt ihr nämlich spucken, weil sie mir ausschalt; abers dann dacht ich an Fritsch, und da tat ich es nich. Und nu hat er mich was geschenkt.

Fritsch scheint ein guter Mann zu sein! sagte ich.

Fritsch? In ihre sonst so kalten dunkeln Augen kam ein wärmerer Ausdruck. Er verschwand gleich wieder, aber ich hatte ihn doch gesehen. Fritsch is nett, Herr Doktor. Er überhört mich mein Lernen, und dann verzählt er mich was. Ich hab nu all soviel Tantens gehabt, und kein ein hat mich was verzählt. Abers Fritsch kann verzählen. Und er is fleißig, Herr Doktor, ganzen fleißig. Wenn er aus die Fabrik kommt, dann liest er noch Büchers; und aller vierzehn Tagens kauft er sich ein Stück Seife. Mich hat er auch ein Stück Seife geschenkt.

Sie erzählte noch mehr von Fritsch. Er bezahlte regelmäßig seine Miete; er hatte eine Lampe; er hatte sich neulich einen Anzug „für neu“ gekauft. Ich hatte aber damals einige sehr schwer Kranke, und meine Gedanken konnten nicht lange bei Fritsch verweilen. Deshalb trennte ich mich bald von Frida, und sie

ſtieg wieder auf ihre Stelzen. Nach dem Sommer kam ein ſchwerer Winter, und ich vergaß Frida Kochinska. Aber um die Weihnachtszeit fiel ſie mir wieder ein. Ihre Tante ſchenkte ihr ſicherlich nichts zu Weihnachten; und nach ihren eignen Geſtändniſſen gehörte ſie in der Schule ſicherlich nicht zu den Lieblingsſchülerinnen, die man zu Weihnachtsbeſcherungen vorſchlägt. Ich wollte ihr aber doch eine Kleinigkeit ſchenken. Aber ich wurde gerade vor dem Feſt ſo elend, daß mich meine Kollegen in den Süden ſchickten, und als ich zurückkehren durfte, war es beinahe wieder Sommer. Meine Praxis nahm ich nur ganz allmählich wieder auf — eines Tages ging ich aber doch wieder durch die Straße, in der ich Frida Kochinska aufgeleſen hatte, und ſie kam mir wirklich gleich entgegen.

Wie geht es Ihnen, Herr Doktor? Sind Sie ſo krank geweſen, daß Sie beinahe tot geblieben ſind? Zweimal habe ich gefragt.

Sie ſah ganz verändert aus; war bedeutend beſſer gekleidet, hatte ein reines Geſicht und trug einen Packen Zeitungen unter dem Arm.

Ich trage Zeitungen aus, berichtete ſie, nachdem ich ihr Auskunft erteilt und ſie dann nach ihrem Ergehen gefragt hatte.

Fritſch ſagt, ich muß Geld verdienen, weil ich doch ein feines Kleid zur Konfirmatſchon haben will!

Sie bemühte ſich entſchieden, ein gutes Deutſch zu ſprechen, aber immer ging es noch nicht.

Wirſt du denn ſchon ſo bald konfirmiert? fragte ich.

Noch nicht, aber ſo früh wie möglich. Dann komme ich in Dienſt und werde Kindermädchen, und dann werde ich Köchin, und dann nehme ich einen Mann. Fritſch ſagt, ich ſoll nicht gleich heiraten; erſt muß ich was lernen und was ſparen.

Vor Fritſch bekam ich wirklich Hochachtung und ſprach es auch aus. Frida ſagte nicht viel dazu; ſie nickte nur einigemale, als wolle ſie ſagen, daß ich von Fritſch doch nur wenig wüßte.

Ich wollte dir etwas zu Weihnachten ſchenken, ſagte ich endlich. Aber ich war zum Feſte nicht hier: nun haſt du dein Geſchenk zugute behalten.

Fritſch mag keinen Weihnachten, antwortete Frida zu meiner Überraſchung. Weihnachten is mal ſo gräſig geweſen. Da hat ſein Vater ſeine Mutter totgeſchoſſen und dann ſich ſelbſt aufgehängt. Nu mag Fritſch keinen Weihnachten. Seine Mutter iſt nett geweſen; Tante hat ſie früher gekannt, und Tante hat mir die Geſchichte erzählt. Fritſch ſagt nichts darüber. Letzten Weihnachten habe ich ihn gefragt: Fritſch, ſag mal, wie war es eigentlich mit dein Vater und dein Mutter? Da hat er ſich rumgedreht und iſt weggegangen. Den ganzen Abend hat er ſich eingeſchloſſen und den andern Tag auch. Nee — Weihnachten mag er nicht.

Sie ging mit ihrem Zeitungspacken in ein Haus, und ich wanderte meiner Wege weiter. Daß Fritſch ein ſo trauriges Erlebnis gehabt hatte, tat mir natürlich

ſehr leid; aber ich vergaß es bald wieder. In der großen Stadt wird man abgeſtumpft gegen ſchreckliche Geſchichten und ſchiebt ſie lieber von ſich, als daß man ihnen nachgeht.

Aber als es wieder Weihnachten wurde, und ich in einem kleinen Papierladen einige goldne Weihnachtsſterne zum Verſchenken erhandelte, da dachte ich wieder an Frida Kochinska und an Fritſch, der ſich nichts aus Weihnachten machte. Ich war gerade in dem Stadtteil, wo ich Frida immer begegnet war; heute wollte ich ſie aufſuchen und ſie für Weihnachten zu mir einladen. Den dunkeln Keller, wo ſie wohnte, kannte ich von draußen; ich beſchloß, in ſeine etwas ſchaurigen Tiefen hinabzuſteigen.

An der ſteilen Treppe, in ein Tuch gehüllt, ſaß Frida und ſtrickte.

Fritſch iſt krank! war ihr erſtes Wort.

Dann will ich ihn beſuchen! erwiderte ich; aber ſie ſchüttelte den Kopf.

Er mag nicht, Herr Doktor; er ſagt, er will allein ſterben. Er mag keine Doktors. Da iſt ein Doktor gekommen, als ſeine Mutter tot war; und der iſt gräſig geweſen. Nun will er allein ſterben.

Ihre Stimme klang trocken und gleichmütig; aber ihre Züge hatten etwas ſonderbar Starres, Verzognes. Als ich nun in eine kleine Küche eintreten wollte, in der „Tante“ hinter einem Kaffeetopf ſaß, ſtellte ſie ſich mir beinahe in den Weg, und die alte Frida erſtand in ihrer Wildheit.

Nich herein, du alt Quackſalber! Fritſch will allein ſterben, ganzen allein!

Sie wurde dann doch zur Seite geſchoben, „Tante“ wimmerte einige Entſchuldigungen, und ich drang zu Fritſch ein. —

Der alte Doktor hielt einen Augenblick inne und ſah auf den Goldſtern, den er noch immer in der Hand hielt.

Ich weiß nicht, was für ein Bild ihr euch von Fritſch gemacht habt. Ich dachte mir unter ihm einen großen, ſtarken Fabrikarbeiter, der ſeine Hand ſchützend über das kleine Mädchen hielt und ſeine Sache bis dahin gut gemacht hatte. Als ich jetzt in dem kleinen dunkeln Raum ſtand und mich nach Fritſch umſah, konnte ich ihn zuerſt nicht finden. Dann entdeckte ich ihn endlich in einem alten Lehnſtuhl in der dunkelſten Ecke des dunkeln Gemaches. Es war ein ſchlanker, etwa zwanzigjähriger Menſch, deſſen glänzende Augen mich feindſelig anſahen, und er war im höchſten Stadium der Schwindſucht. Er ſagte kein Wort, als ich mich zu ihm ſetzte, eine Lampe anzündete und freundlich auf ihn einredete. Als ich ſeine Hand faſſen wollte, zog er ſie weg; als ich ihm in die Augen zu ſehen verſuchte, blickte er zur Seite. Ich weiß nicht, was die Welt ihm getan hatte, aber ſie muß entſetzlich an ihm geſündigt haben. Es half auch nichts, daß Frida ſich beruhigte, zu ihm trat und mir ein einigermaßen gutes Zeugnis gab.

Sag mal was, Fritſch! Der Doktor iſt nicht ſo ſchlimm! Der iſt ganz ordentlich. Der wird auch bald ſterben: mit dem kannſt du ſprechen.

Fritſch ſah mich mit einem ſcheuen Blick an, das war alles. Er ſchien nicht zu glauben, daß ich bald ſterben würde, und bis jetzt habe ich es ja auch nicht getan. Es nützte auch nichts, als ich ihm ſagte, daß Frida ſich ſo zu ihrem Vorteil verändert hätte. Einen Augenblick trat ein freundlicherer Ausdruck in ſeine abgezehrten Züge, aber er war gleich wieder verſchwunden.

Ich ging alſo wieder. Wenn die Menſchen nichts von einem wiſſen wollen, dann muß man ſie gewähren laſſen. Erſt als ich wieder auf der Straße war, fiel mir ein, daß ich mein kleines Paket mit den Weihnachtsſternen bei Fritſch hatte liegen laſſen. Zurückkehren, um ſie zu holen, wollte ich nicht; ſie mochten da bleiben, dachte ich, obgleich Fritſch ſchwerlich nach ihnen ſehen würde.

Am andern Morgen, gleich nach meiner Sprechſtunde, drang plötzlich Frida in mein Zimmer.

Ach, Herr Doktor, Fritſch hat ſich ſo über die Sterne gefreut. Geſtern Abend haben wir ſie gefunden, und ich mußte ſie ihm in die Hand geben. Früher hat ſeine Mutter ihm immer einen Weihnachtsſtern geſchenkt; aber wie ſie nun tot war, wollte er nichts mehr von Weihnachten wiſſen. Und nun liegen auf einmal fünf Sterne da! Er hat die ganze Nacht von den Sternen geſprochen, und dann von

ſeiner Mutter, und daß es ihm leid tut, weil er geſtern ſo unfreundlich geweſen iſt. Ach, Herr Doktor, machen Sie Fritſch geſund!

Ihre Stimme brach vor leidenſchaftlichem Schluchzen, und obgleich ich wußte, daß bei Fritſch alle Kunſt vergebens war, ſo ging ich doch mit Frida.

Aber als wir zu dem Kranken eintraten, da war er gerade geſtorben. Ganz ſanft und ſo leiſe, daß die alte „Tante," die an ſeinem Bette ſaß, nichts davon bemerkt hatte. In der Hand hielt er noch einen meiner goldnen Sterne, und ich muß ſagen, daß ich mir in dem Augenblick ganz groß vorkam. Denn es iſt keine Kleinigkeit, einem Menſchen das Sterben leicht zu machen, und wir Ärzte zerbrechen uns den Kopf darüber, Mittel dafür zu finden. An Goldpapierſterne hat ſicherlich noch kein Kollege gedacht. Nun, ich bin ja auch nur ein Werkzeug geweſen, aber wenn ich jetzt einen Stern aus Goldpapier ſehe, dann kommt mir Fritſch in den Sinn.

Frida Kochinska bringt ihm noch jeden Weihnachtsabend ſeinen Stern aufs Grab, und im Sommer ſorgt ſie für Blumen. Damals, als Fritſch ſtarb, gebärdete ſie ſich wie eine Verzweifelte, dann aber wurde ſie bald wieder ruhig.

Fritſch wäre auch ruhig geworden! ſagte ſie. Dabei trug ſie ihre Zeitungen aus, ging in die Schule und wartete in ihren ſeltenen Mußeſtunden kleine Kinder. Es kam mir immer vor, als ob ſie unbewußt in der Arbeit Troſt ſuche. Nun iſt ſie längſt

ein stattliches, hübsches Dienstmädchen, dem man nicht ansieht, wie es als Kind war. Neulich hat sie einen sehr guten Heiratsantrag bekommen; aber sie hat ihn abgelehnt.

Den Mann hätte Fritsch nicht leiden mögen, sagte sie.

Gerade gestern bin ich noch ein Stück Weges mit Frida gegangen. Sie kam von ihrer frühern alten „Tante," der sie ein Weihnachtsgeschenk gebracht hatte.

Fritsch hätte das auch getan! sagte sie wie zu ihrer Entschuldigung.

Fritsch und immer wieder Fritsch. Wenn ich acht Jahre tot sein werde, wird es keinem Menschen einfallen, noch von mir zu sprechen. Manchmal könnte man ganz böse auf diesen Fritsch sein. Denn nun werdet auch ihr an ihn denken und von ihm sprechen und euch darüber wundern, weshalb er so jung und so freudlos sterben mußte. Ja, das wissen wir alle nicht. Aber morgen bringe ich ihm diesen Weihnachtsstern.

# Das Kuckucksei

Als ich Dora Walter kennen lernte, da hieß sie schon das Kuckucksei. Ihr eigner Vater, Herr Walter, hatte sie so genannt, weil er sagte, daß Dora nicht in seine Familie passe. Sie sei ganz anders als seine andern Kinder und gar keine echte Walter.

Ob es nun ein Vorzug war, eine echte Walter zu sein, wußte ich damals noch nicht. Herr Walter war allerdings ein lustiger und vielleicht auch ein witziger Mann, der gern über seine eignen Witze lachte. Eine anziehende Persönlichkeit war er aber doch nicht, trotz seiner grünen Wollpantoffeln und seines geblümten Schlafrocks, mit denen er sich manchmal in der Öffentlichkeit zeigte, und trotz seines anscheinend jovialen Wesens. Es war etwas an ihm, was uns Kindern nicht besonders gefiel. Deshalb gingen wir ihm aus dem Wege, sobald wir seine grasgrünen Pantoffeln in der Ferne schimmern sahen, und mit Eduard und Konstanze, seinen Sprößlingen,

die wahrscheinlich echte Walter waren, machten wir es ähnlich.

Nur wenn wir das Kuckucksei erblickten, dann riefen wir es bei diesem schönen, uns ergötzenden Namen und erkundigten uns nach seinem Befinden. Es antwortete ganz ordentlich auf alle Fragen und war auch nicht beleidigt, ein Kuckucksei genannt zu werden. Dora Walter war eine sehr häßliche kleine Person. Sie hatte eine kleine krumme Nase, große dunkle, aus dem Kopf tretende Augen und kurzes, schwarzes Haar, das wie ein Kamm in die Höhe stand.

Eigentlich bist du sehr häßlich! sagte Milo ihr eines Tages in vorwurfsvollem Ton. Er nahm es immer übel, wenn die Menschen nicht hübsch waren. Heiraten werde ich dich auf keinen Fall! setzte er drohend hinzu. Das Kuckucksei lachte: Nein, das tust du wohl nicht. Papa sagt auch, ich kriege keinen Mann!

Was willst du dann aber anfangen? mischte ich mich in die Unterhaltung.

Denn damals lebte ich noch in dem harmlosen Wahn, daß der liebe Gott für jedes Mädchen zur rechten Zeit einen Gatten besorge.

Das Kuckucksei zuckte die Achseln.

Ich weiß noch nicht! meinte sie gleichgiltig. Vielleicht werde ich ein Dieb!

Ein Dieb? Wir wiederholten das Wort in großer Überraschung. Wir hatten schon vieles werden

wollen. Vom Kaiser bis zum Laternenanzünder waren alle Berufsarten durchgenommen worden, und nur gegen zwei Beschäftigungen verhielten wir uns gänzlich ablehnend. Niemand von uns wollte nämlich Totengräber oder Schinder werden. Auch ich nicht; obgleich mir die Brüder klar zu machen suchten, daß Mädchen „prachtvoll" eins von diesen beiden Ämtern bekleiden können.

Aber wenn mich auch mit dem Totengräber eine herzliche Freundschaft verband, und mir der Schinder eine ungemein anziehende Persönlichkeit schon aus dem Grunde war, daß man eigentlich nicht mit ihm sprechen durfte, so verschmähte ich doch, dem einen oder dem andern in seinem Amte Konkurrenz zu machen.

Doch daß man sich vornehmen konnte, ein Dieb zu werden, war mir ebenso neu wie den Brüdern.

Nachdem sich Milo von seiner Überraschung erholt hatte, machte er ein sehr mißbilligendes Gesicht. Wenn du ein Dieb werden willst, dann kommst du ja in die Hölle!

Dora sah etwas bekümmert aus. Diese Aussicht schien ihr nicht angenehm, aber sie blieb doch fest. Einer muß es doch tun! bemerkte sie entschuldigend.

Was muß einer tun?

Nun, das Stehlen. Papa sagt es auch! setzte sie mit etwas mehr Sicherheit hinzu. Diebe müssen auch sein!

Mit diesen Worten ergriff sie einen Korb, worin sich allerhand Waren befanden, und lief eilig davon.

Von dieſem Tage an beachteten wir das Kuckucksei etwas mehr, als wir es bis dahin getan hatten, und wir unterhielten uns öfters über ſie. Wir fanden es ſonderbar, daß ſie ihren Beruf im Stehlen ſuchen wollte, aber wir mußten ihr Recht geben, daß es Diebe auf der Welt geben müſſe.

Unſer Freund Mahlmann, der in dieſer Beziehung Erfahrung hatte — er war, wie man ſich erinnern wird, lange im Zuchthaus geweſen und kannte viele Diebe —, hatte eine ähnliche Anſicht.

Muß es eigentlich Diebe geben? fragten wir, als wir ihm eines Tages zu eſſen brachten.

Er war ſehr alt und krank und konnte ſich faſt nicht mehr rühren.

Diebens? wiederholte er, während er verdrießlich in ſeiner Schüſſel rührte. Die Klöße waren ihm nämlich nicht fett genug gebraten.

Natürlicherweiſe muß es Diebens geben, murrte er dann nach einer Weile. Denn was die Reichens ſind, denen muß was weggenommen werden. Sonſten werden ſie zu ſlimm. Das is ſo in die Welt eingerichtet. Gerad ſo, wie es Regen und Sonnenſchein gibt! Er kaute langſam weiter und ließ uns im Ungewiſſen darüber, ob er mit dem Regen die Reichen und mit dem Sonnenſchein die Diebe, oder ob er es umgekehrt meinte.

Aber wenn man ſtiehlt, kommt man doch in die Hölle! bemerkte Milo, der in dieſen Tagen etwas unduldſam war.

Mahlmann lächelte spöttisch. Die Klöße schmeckten doch besser, als er dachte. Deshalb wurde auch seine Stimmung freundlicher.

Biſt schon mal in die Hölle gewesen, mein klein Jung? Oder vielleicht beim lieben Gott im Himmel?

Milo mußte beschämt seine gänzliche Erfahrungslosigkeit eingestehn.

Nu denn — der Alte aß behaglich weiter —, denn sweig auch man ganzen still. Denn ich hab mal mitn Mann gesprochen, der is scheintot gewesen und hat schon ein büschen in den Himmel geguckt, weil daß er würklich einen ganz prachvollen Mann war. War bloß ein büschen in Glückstadt,*) weil er sein Frau geslagen hatt, wasn ganz ehrliche Sache is. Denn ein büschen prügeln muß man sein Frau, und daß sie denn gleich tot bleibt, is bloß ein Zeichen von slechten Kurakter. Na, der Mann nu, der is halbwegs in Himmel gewesen, was jedwerein leicht ausprobieren kann, wenn man sich ein Tau um den Hals legt und das denn ein Augenblick an einen guten Haken hängt. Natürlicherweise nich zu lang, weil es denn leichtens schief gehn kann. Abers Marquardt is noch zu rechter Zeit abgesnitten worden, und er hat mich oft verzählt, wie es komisch vorn Himmel gewesen wär. Wasn Gesellschaft hat da reingewollt! Und ganzen und gar nix Feines. Was ich mich gleich gedacht

*) Früher Landeszuchthaus.

hab, weil unſer Herrgott einen guten Geſmack hat und gar nich for die Feinens is. Was abers die Frau von den Stadtpräſidenten in Glückſtadt geweſen is, die dazumalen auch tot blieb und natürlicheweiſe keinen Momang wieder lebendig wurde, die hat Marquardt auch geſehen. Abers nich aufn Himmelsweg, ſondern aufn ganz komiſchen Wagen. Marquardt is ſo gräſig ehrlich. Er ſagte ümmer, er mochte kein Lügengeſchichten verzählen, weil die gleich herauskommen. Abers er meint, der Wagen wär glühend geweſen und mit einmal verſwunden. Na, was die Frau Stadtpräſidentin war, ſo hat ſie natürlicheweiſe in ihr ganzes Leben nie was weggenommen. Aber ſie war hellſchen ſtolz und machte ſich nix aus die Armens und ſprach ſlecht von jedwerein. Hier auf die Erde is das allens nix; abers unſer Herrgott macht ein feinen Unterſchied. Und er weiß auch, was die Leutens hier ſo ohne weiteres Diebens nennen, das ſind nich die ſlimmſten!

Aber wenn jemand nun durchaus ein Dieb werden will, dann iſt er doch ſchlecht! ſagte Milo, bei ſeiner Meinung beharrend.

Nimm mich die Schüſſel mal ab! befahl Mahlmann, uns den geleerten Teller hinhaltend. Und denn ſnack kein Unſinn. Wenn ich ein klein büſchen was nehme, denn bin ich noch nich ſlecht. Das kommt allens, wie es kommt; weiter weiß ich da nix von! Und euer Köchin kann ein büſchen mehr Speck nehmen, wenn ſie was aufbratet!

Von Mahlmann hatten wir also nicht gerade eine genügende Auskunft erhalten. Aber wir kamen überein, daß wir für das Kuckucksei einen andern Beruf als den der Diebin ausfindig machen wollten. Es konnte ja sein, daß der scheintot gewesene Marquardt Recht hatte, und daß die meisten Diebe in den Himmel kamen, während die Bürgermeistersfrauen und ähnliche Honoratioren auf glühenden Wagen in die Hölle gefahren wurden. Aber es war doch besser, in dieser wichtigen Angelegenheit ganz sicher zu gehn und den lieben Gott nicht in Verlegenheit zu setzen. Deshalb wollten wir jedenfalls das Kuckucksei auf den Weg der Tugend leiten und dachten lange darüber nach, wie dies am besten geschähe.

Sie muß alle Gebote und dann noch viele Gesangbuchverse lernen! meinte Milo, worauf Jürgen ihm erwiderte, daß die Stadtpräsidentin von Glückstadt sicherlich auch noch die drei Artikel gewußt habe und dennoch nicht in den Himmel gekommen sei.

Dann planten wir, mit Doras Vater zu sprechen. Erstens aber konnten wir ihn nicht leiden, und dann erzählte uns Rasmus, Großvaters Schreiber, ganz zufällig, daß Herr Walter schon mehrfach im Gefängnis gewesen sei. Was er getan hatte, wußte der Schreiber nicht ganz genau. Herr Walter war erst später in unsre Stadt gekommen und pflegte nicht von seinen frühern Erlebnissen zu sprechen. Rasmus meinte aber, er habe Unterschlagungen begangen. Das Wort ließen wir uns dahin deuten,

daß es ungefähr dasselbe wie Diebstahl sei, und dann gaben wir gern den Plan auf, uns mit Doras Vater zu unterhalten. Wahrscheinlich würde er es ja sehr nett finden, wenn das Kuckucksei eine Diebin würde. Mit ihm war also nichts zu machen. Vorsichtiger als jemals gingen wir ihm aus dem Wege, und sein lautes, lärmendes Wesen erfüllte uns mit Abscheu.

So kam es wohl, daß wir sehr gute Absichten Dora Walter betreffend hatten, aber keine einzige ausführten. Wir sahen sie gelegentlich mit einem Korb über die Straße laufen, aber wir sprachen selten mit ihr. Und auch sie schien keine Lust zu einer nähern Bekanntschaft mit uns zu haben. Jedenfalls ging sie uns aus dem Wege, wo sie nur konnte. Das kam natürlich daher, daß Milo ihr mit der Hölle gedroht hatte, und er war recht glücklich über den Erfolg seiner Worte. —

Es war mitten im Sommer nach einem starken Gewitter. Die Abendsonne brach durch die schweren Wolken und spiegelte sich in den nassen Straßen. Es hatte so stark geregnet, daß die Rinnsteine aus ihren Ufern getreten waren und wie kleine Bäche einherflossen.

Ich stand auf der Straße und versuchte hin und zurück über einen der breitesten Rinnsteine zu springen. Manchmal gelang es mir, manchmal platschte ich mitten ins Wasser. Aber das schadete nichts. Denn erstens hatte ich neue Stiefel an, denen ein kräftiges Bad be-

kanntlich sehr günstig ist, und dann war ich auch so vorsichtig, meine Übungen nicht gerade unter den Augen meiner Familie zu machen. Es war ziemlich einsam in der kleinen Gasse. In der Ferne lachte irgendein Junge, und dann weinte jemand. Gerade als ich noch einmal über den Rinnstein springen wollte, floß etwas Glänzendes an mir vorüber. Es war ein gesalzener Hering, dem ein zweiter und dann ein dritter folgten. Alle drei Fische trieben bei mir ans Land. Ich hätte sie also ergreifen können, aber ich fand es ganz besonders lustig, diese Tiere noch einmal schwimmen zu sehen. Mit meinen Füßen stieß ich also kräftig nach ihnen, worauf sie nach kurzem Zaudern weiter schwammen.

In diesem Augenblick hörte ich lautes Geheul. Das Kuckucksei kam mit einem leeren Korbe gelaufen und schrie, als ob es gespießt werden sollte.

Es waren ihre Heringe gewesen, die nun, Gott weiß wo, schwammen. Ein Junge hatte sie ihr weggenommen und in den Rinnstein geworfen, gerade als sie sie für acht Bankschillinge geholt hatte. Feinste Maatjesheringe! Und nun war nichts zum Abendbrot da.

Dora weinte herzbrechend, während ich mit einem unangenehmen Gefühl kämpfte, das ich vergebens zu unterdrücken suchte.

Kaufe dir doch drei neue Heringe! sagte ich, nicht gerade freundlich.

Sie schüttelte den Kopf. Ich habe kein Geld mehr, und Papa hat auch nichts. Er hat nie etwas,

und ich muß immer alles anſchreiben laſſen. Heute hat mir Mama etwas gegeben; aber wenn ich nun ohne Heringe komme — ſie begann von neuem zu ſchluchzen.

Bekommſt du Schläge? fragte ich.

Dora nickte. Natürlich. Aber das iſt nicht ſo ſchlimm. Wenn ſie müde ſind, hören ſie auf mit Schlagen. Aber das Einſperren! Sie ſchauderte zuſammen. Da ſind Mäuſe in der Kammer, und ſie iſt ganz dunkel. Und dann muß ich die ganze Nacht dort bleiben!

Düſter blickte ſie mit ihren dunkeln Augen vor ſich hin.

Ich knotete indeſſen an meinem Taſchentuch, worin ſich meine geſamte irdiſche Habe befand. Es war eine kleine Summe. Sechs Bankſchillinge, die ich mir heute Morgen ehrlich dadurch verdient hatte, daß ich mir einen Zahn hatte ausziehn laſſen. Es hatte furchtbar weh getan, und nur der Gedanke an die klingende Belohnung hatte mich aufrecht gehalten. Nun ſollte ich für die Familie Walter Heringe dafür kaufen.

Niemand wird es unbegreiflich finden, daß auch ich weich wurde. Es gibt Geſchichten, in denen die Kinder alles, was ſie haben, mit Jubelgeſchrei hingeben. Ich verſuchte an dieſe Geſchichten zu denken, aber der Gedanke gab mir keine Kraft.

Hier! rief ich mit zitternden Lippen, warf meine ſechs Bankſchillinge in Doras Korb und lief eilig

davon. Sie sollte nicht sehen, wie mir die Tränen über die Backen liefen. Dann verwünschte ich alle Kuckuckseier und alle Maatjesheringe und nahm mir fest vor, daß es mir ganz einerlei sein sollte, ob Dora Walter in die Hölle käme oder nicht.

Ob ich den Abend auch noch traurig war, weiß ich nicht mehr. Als ich am nächsten Vormittag aus der Privatstunde kam, hatte ich meinen Kummer längst vergessen. Vergnügt schleuderte ich meine Schulmappe ins Haus und wollte mich gerade auf die Straße begeben, als mir etwas in die Hand gedrückt wurde. Es war ein köstlich grüner Augustapfel, noch nicht ganz reif, aber gerade so, wie ich ihn mochte.

Das Kuckucksei stand neben mir und nickte mir zu.

Iß ihn nur! sagte sie, er schmeckt gut! Ich ließ mich nicht lange nötigen und verspeiste den Apfel mit großem Behagen.

Ich wollte mich auch noch vielmals bedanken! fuhr Dora fort. Für dein Geld habe ich noch drei Heringe bekommen. Einer hatte keinen Kopf mehr; das tat aber nichts. Ich bekam ihn „auf zu."

Ich nickte schweigend. Die Geschichte mit den Heringen war mir nicht angenehm. Denn wenn ich die vorüberschwimmenden Fische gerettet hätte, würde ich nicht nötig gehabt haben, mein Geld auszugeben.

Dora verlangte auch keine Antwort. Leise strich sie über meinen Arm. Nun bin ich auch nicht ein-

gesperrt worden! berichtete sie. Es schmeckte ihnen allen gut!

Magst du auch Heringe? fragte ich, um nur etwas zu sagen.

Sie nickte zufrieden. Die Gräten schmecken gut! versicherte sie. Ich darf sie ablecken und dann Kartoffeln dazu essen. Mehr brauche ich nicht. Ich bin ja das Kuckucksei!

Von diesem Tage an sah ich das Kuckucksei öfters. Ich kann nicht behaupten, daß mich eine große Neigung zu dem kleinen Mädchen mit dem wunderbaren Beinamen zog; aber es fing doch an, mir leid zu tun.

Kinder sind nicht immer mitleidig; wenn ich aber bedachte, daß Dora eingesperrt und geschlagen wurde, daß sie niemals satt zu essen bekam und ganz elende Kleider hatte, dann sah ich doch ein, wie viel besser ich daran war. Ich schenkte ihr mancherlei; manchmal gab ich ihr etwas zu essen; ein paar leidlich gute Stiefel, Strümpfe und ähnliche Dinge fanden ihren Weg zu Dora Walter, ohne daß andre Menschen viel davon erfuhren. Denn im ganzen und großen schämte ich mich meiner Bekanntschaft mit dem Kuckucksei. Allmählich hörten auch wir Kinder so mancherlei über die Familie Walter, worauf wir nicht wohl mit ihr näher verkehren konnten und mochten. Herr Walter ließ sich immer weniger auf der Straße sehen; seine Frau, eine dicke, unförmliche Erscheinung, war noch seltener zu erblicken, und Eduard und Konstanze kamen nicht mehr

in die Privatstunde. Sie hätten genug gelernt, vertrauten sie einigen Kindern an, die sie wegen ihres Wegbleibens fragten. Als ich dies aber dem Kuckucksei erzählte, da lachte es.

Papa kann das Schulgeld nicht mehr bezahlen, bemerkte sie, die Achseln zuckend.

Du bist wohl eigentlich niemals in die Schule gegangen? erkundigte ich mich.

Meistens nicht! entgegnete sie ruhig. Ich muß zuhause bleiben und Mama helfen. Einer muß es ja tun!

Das war immer ihre Redensart. Zuweilen paßte sie, zuweilen paßte sie gar nicht. Jürgen und Milo ärgerten sich manchmal über sie, wenn sie sie vor unserm Hause und in meiner Nähe trafen. Sie sagten, sie solle weggehn, wir könnten sie alle nicht leiden. Dann ging sie. Aber bald kam sie lachend wieder. Und häufig brachte sie mir etwas mit. Eine Blume, einen bunten Stein, eine Frucht. Häufig nahm ich ihr Geschenk; oft wies ich es zurück. Dann weinte sie, und ich nahm es doch.

Es war eine sonderbare, halb verstohlne Freundschaft, um die sich niemand viel bekümmerte. Im Grunde genommen machte ich mir nicht viel aus dem Kuckucksei; ihre treue Anhänglichkeit rührte mich aber doch.

Als sie mich eines Abends herausrufen ließ, um unter Schluchzen Abschied von mir zu nehmen, wurde auch ich nachdenklich.

Wohin geht ihr?

Dora zuckte die Achseln. Ich weiß es nicht. Papa will auf einmal fort ... Ich glaube, er soll eingesteckt werden! setzte sie nachdenklich hinzu.

Eingesteckt! Nun erschrak ich. Hat er denn wieder gestohlen?

Das Kuckucksei schien das Wort „wieder," das mir entschlüpft war, nicht übel zu nehmen. Sie zuckte die Achseln und lächelte.

Ich weiß nicht! Einer muß es ja tun! Das war ihr Abschiedswort. Noch einmal streichelte sie meinen Arm, die einzige Zärtlichkeitsbezeigung, die sie kannte; dann ging sie eilig davon.

Milo sagte am andern Tage, er habe das Kuckucksei ganz früh am Morgen vor unserm Hause stehn sehen. Was sie dort wohl gewollt hätte? Ich konnte ihm keine genügende Erklärung dafür geben. Als sich aber die Nachricht verbreitete, die Familie Walter sei heimlich mit einem nach Kopenhagen bestimmten Segelschiff abgereist, und zwar mit Hinterlassung beträchtlicher Schulden, da konnte ich die Abschiedstränen des Kuckuckseis noch besser verstehn.

Die Brüder neckten mich noch einige Zeit mit Dora Walter und ihrer Zuneigung zu mir. Auch Mahlmann, der immer alles wußte, schalt mich aus, als ich ihm eines Tages einige Eßwaren brachte.

So ein is nix for dir! sagte er mißbilligend. Da is kein Kurakter ein. Und was der Vater is, den mocht ich nich in Mondschein begegnen. Denn

er hat ein ſlechten Kurakter. Wo er ſich ümmerlos um das Zuchthaus rumgeſwindelt hat und gehört doch viel eher rein, als viele von die andern, die ein gutes Herz haben.

Ich glaube auch, daß das Kuckucksei in die Hölle kommt! meinte Milo, der mich zu Mahlmann begleitet hatte.

Der Alte nickte zufrieden.

Nu, natürlicheweiſe. Da war kein Kurakter ein!

In den nächſten Monaten wurde ich noch manchmal mit dem Kuckucksei geneckt. Dann aber vergaßen wir alle Dora Walter.

Jahre waren vergangen. Wir wohnten ſchon in der großen Stadt, und unſer Dienſtmädchen war plötzlich krank geworden.

Mir war der Auftrag geworden, einen Erſatz zu ſuchen, und ich hatte die Freude, von einer Geſindevermieterin zur andern zu laufen.

Nirgendwo fand ich, was ich ſuchte. Überall war gerade geſtern ein „furchtbar nettes kleines Mädchen“ geweſen, aber dieſe Perle hatte ſchon eine Unterkunft gefunden.

Endlich kam ich in eine unſrer engſten und freudloſeſten Straßen, in der eine Vermieterin wohnen ſollte, die immer Mädchen an der Hand gehabt hatte. Aber auch hier war der Vorrat ausgegangen. Mit einem ungeduldigen Seufzer wandte ich mich zum Gehen, als die Vermieterin, eine ältere Frau, mich zurückhielt.

Gehen Sie doch einmal zu Frau Schmidt. Sie wohnt in diesem Hause noch eine Treppe höher.

In demselben Haus zwei Vermieterinnen? fragte ich erstaunt.

Die Frau schüttelte den Kopf.

Sie ist keine Vermieterin, sagte sie zögernd. Aber sie kennt viele Mädchen, und sie weiß vieles! Es ist nichts Schlimmes! setzte sie hastig hinzu, als ich unwillkürlich zögerte. Sie ist gar nicht so übel, und sie weiß vieles!

Kurz entschlossen klomm ich die vierte Stiege des düstern Hauses hinauf und stand vor einem großen Schild: Frau D. Schmidt. Zu sprechen von acht Uhr Vormittags bis neun Uhr Abends.

Auf mein Klingeln öffnete ein kleines, mageres Mädchen, das auf meine Frage nach Frau Schmidt eifrig nickte.

Mama hat gerade zu tun. Aber sie kommt gleich. Belieben Sie hier einzutreten!

Ich kam in ein kleines, sehr dürftig eingerichtetes Zimmer, wo nur ein Tisch und zwei Stühle standen. Auf dem Tisch lag neben einer ziemlich großen Kaffeekanne ein schmutziges Spiel Karten.

Vom Nebenzimmer stand die Tür nur angelehnt. Während ich mich auf einen Stuhl setzte und gedankenlos in den tief unter mir liegenden Hof hinabblickte, hörte ich leises Schluchzen.

O Gott, o Gott, wo einmal gräßlich! Er bleibt mich nich treu, sagen Sie? Wo ich ihn doch fufzig

Mark for den neuen Anzug geliehen hab, mit dem er jetzt immer geht! Und denn noch ein roten Schlips mitn blanken Stein ein! Und nun geht er mit Kathrine Hansen, wasn ganz gewöhnliche Deern is und sieben Jahr älter als ich! O, du mein Gott!

Es kann noch alles gut werden! tröstete eine andre, leisere Stimme. Sie müssen nur nicht so aufgeregt sein und sich nichts merken lassen. Von diesen Tropfen nehmen Sie jeden Abend zwölf auf Zucker, und wenn Ihr Bräutigam Sie besucht, dann stecken Sie ihm dieses Pulver in die linke Westentasche. Und dann immer freundlich, und nie mit dem linken Fuß aus dem Bett. Und wenn Sie eine Spinne sehen —

Die letzten Worte verstand ich nicht mehr. Es wurde mit Geld geklappert; jemand putzte sich sehr geräuschvoll die Nase; einige tiefe Seufzer folgten, und dann stand plötzlich Frau Schmidt vor mir.

Es war eine kleine, häßliche Frau mit hervortretenden dunkeln Augen und einer scharf gebognen Nase.

Mit wem habe ich die Ehre? fragte sie kurz, mich mißtrauisch betrachtend.

Ebenso kurz nannte ich meinen Namen und sagte, weshalb ich gekommen sei. Aber sie hörte schon gar nicht mehr auf meine Worte. Mit einem Freudenschrei sprang sie auf mich zu, um nach meiner Hand zu greifen. Alles Mißtrauen war aus ihrem Gesicht verschwunden.

Fräulein, Fräulein, kennen Sie mich denn gar nicht mehr? Ich bin ja Dora Walter, das Kuckucksei!

Ja, sie war es. Und soviel ich mich erinnern konnte, ganz unverändert in Worten und Gebärden. Sie lachte wie ehemals, und als sie an die Heringe dachte, da weinte sie gerade so wie damals.

Du liebe Zeit, Fräulein, wie waren Sie reizend! Was hätte ich für Prügel bekommen, wenn ich ohne Heringe nach Hause gekommen wäre — und dann das Einsperren!

Sie schwelgte in Erinnerungen. Ich aber rückte auf meinem Stuhl und dachte an einen schnellen Abschied. Denn ich konnte mich nicht mit ungetrübten Empfindungen des Wiedersehens freuen. In den verschiedenartigsten Lebensstellungen hatte ich schon Kinderbekanntschaften wieder getroffen, aber Kartenlegerin war noch keine gewesen. Vielleicht war es ein Vorurteil; mit diesem Beruf konnte ich mich jedoch nicht gleich befreunden.

Das Kuckucksei war aber vollständig unbefangen. Mit großer Zungenfertigkeit erzählte sie von ihrem Leben. Es schien nicht ganz ereignislos gewesen zu sein. Bald hier, bald dort war sie nach dem Tode der Eltern gewesen. In Kopenhagen und Stockholm, auch in andern Orten. Immer schien sie nicht im Gefängnis gewesen zu sein; ich mochte sie auch nicht durch irgendeine unbelikate Frage verletzen; aber es kam mir doch so vor, als ob sich die Gerichte auf-

fallend viel mit ihr beschäftigt hätten. Endlich gestand sie ganz offen ein, daß sie einigemal bestraft worden sei.

Die Leute sind auch so eigen! sagte sie entschuldigend. Ich habe gar nicht so viel gestohlen, Fräulein. Aber als Papa und Mama noch lebten, da wollten sie doch etwas zu essen haben. Betteln mochten sie nicht, weil sie beide aus so guter Familie waren. Mamas Mutter war die Cousine von einem wirklichen Majoren. Und Eduard und Konstanze taten gar nichts. Eduard lief gleich an, als er in die Lehre zu einem Kaufmann kam. Er mußte sitzen und ging nachher nach Amerika. Und Konstanze — sie räusperte sich. Sie war ja sehr hübsch und jung dazu. Einmal kam sie in ein Rettungshaus; aber es half nichts. Nun weiß ich schon lange nichts mehr von ihr. Ich saß immer allein mit den Alten. Einer mußte es denn ja tun!

Sie meinen, einer mußte stehlen? konnte ich doch nicht lassen zu fragen.

Sie lächelte begütigend.

Der Mensch muß doch leben, Fräulein. Die Alten waren schrecklich mit mir, wenn ich ihnen nicht satt zu essen geben konnte. Da waren viele Leute, die machten es noch schlimmer als ich!

Sie blickte auf die Wand, an der die verblaßte Photographie eines nicht sehr anziehend aussehenden Mannes hing.

Das ist wohl Herr Schmidt? erkundigte ich mich.

Sie nickte, während sie zur Seite blickte.

Er ist augenblicklich nicht hier! sagte sie etwas hastig. Wahrscheinlich sollte ich mich nicht eingehend nach dem Original des Bildes erkundigen.

Es wurde mir aus ihrer Antwort natürlich nicht ganz klar, ob Herr Schmidt noch in der Freiheit oder in Gefangenschaft lebe. Dora ging auch gleich zu einem andern Thema über.

Sie wollen ein Mädchen haben, Fräulein? Gott, wie gern tue ich Ihnen den Gefallen! Morgen haben Sie eins; ich weiß zwei oder drei, die gern wechseln wollen!

Wie machen Sie das? fragte ich mißtrauisch. Sie wollte aber nicht antworten.

Morgen haben Sie ein Dienstmädchen, Fräulein! Und wenn ich Ihnen die Karte legen soll, dann kann ich es gleich tun. Und wenn Sie vielleicht von jemand wissen, der einen Beinschaden hat, dann habe ich eine prachtvolle Salbe!

Sie war so eifrig in ihren Anpreisungen, daß ich ihr nicht ärgerlich antworten, sondern mich nur erkundigen konnte, wo sie ihren Hokuspokus gelernt habe.

Da wurde sie etwas beleidigt.

Fräulein, es ist kein Hokuspokus! Als ich damals in Glückstadt im Gefängnis war, habe ich alles von einer alten Frau gelernt. Manchmal trifft es ganz gewiß ein, und wenn ich Ihnen die Karten legen darf —

Aber ich verzichtete und nahm Abschied. Da

wurde das ehemalige Kuckucksei wieder gerührt und ſtreichelte meinen Arm.

Fräulein, wie habe ich mich gefreut, Sie zu ſehen! Wie oft habe ich an Sie gedacht! Sie ſind immer gut gegen mich geweſen; das vergeſſe ich niemals!

Ich hielt dieſen Augenblick geeignet, noch ein ernſtes Wort zu ſagen. Dora, Sie ſind auf einen merkwürdigen Weg gekommen. Glauben Sie nicht, daß es beſſer wäre, ſich ehrlich durchs Leben zu ſchlagen?

Sie ſchüttelte den Kopf.

Fräulein, ich bin ganz ehrlich. Glauben Sie es mir. Die Polizei iſt nur manchmal ſo ſchrecklich eigen, wo es gar nicht nötig tut. Was ſoll ich überhaupt in der Welt anfangen, wenn ich anders werden wollte? Gelernt habe ich nichts, und jedermann weiß, daß ich im Gefängnis war. Zwei Kinder habe ich auch, die eſſen wollen. Und das Wahrſagen bringt ſehr nett ein. Einer muß es ja doch auch tun!

Dabei blieb ſie, und wir trennten uns mit ſehr verſchiednen Empfindungen. Ich war betrübt, daß meine Worte gar keinen Eindruck machten, und ſie konnte nicht begreifen, daß ihre Anſicht nicht meinen Beifall fand.

Am andern Tage kamen wirklich zwei ſehr nett ausſehende Mädchen, die ſich zu unſerm Dienſt meldeten. Aus beiden war nicht herauszubringen,

weshalb sie so eilig ihren jetzigen, anscheinend sehr guten Dienst verlassen wollten, ich aber konnte mir sehr gut denken, daß Frau Schmidt ihnen etwas Entsetzliches aus den Karten prophezeit hatte, falls sie nicht sofort kündigten und sich bei uns meldeten. Deshalb verzichteten wir auf beide Angebote, und ich ließ der Wahrsagerin sagen, daß sie sich nicht weiter bemühen solle.

Ob sie diesen Bescheid übel genommen hat, weiß ich nicht. Ich hörte nichts weiter von dem frühern Kuckucksei und hatte auch kein Verlangen, mit andern über sie zu sprechen. Bis ich nach ziemlich langer Zeit eine Benachrichtigung aus einem unsrer Krankenhäuser erhielt, jemand, der dort krank liege, wünsche mich dringend zu sprechen. Da ich von einem alten Freunde wußte, daß er schon lange in jenem Hospital danieder liege, so meinte ich, daß dieser mich rufen ließe, und fuhr an demselben Tage hinaus.

Es war ein ziemlich warmer Sommertag. Die Sonne schien nicht; ein sanfter grauer Himmel spannte sich gleichförmig über die Landschaft und machte, daß alle Umrisse leise ineinander flossen.

Gerade so sanft und still wie draußen war es auch drinnen in einem der Krankenräume. Weiße Betten, stille Menschen, und eine sich geräuschlos bewegende Pflegerin.

Dann stand ich vor einem Lager, auf dessen flachen Kissen sich ein dunkler Kopf unruhig hin und her bewegte.

Ein Paar glanzloſe Augen öffnete ſich halb, und ein Lächeln flog über die blaſſen Züge.

Von der Pferdebahn überfahren! flüſterte die Pflegerin.

Dann ging ſie davon, während das arme Kuckucksei ſich halb aufrichtete.

Gut, daß Sie kommen! ſagte ſie faſt unhörbar. Ich wollte nämlich ſagen, daß ich damals gelogen habe, als Sie bei mir waren. Schmidt war gar nicht mein Mann, und die Kinder waren nicht meine Kinder. Aber ſie gehörten ihm. Und da wir uns heiraten wollten, wenn er wieder käme, konnte ich mich doch ganz gut nach ihm nennen und für ſeine Kinder ſorgen. Aber er kam nicht wieder. Ich glaube, er hat anderswo eine Frau genommen. Das iſt unrecht von ihm. Aber die Kinder ſollen doch mein bißchen Geld haben. Der Advokat iſt ſchon hier geweſen. Lieb gehabt habe ich ſie ja!

Sie ſchwieg einen Augenblick und atmete mühſam.

Ich wollte es nur ſagen, murmelte ſie nach einer Weile. Aus Lügen mache ich mir ſonſt nichts. Aber Ihnen will ich doch die Wahrheit ſagen!

Wieder ſchwieg ſie und legte den Kopf in die Kiſſen.

Sind Sie böſe? fragte ſie dann ängſtlich.

Ich ſchüttelte den Kopf. Einem Menſchen, der im Begriff ſteht, die Reiſe in das große unbekannte Land zu machen, kann man nicht mehr böſe ſein.

Da lächelte ſie und ſprach deutlicher.

Ach, ich hoffte es schon. Solchem armen Kuckucksei sind Sie nicht böse, nicht wahr? Hoffentlich ist der liebe Gott — sie stockte und blickte scheu in den grauen Himmel.

Der will natürlich nichts von mir wissen! murmelte sie.

Die Pflegerin kam, gab ihr zu trinken und redete ihr leise zu.

Vielleicht können Sie uns erzählen, wie das Unglück mit der Pferdebahn eigentlich passiert ist, sagte sie. Wahrscheinlich um die Kranke auf andre Gedanken zu bringen.

Dora Walter blickte zu mir herüber.

Das war auch dumm! sagte sie. Ein kleiner Junge lief auf der Straße und trug Heringe in einem Körbchen. Er sah verprügelt aus — gerade so wie ich früher aussah. Und ich dachte darüber nach, was sein Vater wohl sagen würde, wenn er die Heringe nicht nach Hause brächte. Er würde Schläge bekommen oder gar eingesperrt werden — im Dunkeln, wo die Mäuse sind. Und wie ich ihn noch ansehe, da fällt er über die Schienen, und die Pferdebahn kommt. Und da — ich weiß nichts mehr!

Aber ich weiß es! sagte die beruhigende Stimme der Pflegerin. Sie haben dem Kinde das Leben gerettet!

Dora antwortete nicht. Als ich mich aber über sie beugte und leise über ihr Haar strich, da lächelte sie.

Einer mußte es doch tun! meinte sie in ihrem halb entschuldigenden Tone.

Mehr sprach sie nicht, und nach einigen Stunden war sie sanft hinübergeschlummert.

Nun weiß sie gewiß schon ganz lange, ob der liebe Gott wirklich gar nichts von ihr wissen will, oder ob seine unendliche Barmherzigkeit sich auch auf die Menschen erstreckt, die wir in unserm Hochmut verachten.

# Anna Abdecker

Als wir noch ganz klein waren, hatten wir Angst vor dem Abdecker. Wir nannten ihn auch den Schinder, und wenn er vornübergebeugt, mit krummen Knien an unserm Hause vorüberging, dann sahen wir ihm lange nach und versicherten uns gegenseitig, daß wir nicht bange vor Klippert wären. Natürlich nicht. Ebensowenig wie vorm Schornsteinfeger, der immer so unerwartet vor einem auftauchte, oder vorm Nachtwächter, den man nie mit Augen sah, den man aber wohl einmal aus der Ferne schrecklich geheimnisvoll tuten hörte.

Nein, vor dem Abdecker oder Schinder fürchteten wir uns nicht, aber wir gingen ihm aus dem Wege.

Das tut auch man bloß um Gottes willen! sagte unser alter Freund Mahlmann, dem wir unsre Abneigung mitteilten. Das tut auch man bloß. Was son Schinder is, der kann hexen, und ich hab ein Abdecker gekannt, der hatt sein leibhaftige Frau in ne Ziege mit glühenden Hörnerns verwandelt. Ja, ganzen gewiß, Jürgen, brauchst nicht zu lachen!

Und der Alte richtete sich in seinem Bette auf und sah starr auf meinen Bruder.

Ich lache nicht, versicherte Jürgen. Ich dachte nur, daß Frau Klippert gar keine Ähnlichkeit mit einer Ziege hat.

Klippert kann so was ja auch nicht! entgegnete Mahlmann verdrießlich. Wo sollte er so was können, wo er nich mal ins Zuchthaus gewesen is. Hat bloß einmal gesessen von wegen Landstreicherei, und denn war es noch ein Versehen, und ein ander Kerl sollt sitzen. Nee, so einer kann nich hexen, da gehört mehr zu, abers in ganzen taugen die Abdecker alle nix, und besser is, nix mit sie zu tun zu haben.

Mahlmanns Urteil war uns immer wertvoll, und wir würden dem Abdecker immer weit aus dem Wege gegangen sein, wenn ich nicht ins Wasser gefallen wäre, und er mich nicht herausgeholt hätte.

Es kam alles ganz von selbst, und ich hatte natürlich keine Schuld. Ich versicherte es, als ich klitschnaß und zähneklappernd neben Klippert herlief, der mich nach Haus brachte. Das Wasser vom Teich war ganz warm, und die kleinen schwarzen Kaulquappen waren so lustig gewesen, daß man sie hatte fangen müssen. Schuhe und Strümpfe muß man ausziehen, wenn man im Teich waten will, und daß es dann mit einemmal so glitschig und tief wurde, und daß Papa auch gerade in der Nähe spazieren gehn mußte, konnte ich doch nicht wissen. Sei man

ſtill, klein Deern, ſagte der Abdecker gemütlich. Was die Strümpfens und die Stiefelns ſind, ſo bring ich ſie dich morgen, und was Vater is, ſo is er ein büſchen kurzſichtig. Sei man ſtill, klein Deern, ich ſag nix nach!

Unwillkürlich ſah ich in ſein verwittertes, gutmütiges Geſicht. In meiner Aufregung hatte ich vergeſſen, daß es der Abdecker war, der mich begleitete; nun fiel es mir wieder ein.

Kannſt du hexen? fragte ich argwöhniſch. Er blieb ſtehn und riß die Augen weit auf.

Hexen? Zuerſt lachte er kurz auf, dann wurde er ernſt.

Ich wollt, daß ich es könnte, Kind! Aberſtens ich kann es nicht!

In dieſem Augenblick hätte ich gegen ſeine Zauberkünſte nichts einzuwenden gehabt, beſonders wenn er eine Begegnung zwiſchen meiner Mutter und mir verhindert hätte, die jetzt gerade aus unſerm Hauſe trat; das konnte er aber nicht, und ſchließlich iſt die Gefahr, die man vor Augen ſieht, nie ſo ſchlimm, als man vorher denkt. Zwei Tage ſpäter kam ich mir ſchon ganz wichtig vor. Ich war beinahe ertrunken und war wie durch ein Wunder gerettet worden.

So wollte ich die Geſchichte dargeſtellt haben, aber die Brüder ſorgten dafür, daß ich mich nicht überhob, und berichteten, wie der Schinder mich aus dem Teich geholt hätte. Aber eine Art Teilnahme

für Klippert war doch auch bei ihnen erwacht, und als ich hingeſchickt wurde, um dem Abdecker zwei Speziestaler zu überbringen, wollten ſie alle mit.

Ich war glücklich, daß man mein Leben ſo hoch einſchätzte; aber ich wollte nicht mit den Brüdern gehn. Da taten ſie, als wollten ſie mir das Geld wegnehmen, es vorher in Kupfergeld wechſeln und ein ſchrecklich großes Paket davon machen, wie ſie es neulich bei einer ähnlichen Gelegenheit gemacht hatten. Das ſchien mir aber doch eine unfeierliche Art, die zwei Speziestaler zu überreichen. Deshalb lief ich auf Umwegen ins Abdeckerhaus und betrat die niedre Diele ſo eilig, daß es mir gar nicht einfiel, an Zauberei zu denken.

Davon war denn auch nichts zu ſehen. Eine dunkle Hausflur, mit einem Herd in der Ecke, vor dem der Abdecker Kartoffeln ſchälte; ein großes Bett in der andern Ecke und dazwiſchen einiges dürftige Gerät, das war der Inhalt der Hütte.

Klippert lachte über das ganze Geſicht, als ich ihm die zwei großen Geldſtücke gab.

Du mein Gott, wasn gräſiges Geld! ſagte er. Und allens for ne kleine Mühe. Stine, guck mal!

Er ging an das Bett mit den bunt gewürfelten Bezügen und hielt ſeiner Frau die Taler vor die Augen. Mutter, guck mal, was ſagſt nu? Langſam richtete ſich Mutter Klippert in die Höhe. Sie hatte ein blaſſes Geſicht und trübe Augen.

Zwei Talers ſind nich genug! ſagte ſie kläglich.

Nu nu! Er klopfte auf die Bettdecke. Du kriegſt ein wollnen Unterrock, und ich ein Paar Strümpfe, allens for den Winter. Und denn wirſt wieder geſund!

Frau Klippert ſchüttelte den Kopf und brach in Tränen aus, gerade in dem Augenblicke, als Jürgen und Milo in die Tür kamen und ſich dann auf mich ſtürzen wollten, weil ich mich nach ihrer Anſicht „ſchäbig“ benommen und hinter ihrem Rücken weggeſchlichen hätte.

Aber die weinende Frau im Bett machte ſie ſtill.

Was haſt du? fragte Milo.

Sie ſtrich ſich die wirren grauen Haare aus dem Geſicht.

Mein Herz tut mich weh.

Dein Herz?

Wir waren alle drei überraſcht, und der alte Abdecker räuſperte ſich entſchuldigend. Gott ja, Kinners, ſie hat es ein büſchen mitn Klagen und mitn Kummer. Nu ja, nu ja, allens geht nich, wie es gehen ſoll, aberſtens vielen Dank for das viele Geld. Dafor hol ich euch alle drei noch mal ausn Dreck!

Wir gingen nachdenklich heim. Herzweh kannten wir natürlich. Das kam, wenn die Dienſtmädchen einen Bräutigam hatten, der mit einer andern zum Tanz ging; aber alte Frauen hatten doch kein Herzweh. Die hatten höchſtens Gliederreißen und Kopfſchmerzen.

Mahlmann aber belehrte uns eines Beſſern. Wir beſuchten ihn an einem der folgenden Tage

und berichteten ihm von der traurigen Frau Klippert. Da nickte er mit seinem kahlen Kopf und trommelte mit den Fingern auf der Bettdecke.

Klippertsch hat natürlicheweise Herzweh. Von wegen ihren Jungen, der ümmerlos Schuldens macht und kein Geld hat zum Bezahlen. Einmal hat der Abdecker schon ein Hippertek auf sein Haus aufgenommen, nu gehört es ihn eigentlich nich mehr: allens von wegen den Jungen.

Auf unsre Frage setzte er uns dann noch auseinander, was eine „Hippertek" war. Wir verstanden ihn nicht ganz; jedenfalls merkten wir, daß Frau Klippert Grund hatte, traurig zu sein.

Was ihr Tochter is, die hat das Swinden, und ihr Jung trinkt und macht Schuldens. Ja, so was muß nich sein, abers da kann kein ein was bei tun. Und ein Schinner is ein Schinner. Nich mal ins Loch hat der alt Kerl gesessen, bloß einmal aus Versehen, was ja nix bedeutet. Und nu sagt man an eure Kökschen, daß sie mich ein andermal die Klößens ein büschen härter macht. Die ordentlichen Klößens, wo man ein Loch mit in den Kopf smeißen konnte, die gibt es nich mehr. Es ist allens slechter geworden.

Und der Alte erzählte uns eine lange Geschichte von zwei Feinden, die sich mit echten holsteinischen Klößen so lange geworfen hatten, bis der eine ganz tot war, und der andre so schwer verletzt, daß er nur noch seiner Frau befehlen konnte, das Rezept

zu ſeinen Klößen keinem Menſchen zu verraten. Dann war er geſtorben, und ſeine Frau hatte ihn ſo betrauert, daß ſie keinen Kloß mehr anrührte.

Das war eine von Mahlmanns vielen Geſchichten, die er ſo langſam und mit ſo viel Nachdruck erzählte, daß wir ihm atemlos zuhörten. Darüber vergaßen wir Frau Klipperts Herzweh, und wenn ich mich auch bemühte, mit ſchuldiger Dankbarkeit an den alten Abdecker zu denken, der mich aus dem Waſſer gezogen hatte, ſo wäre es mir doch angenehmer geweſen, wenn eine etwas vornehmere Perſönlichkeit, z. B. der Poſtbote oder der Polizeidiener, dieſes Liebeswerk an mir geübt hätte.

Dann vergaßen wir alle mein Abenteuer, weil immer ſo viel in unſrer kleinen Stadt paſſierte, daß man wirklich nicht an alles denken konnte. Um dieſe Zeit zog der Zollkontrolleur Berger in die Stadt. Er war natürlich ein Däne und als ſolcher mit Mißtrauen zu betrachten; aber er hatte eine Frau, die dreihundert Pfund wiegen ſollte, und dieſe Tatſache ließ uns nicht einmal an unſre politiſchen Abneigungen denken. Jürgen ſagte, daß Frauen überhaupt niemals dreihundert Pfund wiegen dürften, und daß er die Geſchichte nicht glaube; Milo aber lief gleich in Bergers neue Wohnung, und da dort noch eingezogen wurde, konnte er unbehindert durch alle Räume gehen. Er kam aufgeregt zurück und behauptete, Frau Berger müßte nach ſeiner Schätzung tauſend Pfund wiegen. Dieſe

Nachricht brachte ihm Hohn von allen Seiten ein; aber sogar Bruder Heinrich hielt es jetzt nicht unter seiner Würde, von dem Möbelwagen, der noch immer vor dem Bergerschen Hause stand, einen Handtuchhalter zu nehmen und ihn feierlich durch alle Zimmer zu tragen. Jürgen schleppte einen Stuhl hinterdrein, und ich folgte ihm und fragte jeden, der mir begegnete, ob ich meine Tante wohl sprechen könnte. Wir fragten nämlich immer nach einer Tante, wenn wir uns auf unsicherm Boden befanden: jedermann hat doch mindestens eine Tante und kann sie einmal verloren haben.

Hier bei Bergers war auch solcher Umzugstumult, daß wir den ganzen Tag hätten bleiben können. Herr und Frau Berger konnten kein Wort Deutsch, und die Umzugsleute verstanden kein Dänisch; dazwischen lief ein Junge mit wichtiger Miene herum, der beide Sprachen durcheinander mengte und dadurch erreichte, daß der beste Spiegel im goldnen Rahmen in der Küche aufgehängt wurde, und daß der Schreibtisch in die Speisekammer kam. Es war wirklich ein Glück, daß die dicke Frau Berger einige Neugierige angezogen hatte, die jetzt zu helfen begannen und einige Ordnung in das Haus brachten. Heinrich half wirklich gut und vermittelte durch seine dänischen Schulkenntnisse den Verkehr der Familie Berger mit den Plattdeutschen.

Auf diese Art lernten wir also Frau Berger kennen, die wirklich sehr, sehr dick war, aber wir

hatten sie uns nach Milos Beschreibung noch dicker vorgestellt und waren doch enttäuscht. Sie hatte noch das, was man Taille nennt, und das erschien uns bei ihrem sonstigen Umfang recht unbegreiflich. Heinrich aber, der in dieser Zeit eine Vertrauensstellung im Bergerschen Hause einnahm, klärte uns darüber auf.

Sie muß jemand haben, der sie ordentlich einschnürt, sagte er geheimnisvoll. Sonst sitzen ihr die Kleider nicht, und ihr Mann hat keine Kraft dazu.

Herr Berger war allerdings ein kleiner „flediger" Mann, dem man nicht viel Leibeskraft zutrauen konnte. Er sah aus wie ein Zwirnsfaden neben seiner Frau, die immer mitten auf dem Sofa sitzen mußte, um Platz zu haben, und die beständig so sprach, als wäre sie stark gelaufen und hätte keine Puste mehr. Also es galt eine Schnürfrau für Frau Berger zu finden. Ihr Sohn bat auch darum. Er hieß Waldemar und war gegen uns Kleine „stolz," wie wir es nannten, das heißt, er sah uns nur an, wenn er etwas von uns wollte, und er richtete in seinem gebrochnen Deutsch an Heinrich allein das Wort, aber die Tatsache blieb bestehn: Frau Berger mußte jemand haben, die ihr beim Anziehn half. Bei die To-i-lette, wie unsre Köchin sagte, der wir diese Angelegenheit unterbreiteten, und die spöttisch hinzusetzte: Da kann ich nix helfen; denn was ehrliche Christenmenschens sind, die stecken sich von ganzen

allein in die Kledaſche und brauchen kein ein, der ihnen die Rippens zuſammenſnürt.

Mahlmann aber dachte milder über den Fall. Er hatte uns ſagen laſſen, ob wir tot wären, weil wir ſo lange ausblieben, und als ich am Abend des Einzugstages mit einigen Speiſereſten bei ihm erſchien und ihm von Bergers berichtete, wurde er ganz aufgeräumt.

So, die will ſich ſnüren laſſen? Nu ja, ſo was kommt bei die Feinens vor, das is ja woll ein adliche Perſon? Was die Adlichens ſind, die laſſen ſich all ſo eng um die Rippens machen, weil ſie das doch beim König ſo tun. Was euer Kökſch is, die kann nich mal Klößens machen, was weiß die von den Adel? Da weiß ich was von. Denn ich hab ein Baron zum Herrn gehabt, und der is keiner von den Slechteſten geweſen. Da hab ich Damens geſehen, die kamen mich vor wien Blumenſtengel, ſo ſlank und ſmeidig, abers natürlicheweiſe bloß von den Adel. Und wenn ich mich recht bedenk, denn kann Klippertſch am Ende die Snürung machen. Weil daß ſie doch früher ümmer Holz hacken mußt und furchtbar viel Kräftens in die Armens hatt. Ihr Mann will mir heut noch beſuchen, weil er mich ein Katzenfell beſorgt; da kann ich allens in Ordnung machen.

Wir bekümmerten uns nicht weiter um den Fall; aber Frau Klippert, die wieder aus dem Bett war, bekam wirklich die Anſtellung, der Gemahlin des Zollkontrolleurs täglich in die Kleider zu helfen.

Nun ſahen wir ſie manchmal, wie ſie mit ihrem langſamen, müden Schritt über die Straße ging und immer ein ernſthaftes Geſicht machte. Aber Frau Berger war mit ihr zufrieden, wie Waldemar uns berichtete. Der däniſche Junge hatte ſich eine Art Freundſchaft für uns angewöhnt, die hauptſächlich darin beſtand, daß er in unſre Pflaumenbäume ſtieg und ebenſoviel davon aß wie wir. Aber wir hatten viele Pflaumen, und da er uns gelegentlich einer längern Unterhaltung würdigte und uns Dinge erzählte, von denen wir nichts wußten, ſo wurde er von allen geduldet. Er war ſchrecklich weiſe, wußte alles beſſer und hielt ſich für ſehr vornehm. Das kam daher, daß ſein Großvater däniſcher Oberſt geweſen war und ſich „von" hatte nennen dürfen. Mamas Vater war auch Konferenzrat, was gerade ſoviel iſt wie adlich ſein! ſchloß er ſeine Auseinanderſetzungen, ehe er wieder in einen unſrer Pflaumenbäume ſtieg. Mahlmann hatte alſo Recht mit dem Schnüren und dem Adel; als wir es ihm mitteilten, war er ſehr zufrieden. Hab ich es nich gleich geſagt? Ich weiß doch, was ſich gehört, und wie es in die Welt hergeht. Bringt mich den Jungen man mal mit, ich mag gern was Feines ſehen. Das hab ich noch ſo in mich, als mein Herr ein wirklichen Baron war!

So alſo kam Walli Berger einmal mit zu Mahlmann. Aber da der lange, ſommerſproſſige Junge den Alten nur neugierig betrachtete, faſt gar nicht

mit ihm ſprach und ihm nur ſehr zögernd die Hand reichte, ſo war die Bekanntſchaft wohl gegenſeitig keine erquickliche zu nennen. Walli hielt uns nachher eine kleine Rede, daß es ſich nicht ſchicke, mit einem Manne zu verkehren, der im Zuchthaus geweſen wäre.

So einer muß allein gelaſſen werden! ſagte er in ſeinem ſpitzen Däniſch-Deutſch. Papa ſagt auch, um den muß man ſich nicht kümmern.

Aber wenn ſich niemand um Mahlmann kümmert, dann ſtirbt er vor Hunger! entgegneten wir.

Walli zuckte die Achſeln und machte ein altkluges Geſicht.

Papa ſagt, wer im Zuchthaus war, der gehört nicht mehr in die menſchliche Geſellſchaft.

Dieſen Satz verſtanden weder Milo noch ich; aber wir wußten, daß uns Mahlmanns Geſellſchaft bedeutend lieber war als die von Walli Berger. Wir beſuchten Mahlmann deshalb ſchon am folgenden Tage wieder, und Milo brachte ihm Pfeffernüſſe, die er ſich ſelbſt vom Munde abgeſpart hatte.

Der Alte war gerade in der übelſten Stimmung, und das kam daher, daß er die kühle Verachtung Wallis bemerkt hatte.

So ein will ich nich wieder hier ſehen, ſagte er grimmig. Son verfluchten Dänen. Guckt mir an, als wär ich was Slechteres als er! Was denkt ſon Bengel?

Mahlmann, du wollteſt ihn ja ſelbſt ſehen, weil du ſo gern Adliche leiden magſt!

Der is sein Lebtag kein Adlicher gewesen, rief Mahlmann. Zum wenigsten nich von die Sorte, wie ich ihr kenne. Was mein Baron war, der hätt kein Gesicht gesnitten, wenn er mir in meinen Bett und in meinen Alter hätt liegen sehen. Mahlmann, alter Halunke, wie geht es dir? So, das hätt er gesagt und hätt mich ein büschen geklopft und mich ein Taler geschenkt. So wär der gewesen. Aberſten dieser is kein richtigen Baron; der will bloß einer sein, und das is ein slimme Sorte.

Zu einem guten Verhältnis mit Mahlmann und Walli Berger kam es also nicht, aber Frau Klippert ging nach wie vor zu Frau Berger, um ihr beim Ankleiden zu helfen. Unser Interesse an der dicken Frau erlosch sehr bald; besonders da vom Lande her eine noch dickere Frau in die Stadt zog, die uns sogar gelegentlich Kuchen schenkte. Da fanden wir sie viel netter und dachten nur an Bergers, wenn Walli bei uns erschien und eine seiner weisen Reden hielt, die übrigens in immer besserm Deutsch abgefaßt waren, und wenn er so gnädig war, sich an einem unsrer Spiele zu beteiligen.

Eines Tages kam er sehr vorwurfsvoll zu uns. Frau Klippert hatte geschickt und sagen lassen, daß sie krank wäre und seiner Mutter nicht helfen könne. Nun war Frau Berger in Verlegenheit, denn ihr Mann war auf einer Dienstreise und konnte ihr also keine Handreichung leisten.

Wir waren recht gleichgiltig bei der Schilderung

dieſer Not, und Milo dachte gleich darüber nach, ob Frau Klippert wohl Herzweh hätte.

Geht mal hin und fragt ſie, ob ſie nicht eine andre Frau weiß! ſagte Walli.

Da gehe doch ſelbſt hin oder frage Mahlmann. Mahlmann hat Frau Klippert beſorgt.

Walli wurde rot. An Mahlmann dachte er nicht gern, denn er war nach ſeinem erſten Beſuch noch einmal, und zwar mit ſeinem Vater zu dem Alten gegangen, ob aus Neugierde, oder um ihm eine ſchöne Rede zu halten, wußten wir nicht. Jedenfalls ſchien der Empfang nicht glänzend geweſen zu ſein; Mahlmann ſchmunzelte vergnügt, wenn er daran dachte, und der Zollkontrolleur hatte ſeinem Sohne verboten, jemals wieder Mahlmanns Namen in den Mund zu nehmen. Mehr hatten wir noch nicht erfahren; unſer alter Freund konnte ſehr verſchwiegen ſein, aber es war luſtig, Wallis hochmütiges Geſicht zu ſehen. Zu dem ſchrecklichen Mahlmann gehe ich nicht, erwiderte er. Ihr ſeid hier zuhauſe, und ich weiß keinen Beſcheid. Ihr müßt mir helfen.

Da beſchloſſen wir denn zu Frau Klippert zu gehn und gleich einmal nachzuſehen, was ihr fehle. Wir waren lange nicht im Abdeckerhäuschen geweſen, aber als wir eintraten, ſchien alles unverändert zu ſein. Der alte Klippert ſaß am Herd und ſchälte Kartoffeln, und hinten im Bett lag Frau Klippert zwiſchen buntgewürfelten Kiſſen.

Walli, der uns begleitet hatte, blieb naſerümpfend in der offnen Haustür ſtehn.

Komm man ein, klein Jung, ſagte Klippert freundlich, während er aufſtand und mit ſeinen krummen Beinen zu dem hochmütigen Fremdling ging. Is ein büſchen kalt hier, und was das Stroh is, ſo heizt das nich ordentlich.

Auf unſrer holzarmen aber an Korn reichen Inſel heizten die Minderbegüterten mit Stroh, wenn ſie gerade nichts andres hatten, und es war ein Tag im Anfang des Dezembers.

Walli beſann ſich einen Augenblick, dann trat er näher und warf die Tür hinter ſich ins Schloß.

Wie heißt du? fragte er.

Das hatten auch wir gerade fragen wollen. Nicht den alten Klippert, der ſorgfältig ein Stück Pappelholz auf das brennende Strohfeuer legte, und auch nicht Frau Klippert, die wieder regungslos in den Kiſſen lag, ſondern ein kleines Mädchen, das vor dem Bette ſaß und uns vergnügt anlachte. Sie mochte etwa ſechs oder ſieben Jahre alt ſein und hatte ſo blaue Augen und ſo ſtrahlende Haare, daß wir ſie verwundert betrachteten. Walli ſtellte ſich ganz nahe vor ſie hin und wiederholte ſeine Frage; da kam der alte Abdecker und beantwortete ſie in ſeiner bedächtigen Weiſe.

Sie heißt Anna, klein Jung, und is unſer Tochterkind. Von unſer Emma, die Johann Klippert heiratete, was ein von unſre Familje war, wenn auch nich von die nächſte Verwandtſchaft. Aberſten Johann is auf See geblieben, und unſer Emma is nu auch tot.

Sie hatt das Swinden, klein Jung. Und was der Pollerzei von Kiel is, die hat uns klein Anna geſchickt, weil ſie ja ſonſten kein ein hat, der ihr ſatt machen kann. Und nu machen wir ihr ſatt; denn wir ſind die nächſten dazu, nich, klein Anna?

Mit ſeiner großen Hand ſtreichelte er Annas goldnes Haar, und ſie lachte ihn luſtig an.

Ja, Großvater, du machſt mir ſatt!

Im Bette aber weinte Frau Klippert laut auf.

Ich hab kein Emma mehr! Kein Emma! Nu bin ich bald ganzen allein!

Wein man nich, Mutter! tröſtete ihr Mann. Ich bin ja noch da, und klein Anna is da. Wir wollen ganzen vergnügt ſein, nich, klein Anna?

Anna ſtreichelte die alte Frau. Wein man nich, Großmutter, ich bin hier, und ich geh nich wieder weg!

Auch wir verſuchten Frau Klippert zu tröſten. Ich verſprach ihr ein Geſchenk zum Weihnachtsfeſt, obgleich ich nichts zu verſchenken hatte, und Jürgen ſagte, er wollte wiederkommen und ihr eine Geſchichte vorleſen. Von einem Seemann, der auch auf See geblieben ſein ſollte, dann aber nach vielen Jahren wiederkam und ein ſteinreicher Mann geworden war. So konnte ihr Johann auch wiederkehren. Aber Frau Klippert lag in ihren Kiſſen und ſchluchzte über ihr Herzweh, und wir mußten ſchon damals die Erfahrung machen, daß Geſchenke und Geſchichten nicht alle Schmerzen heilen.

Der Abdecker entschuldigte seine Frau.

Kommt man bald mal wieder, Kinners, denn is es all besser. Was mein Stine is, die kommt ümmer wieder hoch, ja ganzen gewiß, sie kommt wieder hoch. Und denn kann sie Madame Bergern auch wieder das Kleid zusnüren. Ich hab all gesagt, ich wollt es tun; bloß daß Madame Bergern das ja woll nich paßt. Ich kann sonst mit so was umgehn!

Fragend sah er zu Walli hinüber, der noch immer neben Anna stand, und wir erwarteten, daß der hochmütige Junge dem armen Klippert eine vernichtende Antwort geben würde. Aber er schüttelte nur den Kopf und erwiderte, das ginge nicht. Wie Frau Berger sich half, weiß ich nicht mehr. Nach einiger Zeit hatte Frau Klippert ihr Herzweh soweit überwunden, daß sie wieder ihre Pflichten erfüllen konnte. Sie war noch gebückter und noch langsamer; neben ihr her ging meist Anna Klippert, die dann vor dem Bergerschen Haus auf sie wartete, um sie wieder heim zu geleiten.

Anna Klippert hieß in der ganzen Stadt Abdeckers Anna. Das kam von ihrem Großvater, der immer von ihr als mein klein Anna sprach, und dann hieß sie ja auch Klippert und konnte von denen, die die nähern Umstände nicht kannten, für die Tochter des Abdeckerpaares gehalten werden.

Jedermann hatte Anna Abdecker gern. Die großen und die kleinen Leute, die Jungen und die Mädchen. Sogar Mahlmann nahm ihren Besuch entgegen, ließ

ſie auf ſeinem Bettrand ſitzen und erzählte eine Geſchichte. Eine von denen, in der nur gute Menſchen vorkamen, und die von uns zu den langweiligen gerechnet wurden; aber Anna hörte ihm geduldig zu und beſuchte ihn wieder. Zu Weihnachten wollte ich ihr mein beſtes Kleid ſchenken, und Milo arbeitete ihr verſtohlen einen Ring aus Goldperlen. Im ganzen war Abdeckers Anna ja kein Verkehr für uns, aber da Walli Berger jetzt Tag für Tag bei dem alten Abdecker ſaß und ſchon davon ſprach, Abdecker zu werden, ſo vergaben wir uns ja auch nichts, wenn wir ſie gern hatten.

Walli war ganz verändert. Er ſprach nicht mehr ſo weiſe und behandelte uns Kleine nicht mehr von oben herab.

Denk dir, Mahlmann, neulich hat Walli Berger geſagt, er wolle Anna Abdecker ſpäter heiraten, erzählte Jürgen unſerm alten Freunde.

Es war nach Weihnachten, die Sonne ſchien ſchon ganz lange, und die Lerchen ſangen auf den Feldern.

Is die Möglichkeit! Mahlmann, der in ſeinem Lehnſtuhl am Fenſter ſaß, kniff die Augen zuſammen.

Glaubſt du, daß er es tut? fragte mein Bruder weiter.

Nee! lautete die kurze Erwiderung.

Warum nicht?

Der alte Mann ſah in die Sonne.

Da gehört Kuraſche zu, ſagte er, die hat er nich. Er denkt an ſeinen Großvater, der was Feines geweſen is, und will auch was Feines freien. Die Sorte, die kenn ich. Die haben keine Kuraſche. Zu Abdeckers Anna gehört Kuraſche. Sein Vater is auch man ein Held in die Bottermelk. Als ich ihn fragt, ob er verwandt wär mit mein beſten Freund, der auch Berger hieß, und mit den ich ins Zuchthaus war, is er totenblaß geworden.

Hatteſt du denn einen beſten Freund, der im Zuchthaus war und Berger hieß?

Nee, erwiderte Mahlmann gemütlich. Ich ſagt das man bloß, um ihn zu ärgern, weil daß ſein Junge ſo hochnaſig war; aberſten er war auch ein Dösbaddel und fragt nich und glaubt es gleichemang.

Der Alte lachte zufrieden.

Und das will ein vornehmen Mann ſein. Du liebe Zeit, die Vornehmens, die ſind nich ſo bang. Ein richtigen Baron würd Anna Abdecker vielleich heiraten; Walli Berger is zu bang.

Wir dachten bald an andre Dinge. Anna Abdecker war reizend, zum Heiraten war noch eine lange Zeit. Wer Anna aber ſah und mit ihr ſprach, der mußte ihr gut ſein. Wir beiden hatten auch eine Art Freundſchaft geſchloſſen; manchmal kam ſie zu uns in die Küche und aß ſich gründlich ſatt. Dann ſtrahlten ihre blauen Augen noch veilchenfarbener, und unſre Dienſtmädchen waren von

ihr entzückt. Einen kleinen Fehler hatte sie allerdings; sie lernte nicht gern. Die Schule und das Stillesitzen waren ihr ein Greuel, und als ich ihr mein erstes wohlerhaltenes Lesebuch schenkte, war es bald zerrissen und verweint.

Großvater hat nix gelernt, und Großmutter auch nich; was soll ich es tun? sagte sie, und eigentlich hatte sie Recht. Alle Jungen waren auf ihrer Seite, und unsre Dienstmädchen auch. Lernen war nicht gesund für ein Mädchen, wenn sie nur kochen und reinmachen konnte, dann würde sie jederzeit einen Dienst bekommen.

Nur Walli machte ein bedenkliches Gesicht, wenn er von Anna Abdeckers Abneigung gegen die Wissenschaften hörte.

Wenn sie meine Frau werden will, dann muß sie lesen können, sonst nehme ich sie nicht!

Diese Drohung machte keinen Eindruck, vor allem nicht auf Anna, die in der Volksschule immer die Letzte blieb, obgleich Walli eigens ins Abdeckerhäuschen ging, um mit ihr zu lernen. Er war gut mit ihr, sehr gut. Er entzog sich sein spärliches Taschengeld, um ihr Kuchen zu kaufen, und einmal schenkte er ihr Schwamm und Seife, weil er sie nicht so rein gewaschen fand, wie er es wünschte. Sie nahm alles lustig hin, auch die Reden, die jedes Geschenk begleiteten, denn ganz und gar konnte er seiner Natur nicht untreu werden. Wenn aber in Kindergesellschaften vom Heiraten und

zugleich davon gesprochen wurde, was die Jungen werden wollten, dann sagte Walli immer, er wüßte nicht ganz genau, ob er Kaiser werden wollte oder nur König, das aber wüßte er ganz genau: wenn er groß wäre, käme er in einer goldnen Kutsche auf die Insel gefahren und holte sich seine Frau. Und wenn er auch nicht sagte, wen er holen wollte, denn ein wenig zurückhaltend blieb er immer, so wußten wir doch alle, wen er meinte.

Darüber wurde es Sommer, und dann wieder Herbst. Eine Zeit lang haben wir wohl nicht mit Walli Berger gespielt, seine Mutter war krank, und wir wurden sehr besorgt, ob sie wohl sterben würde. Denn obgleich wir ja niemals viel von ihr sahen, so war sie doch eine von unsern Merkwürdigkeiten, und es wäre ein Verlust gewesen, wenn wir unsern Besuchen aus der großen Stadt, die immer soviel Merkwürdiges anderswo erlebten, nicht mehr mit der dicken Frau Berger hätten imponieren können. Zum Glück wurde sie wieder besser, und Frau Klippert, die eine Zeit lang ihre Handreichung eingestellt hatte, ging wieder zu ihr. Und dann kam eine Zeit, in der Frau Klippert zweimal täglich kommen mußte. Bergers hatten Besuch bekommen, einen wahrhaftigen Grafen mit seiner Gräfin. Walli schwor, daß der kleine, etwas hinkende Mann, der mit seinem Vater spazieren ging, wirklich ein Graf sei, und Mahlmann, der eigens deswegen einmal aufstand und sich trotz des schlechten Wetters vor die Tür stellte,

um beide Herren vorübergehn zu sehen, sagte auch, es könnte wohl sein, daß die Grafen so aussähen. Und Mahlmann hatte ja so viele Erfahrungen mit vornehmen Leuten, daß man ihm schon glauben konnte. Es war also ein dänischer Graf mit seiner Frau, die etwas mit Bergers verwandt zu sein schienen und sie nun besuchten.

Walli kam vor Hochmut ganz aus dem Häuschen und sprach nur im Vorübergehen mit uns. Bei dieser Gelegenheit erzählte er übrigens alles, was er wußte. Die Frau Gräfin soll zerstreut werden, berichtete er. Sie hat ihre drei Kinder in einem Winter verloren und mag nun eigentlich nicht mehr leben. Überall schon sind der Graf und die Gräfin hingereist. In große und kleine Städte, und ich glaube sogar nach Paris. Aber sie ist immer nur trauriger geworden, und die Ärzte meinen, sie soll einmal hierher zu Papa und Mama!

Wir konnten uns nicht denken, daß der langweilige Zollkontrolleur Berger und seine dicke Frau sehr heilsam wirken möchten; aber der schwarzgekleideten schlanken Dame, die manchmal durch unsre Straßen ging, sahen wir doch oft nach. Sie hatte ein so süßes, sanftes Gesicht, und wenn sie spielende Kinder sah, dann blieb sie stehn und schenkte ihnen etwas. Sprechen konnte sie nicht mit ihnen, denn sie sprach nur dänisch. Aber sie strich leise über ihre Köpfe und sah sie mit ihren sanften traurigen Augen an.

Einmal begegnete ich ihr auch. Da lief ich über den Kirchhof, um Anna Abdecker zu ſuchen, die vorhin bei mir geweſen war und mich nicht getroffen hatte. Sie war immer in Not mit dem Lernen, ihre Schiefertafeln fielen beſtändig auf die Erde, ihre Griffel waren verloren, und wenn man ihr nicht half, dann mußte ſie jeden Tag nachſitzen. Wahrſcheinlich hatte ſie mich um etwas Hilfe oder um einen Griffel bitten wollen, und ich ging ihr deshalb dahin nach, wo ich dachte, ſie am erſten zu treffen. Die Vorderſeite des Kirchhofs war ein allgemeiner Spiel- und Tummelplatz, und wer gerade nichts zu tun hatte, der nahm ſich ein weißes Steinchen, hüpfte auf einem Bein durch die beſtändig aufgezeichneten Linien des „Hinkepoot“ und verſuchte, das weiße Steinchen überall hin zu bringen.

Hier war Anna entſchieden geweſen, denn ein weißes Steinchen lag noch mitten in dem aufgezeichneten Muſter, aber ſie ſelbſt ſah ich erſt nach einer Weile. Da ſtand ſie vor der däniſchen Gräfin, lachte ſie an mit ihren veilchenblauen Augen und ſchüttelte den Kopf zu den an ſie geſtellten, in gebrochnem Deutſch vorgebrachten Fragen.

Das kann ich nich verſtehn, ſagte ſie immer wieder. Ganzen gewiß; verſtehn kann ich es nich.

Die Gräfin ſchien es aufzugeben, mit ihr zu ſprechen. Aber ſie drückte ihr ein blankes Geldſtück in die Hand, Anna knickſte und lief ſchnell davon. Ihr dürftiges Kleidchen und ihre goldnen Haare

flatterten hinter ihr her. Die Fremde ſtand wie angewurzelt und ſah ihr nach.

Anna Abdecker mußte der Gräfin gut gefallen haben, denn eines Tages war ſie mit ihrem Mann abgereiſt und hatte Anna mitgenommen. Sie wollten ſie adoptieren, wie die Leute ſagten, und die alten Abdecker Großeltern hatten Geld dafür erhalten, daß ſie ihre Enkelin hergegeben hatten. Dieſe Geſchichte wollten wir zuerſt nicht glauben. Konnten Großeltern ihr Kind verkaufen? Wir waren böſe bei dem Gedanken, und dann fragten wir unſern guten Großvater, ob er uns wohl verkaufen würde? Er lachte und meinte, für uns würde er wohl nichts kriegen. Das war ein Troſt, aber als ich dem alten Klippert begegnete, ging ich geradeswegs auf ihn zu.

Iſt es wahr, daß du Anna verkauft haſt, und daß ſie abgereiſt iſt?

Er blieb ſtehn und wurde ganz krumm. Gott, o Gott, klein Deern, guck mir man nich ſo an! ſagte er kläglich. Wenn nu der Hippertek auf mein Haus gekündigt is, und mein Jung auch noch ümmer Schuldens macht, und kein ein da is, der ihnen bezahlen kann? Und wenn der Pollerzei mich ſchreibt, daß er ins Loch muß, wenn kein Geld kommt, und wenn Anna es fein, ganzen fein haben ſoll?

Er fuhr mit der Hand über ſein verrunzeltes Geſicht und ſtöhnte.

Sie ſind allens bei mich geweſen. Der Herr Graf und der Herr Amtmann und haben fein mit

mich geſprochen. Anna ſoll reich werden, und ein feine Dame mitn ſeidnes Kleid, und ich und Mutter ſind alte Leutens und kommen bald aufn Kirchhof. Was denn, klein Deern? Denn kommt mein klein Anna ins Armenhaus, und was der Öberſte da is, der haut; denn kriegt ſie Prügel. Na, und wenn ſie groß is, denn muß ſie in Dienſt und kriegt vielleicht auch Prügels. Und wenn ſie dann einen Mann kriegt, der haut ihr vielleicht auch, denn was unſre Sorte von Mannsleuten is, die ſind for die Prügels. Ich hab Mutter niemalen geſlagen, weil daß ich das nich mag, abers ich glaub, ſie hat ſich da mannichmal über gewundert, weil daß es einmal bei uns ſo Mode is!

Der alte Klippert legte ſeinen Sack, in dem ein totes Tier war, von einer Schulter auf die andre und ſtöhnte wieder.

Ja, klein Deern, ſei man nich doll. Was gut is, das is gut. Mein Anna wird eine feine Dame, und ich kann das Geld brauchen. Sonſten mußten wir alle hungern.

Langſam ging er weiter, und ich wußte nicht, was ich ſagen ſollte.

Walli tat ſehr wichtig.

Nun wird Anna reich, und dann heirate ich ſie ganz gewiß. Aber ſie ſoll vergeſſen, daß ſie hier geboren iſt, deshalb fahre ich mit meinem goldnen Wagen anderswohin.

Dann berichtete er noch, wie reich der Graf und

die Gräfin wären, daß ſie ein ſchönes Gut hätten, und daß er ſie ſpäter beſuchen ſollte.

Mahlmann lachte über die ganze Geſchichte. Is die Möglichkeit! ſagte er. Ausn Abdeckers Kind ſoll ne feine Gräfin werden? Ich glaub es nich. Denn hätt ich ja ein Herzog werden können, weil daß mein Vater mehr war als Klippert. Abers an ſo was hab ich mein Lebtag nich gedacht, das kann auch man bloß von die Dänens kommen, die nich wiſſen, was ſich gehört. Aberſten Klippert macht ein gutes Geſchäft. All die Schuldens weg, und ſein Jung kommt nich ins Priſong, was ihn ganzen geſund geweſen wär. Denn da kann man klug werden, und der is ſein Lebtag dumm geweſen.

Es half aber nichts, daß wir uns mit Mahlmann wunderten. Anna Abdecker war weg, und ihren beiden Großeltern ging es wohl beſſer als ſonſt. Wenigſtens ſollten ſie etwas mehr zu leben haben, und einige Leute ſagten, ſie wären reich geworden. Davon war aber nichts zu ſehen; der alte Klippert wanderte mit ſeinem Sack durch die Straßen wie ſonſt, und ſeine Frau ging jeden Tag langſamer zu Frau Berger, bis ſie eines Tages nicht mehr zu ſehen war, und Walli uns berichtete, daß ſie wieder im Bett läge.

Er hatte aber keine Luſt, nach ihrem Befinden zu fragen, und wenn Milo und ich den Tag nicht gerade an dem Abdeckerhäuschen vorübergegangen wären, hätten wir wohl nicht daran gedacht, hineinzutreten.

Aber da lag es plötzlich unter den alten Weidenbäumen, deren Zweige tief über das verwitterte Strohdach hingen, und wir steckten den Kopf in die Tür.

Mutter Klippert, wie geht es dir?

Sie antwortete nicht, und wir traten näher. Die alte Frau lag regungslos in ihrem Bett und sah uns ernsthaft an, während Milo ihr eine kleine Rede hielt. Ja siehst du, wenn Anna hier wäre, könnte sie dir Gesellschaft leisten, nun liegst du allein. Man muß seine Enkelkinder nicht verkaufen.

Da verstehst nix von, Milo, sagte die alte Frau. Ich hab auchn Sohn, und ich hab ihn lieb. Und wenn er nu Geld haben muß und sonsten ins Gefängnis kommt — sie hielt inne und knotete an den Bändern ihrer Nachtmütze.

Bloß daß mich mein Herz so weh tut! setzte sie aufschluchzend hinzu. O, mein Anna, mein klein Anna, lieb hatt ich dir doch auch!

Der alte Klippert trat heran.

Wein man nich, Mutter! Anna hat es gut, furchtbar gut, und kriegt feines Essen und feine Kleiders. Und niemalen Prügels!

Ich hab auch kein Prügel gekriegt, Vater. Von dich wenigstens nich.

Sie sah ihn mit einem schwachen Lächeln an, und er räusperte sich.

Nu ja, so was war nun einmal nix for mir, aberſten die meisten Weibers kriegen Prügels, bloß die feinen nich. Weil daß sie Damens und ganz

anders ſind als von unſre Sorte. Und zu hungern braucht unſer Anna auch nie und nimmer, Mutter. Weißt, was ein Gräfin is? Mahlmann ſagt, er weiß es. So was ähnliches wird unſer Anna.

Mutter Klippert lag ganz ſtill und hörte ihm zu. Aber als wir gehn wollten, weinte ſie bitterlich.

Ich hab ſo Herzweh! ſchluchzte ſie.

Auf den Zehenſpitzen ſchlichen wir davon, und Milo ſagte, er würde niemals wieder zu Klipperts gehn, weil er dort ſo furchtbar traurig würde. Aber am nächſten Tage ſtanden wir doch wieder vor dem Hauſe und brachten ihr etwas Gutes, und der alte Abdecker nahm uns den Korb ab und dankte in ſeiner ſchlichten Art.

Vielen Dank, Kinners, und ſeid nich böſe, daß Mutter ein büſchen traurig is. Sie denkt an Anna und an unſern Jungen, und daß allens ein büſchen verkehrt is. Ja, allens kann nich ſein, wie man es haben möcht. Nee, das geht nich, das geht bei keinem Menſchen.

Wir brachten noch einigemal was zu eſſen, dann war Mutter Klippert geſtorben, und wir ſtanden in der Ferne, als ſie beerdigt wurde. Leiſe ſprachen wir davon, daß ſie nun kein Herzweh mehr hätte, und ob Anna wohl wüßte, daß ihre Großmutter geſtorben wäre; und Walli Berger ſtand mit finſterm Geſicht neben uns und blickte auf den Sarg mit dem flachen Deckel. Er war ſehr weiſe geworden und ſehr unverträglich; mit den Brüdern hatte er

jetzt meist Streit, und ihr Verkehr endete oft in bösen Worten. Das kam von der Politik und vom Kampf der Deutschen mit den Dänen. Wir durften uns eigentlich aber nicht über Politik unterhalten, was sehr schwer war. Denn die Großen sprachen täglich darüber, und darüber, daß sie Deutsche bleiben wollten. Also gingen wir Walli, der sich auf sein Dänentum viel zugute tat, lieber aus dem Wege. Wir wußten nicht, wen seine Mutter als Kammerjungfer erhielt, und als der Kontrolleur Berger eines Tages irgendwo nach Jütland versetzt wurde, war es uns auch einerlei, obgleich uns doch der Gedanke beunruhigte, ob Frau Berger in die enge kleine Postkutsche hineinginge, die immer nach dem Sunde fuhr. Aber Bergers mieteten ein Schiff und kamen auf diese Weise weg.

Vorher sagte uns Walli aber doch Lebewohl. Er tat wichtig, weil sein Vater „mehr" wurde, als er hier gewesen war; dann sollte er auch bald einen Orden haben, und zum dritten kam die Familie in die Nähe des Gutes, wo das gräfliche Ehepaar wohnte.

Dann bekommst du ja Anna Abdecker zu sehen, sagten wir. Grüße sie vielmals.

Nein, grüße sie nicht! verbesserte sich Jürgen. Wir sind alle böse auf sie. Ihre Großmutter ist tot, und der alte Klippert hat heute Morgen furchtbar geweint. Ich habe es gesehen, als ich aus der Schule kam.

Der hat auch Herzweh! sagte Milo.

Walli lächelte gleichmütig.

Wenn ich das junge Fräulein sehe, dann erzähle ich kein Wort von hier. Kein Wort.

Dann laß es bleiben!

Unser Abschied war also frostig, und als wir nachher Mahlmann besuchten, freute er sich, daß Bergers die Insel verließen.

Die taugen nix, versicherte er einmal über das andre. Und Walli will nich sagen, daß Anna ihr Großmutter tot is? I du mein Gott! Nu soll sie es gerade wissen. Weil daß mich der alt Klippert so leid tut. Muß doch aus sein Haus, von wegen der Hippertek; der Jung braucht ümmer noch Geld, und Klippert muß ins Armenhaus. Nu soll sie allens wissen, bloß um den dummen Jung zu ärgern.

Willst du ihr einen Brief schreiben? fragten wir. Der alte Mann lachte. Brief schreiben? Meinst, daß ich schreiben kann? Er betrachtete seine krummen, gichtischen Hände und stieß einen Laut der Verachtung aus, dann sah er uns verschmitzt an. Snacken ist besser als Schreiben.

Mahlmann hatte immer seine geheimen Botschaften und Nachrichten. Wenn in Kiel gestohlen war, dann wußte er dieses Ereignis früher als unsre Polizei, die doch alles wissen mußte, und daß er sonst allerhand Verbindungen habe, sagten auch andre Leute. Aber er war geheimnisvoll, und wir durften ihn nie viel fragen. Manchmal prahlte er

auch nur, und nachher kam nichts danach. Heute dachten wir mehr an den alten Abdecker, aber er war nicht in seinem Hause zu finden. Er war ins Armenhaus gekommen, weil er seine Schulden nicht mehr bezahlen konnte, und Abdecker durfte er auch nicht mehr sein.

Alles war von seinem ungeratnen Sohne gekommen, der ihm immer mehr Geld abverlangt hatte, und aus dem doch nichts wurde. Vielleicht war es ganz gut, daß der Alte nun kein Geld mehr in den Händen haben durfte, und daß andre dafür sorgten, daß er satt wurde und Kleider hatte; arbeiten konnte er doch nicht mehr.

So berichtete uns der Ökonom vom Armenhause, zu dem wir gleich gingen. Dieser Mann wurde der Betvater genannt, obgleich er nicht aussah, als bete er viel. Er hatte ein hartes, mürrisches Gesicht, und seine Mitteilungen beschränkten sich auf das Notwendigste. Außerdem log er auch noch, denn hinten in dem großen Kohlgarten, der an das Armenhaus stieß, sahen wir den alten Klippert mit der Hacke den Boden bearbeiten. Also konnte er doch noch etwas tun.

Der „Betvater" duldete aber nicht, daß wir zu dem neuen Insassen hineinliefen; er sagte, wir sollten unsrer Wege gehn und hier nicht weiter stören. Wir gingen also, aber nach einigen Tagen sprachen wir natürlich doch mit Klippert. Er grub ganz hinten im Armenhausgarten, gerade da, wo

die Hecke ein sehr bequemes Loch zum Durchkriechen hatte.

Kinners, Kinners, sagte er. Lauft man wieder weg, das Armenhaus is nix for euch!

Hast du es schlecht? fragten wir.

Er schüttelte den Kopf.

Was sollt ich es slecht haben? Ich hab mein Bett und mein Kleidung und mein Essen und mein Arbeit. Was sollt ich es slecht haben?

Aber sein ganzes Gesicht zitterte, und er hatte wohl hundert Falten um die Augen.

Man gut, daß Mutter tot is, sagte er plötzlich. Und man gut, daß klein Anna — er kam nicht weiter. Er steckte den Spaten in die Erde und wischte sich ein paar Tränen vom Gesicht.

Geht man nach Haus, Kinners! sagte er rauh. Hier is das nix for euch — hinten kommt all der Betvater, und dann krieg ich nix zu essen.

Da verschwanden wir also eilig und nahmen uns vor, für den alten Klippert Geld zu sammeln, damit er wieder in sein Haus und in Freiheit käme, und wir wollten noch viel, viel mehr für ihn tun und vergaßen doch unsre Vorsätze. Wie das auch bei Erwachsnen vorkommen soll.

Aber wir hätten ihm wohl kaum helfen können, und da außerdem die Eltern mit den Brüdern die Insel verließen, und der deutsch-dänische Krieg begann, so mußte ich an andre Dinge denken. Unsre Insel wurde von den Preußen erobert, wir bekamen

große Einquartierung; einige Dänen gingen weg, und ein Ereignis löste das andre ab. Da fand ich kaum Zeit, den alten Mahlmann zu besuchen, der doch immer alles wissen wollte.

Er wurde manchmal so schwach, daß jedermann glaubte, er würde sterben, dann aber „kam er sich wieder," wie die Leute bei uns sagen, und als er hörte, Milo und Jürgen würden zum Besuch kommen, da ließ er mir sagen, nun würde er noch zehn Jahre leben. Über allen Ereignissen war der Sommer wieder gekommen, und Kutscher Hinrich fuhr mich mit dem alten Stuhlwagen an den Sund, wo ich die Brüder abholte. Eigentlich wollte ich mit auf das andre Ufer fahren, aber Schiffer Niels war schon mit dem großen Boote weg, und ich ging in den kleinen, verwehten Strandgarten, hörte die kurzgewachsnen Pappeln rauschen und sah, wie der Wind durch den gelben Strandhafer strich. Die Möwen schrien, und das Meer leuchtete bald blau, bald grün in der Sonne.

Zwischen den dürftigen Gemüsebeeten stand ein Mann und hackte dazwischen herum. Er trug grobe Kleidung, und ich beachtete ihn kaum. Dann erkannte ich ihn.

Klippert, bist du es? Beinahe hätte ich gesagt: Lebst du noch? denn er sah aus, als wäre er schon lange tot gewesen. Er sah mich freundlich an.

Ja, klein Deern. Ich soll hier ein klein büschen graben. Der Betvater hat mir hergeschickt, weil daß

es leichten Boden is. So was kann ich noch, sonsten will es nich mehr recht.

Biſt du krank geweſen?

Nee, klein Deern. Mich geht es ganzen gut. Bloß daß ich — er ſtocherte in dem dürren Boden umher. Mein Jung is nu doch ins Loch gekommen, ſagte er dann. Hat allens nix genützt. Rein gar nix.

Weißt du was von Anna? fragte ich.

Er ſah müde vor ſich hin.

Was ſollt ich von Anna wiſſen? Sie is fein, und ich bin grob. Sie is reich, und ich bin ins Armenhaus. Aberſten ſie is ja woll vergnügt und hat kein Herzweh. Herzweh is ſlimm. Mutter hat es gehabt, und ich mein ümmer, ich krieg es nich. Aberſten — Klippert ſenkte den Kopf tief auf die Hacke.

Am Maſt, der unten am Bollwerk ſtand, ging der zweite Ball in die Höhe. Und nun kam das Boot vom andern Ufer, und ich ſtürzte eilig dorthin, wo die Brückenbohlen knarrten, weil das Fahrzeug ſo hart an ihnen entlang ſtreifte.

Jürgen ſprang zuerſt auf die Brücke, dann wollte Milo kommen, aber ein dürftig gekleidetes Mädchen ſtieß ihn unſanft zurück, um vor ihm das Land zu betreten. Sie lief an mir vorüber, und ich wollte mich über ſie ärgern, aber dazu war dann doch keine Zeit. Milo ſtand auch ſchon zwiſchen andern Paſſagieren auf der windigen Heimatinſel, und Schiffer Niels gab ihm nicht allein ſeinen Koffer,

ſondern auch ſeinen Strohhut, der glücklicherweiſe ins Boot geweht war.

Alles dies verurſachte Aufenthalt; dann kam noch ein alter Freund von ehemals, der durchaus wiſſen wollte, was „Papa und Mama“ machten, und auf deſſen Namen wir uns nicht beſinnen konnten, und Kutſcher Hinrich knallte ſchon lange ungeduldig mit der Peitſche.

Heute hatte er den alten Stuhlwagen, auf den ſo viele Menſchen gingen, daß Jürgen ſchon davon ſprach, zwei dicke Viehhändler, mit denen er ſich auf der Reiſe angefreundet hatte, zum Mitfahren einzuladen. Aber ehe er einen Entſchluß gefaßt hatte, kam Schiffer Niels an den Wagen gelaufen.

Der alt Klippert is beſwiemelt. Kann er nich mitfahren? Er is ein büſchen krank, ſetzte er hinzu. Von wegen ſein Tochterkind, die nu wieder da is. Haſt ihr nich geſehen, Jürgen? Saß ganz hinten bei das kleine Kalb, das auch mit rüber kam, weil daß ſie umſonſt fuhr. Is ein klein nüdliche Deern, und weil ich wußt, daß der Alte hier in dem Garten war, hab ich ihr man flink mitgenommen. Abers nu is er beſwiemelt.

Niels, der ſelten in ſeinem Leben ſoviel ſprach, wartete unſre Erlaubnis nicht ab, ſondern brachte den alten Klippert an den Wagen. Er ging mühſam, und es kam uns vor, als ob er weinte. Neben ihm ging ſein Enkelkind, hatte den Arm um ihn gelegt und ſprach lachend auf ihn ein.

Großvater, glaubst wirklich, ich wollt nich wiederkommen? Ich wollt fein werden? O, Großvater, ich kann nich fein werden, da versteh ich nix von. Das hat Herr Graf auch gesagt, und Frau Gräfin ganzen dasselbe. Und sie haben mir schon lange bei ein Schulmeister in Pangschon gegeben, weil daß sie mir nich mehr haben mochten. Da bin ich all dreimal weggelaufen und könnt all lang hier sein, wenn sie mir nich ümmer wieder gekriegt hätten. Aberſten wie ich hör, daß Großmutter tot is und du ganzen allein —

Wer hat dich das denn gesagt, mein Anna? fragte der Alte mit zitternder Stimme.

O, da kam mal ein Mann und sagt es mich, antwortete Anna. Das is lang her, Großvater, da war ich noch bei die Grafens. Abers da hab ich kein Ruh mehr gehabt und bin ümmer ausgekniffen. Das is swer, Großvater, ümmerlos auskneifen.

Sie atmete tief auf und sah lachend auf ihr zerrissenes Kleid und ihre löcherigen Schuhe. Aber ihre Haare glänzten wie ehemals, und ihre Augen hatten dasselbe tiefe Blau wie vor alten Zeiten. Klippert war gar nicht „beswiemelt," wie Niels es nannte. Er war nur ein wenig betäubt und schüttelte immer von neuem den Kopf. Aber die Hand seiner Enkelin ließ er auch dann nicht los, als er schon auf dem Wagen, neben dem Kutscher, saß.

Geh nich mehr weg, Kind, sagte er ängstlich. Bleib bei mich, sonsten krieg ich slimm Herzweh!

So zog Anna Abdecker wieder zu Wagen bei uns ein, und wir freuten uns nicht wenig auf das Geſicht des Betwaters, wenn wir ihm nicht allein den alten Klippert, ſondern auch einen neuen Zuwachs überlieferten. Aber er war leider nicht zuhauſe; nur eine alte Frau humpelte aus dem Armenhaus und ſah verwundert auf die goldnen, langen Haare des Mädchens.

Kleine Menſchenſchickſale hatten damals wenig zu bedeuten. Man ſprach noch immer von Politik; von Preußen und den Sachſen, die an der andern Seite des Sundes lagen. Sogar Mahlmann hielt politiſche Reden, ſchalt einmal auf die Dänen und dann auf die Preußen und ſagte, er hätte alles beſſer machen können.

Einmal traf ich den alten Klippert bei ihm. Der war ganz jung geworden und trug einen heilen Rock. Er war nicht mehr im Armenhaus, ſondern wohnte mit ſeiner Enkelin zuſammen in einem kleinen Häuschen.

Das ſind die Grafens geweſen, berichtete er vergnügt. Die haben geſagt, wenn Anna denn patuh nich bei ſie ſein wollte, denn ſollte ſie es laſſen. Aberſten ein büſchen Geld ſollte ſie ihr ganzes Lebtag haben. Weil daß ſie ihr doch gern leiden mochten. Nu hab ich kein Sorgen mehr, und mein Anna is bei mich.

Ja, wenn einer Glück hat! Mahlmann war etwas eiferſüchtig. Ja, wenn einer Glück haben ſoll,

denn kommt es auch zum Abdecker. Und mich mußt was abgeben, Klippert. Denn ich bin ümmer for die Grafens geweſen, aberſten bloß for die würklichen. Und wenn Anna nach Haus gekommen is, ſo hab ich da auch was for getan — kannſt ihr man fragen.

* * *

Alle dieſe Geſchichten erwachten in mir, als ich einmal wieder in meiner kleinen Vaterſtadt war und für mich allein „hintenum“ ging. So nennt man den Weg, der um die ganze Stadt geht. Mahlmann war tot, und von dem alten Klippert wußte ich auch nichts mehr. Wenn man erwachſen iſt, verſinkt die Kinderzeit ſehr ſchnell. Nur manchmal ſteigen ihre goldnen Tage wieder an die Oberfläche der Seele.

Wie ich alſo halb träumeriſch hinter den kleinen Häuſern der entlegenſten Straße einherwanderte, die kleinen Gärten betrachtete und die alten Weidenbäume, die hier und dort den Weg einfaßten, da bemerkte ich zuerſt nicht, daß ein Kinderwagen neben mir hergeſchoben wurde, und daß ein junges Mädchen, das ihn ſchob, mich forſchend betrachtete. Dann aber ſchüttelten wir uns die Hände, es war Anna Abdecker. Wir waren uns fremd geworden und nannten uns Sie, aber nach einigen Augenblicken plauderten wir von guten alten Zeiten.

Sie war nicht so hübsch geworden, wie ich gedacht hätte. Aber sie war groß und kräftig und hatte schöne, freundliche Augen. Nur einen etwas ernsthaften Mund, den ich früher nicht an ihr gekannt hatte. Sie berichtete von ihrem Großvater, der noch bis zu ihrer Konfirmation gelebt hatte und dann ganz still eingeschlafen war. Von ihrem ungeratnen Onkel, der noch oft um Geld geschrieben und auch oft etwas bekommen hatte. Bis daß ich selbst nix mehr hatte, setzte sie hinzu. Weil daß der Herr Graf ganz plötzlich tot geblieben is und es nich festgemacht hatte mit mein jährliches Geld. Nu krieg ich all lang nix mehr und bin in Dienst bei Frau Hardern. Sie is Witwe und hat vier kranke Kinders; da helf ich mit.

Sie hielt inne und blickte in den Wagen. Ein großer Junge lag darin und schlief fest.

Der is all vier Jahr alt und kann nich gehn, berichtete sie. Englische Krankheit und denn ja wohl was mitn Rücken. Aberſten ich glaub, ich krieg ihn noch hoch. Er is ein süßen, kleinen Jung und ümmer geduldig.

Ja, das is komisch, setzte sie hinzu, während sie den Wagen weiter schob. Ich mag so gern Kranke leiden. Aus die Gesundens mach ich mich nich viel; abers wenn sie krank sind, dann muß ich ümmer an ihnen denken und ihnen lieb haben. Früher war es nich so slimm; da hatt ich bloß mein Großvater lieb; aberſten wie Walli Berger

mir ſitzen ließ, da bin ich an die Krankens gekommen. Ach, wiſſen Sie das nich, Fräulein? — Ich war nämlich ſtehn geblieben und ſah ſie überraſcht an. — Ich dacht, das wüßt die ganze Welt, und Sie ſind doch ſchon zweimal auf die Inſel geweſen und einmal ganz dicht bei mich vorübergegangen und habn nich gu'n Tag geſagt. Und ich dacht, Sie wollten nix von mich wiſſen. Weil doch viele Leute mir ausgelacht und geſagt haben, Anna Abdecker is dumm geweſen, furchbar dumm.

Ihre Stimme zitterte ein wenig, und als ich ſagte, daß ich niemals wieder etwas von Walli Berger gehört hätte, atmete ſie tief auf. Ja, dann haben Sie vielleicht nich nach mich gefragt und haben mir vergeſſen. Sonſten wußt es hier in die Stadt jedweder Ladenſwengel, daß Walli Berger mein Bräudgam war. Er kam zwei Jahrens nach meine Konfirmatſchon und is jedweden Sommer wieder gekommen. Erſtens als Student und dann als Aſkat. Sein Mutter war tot, und ſein Vater man kümmerlich; und er ſagt, da wär kein ein, der ihm lieb hätte. Da hab ich ihm lieb gehabt. Sie hielt den Wagen an, ſtützte die Arme darauf und ſah mit ihren ſchönen Augen in die Ferne.

Ich hab ihm lieb gehabt, wiederholte ſie. In allen Ehren, und kein ein hat Slechtes von mich ſagen können; aberſten ich hab mein Herz an ihm gehängt und von ihn geträumt, und hab gedacht, wenn ich man mit ihn gehn könnte und ſor ihn

ſorgen, denn gäb es nix beſſeres auf dieſe Welt. Und er hat mir auch lieb gehabt. Grade ſo, wie er mir lieb hatte, als ich klein war. Ümmer gut und nett; bloß daß er nich mocht, daß ich nich ordentlich leſen konnt, und ſchreiben erſt recht nich. Und daß ich nich fein Deutſch ſnacken mochte und wieder vergaß, was er mich vorſprach. Er war ja nu einmal ſo furchtbar for das Feine und das Gebildete, wo ich nix mit anfangen konnte. Denn nie in meinen Leben hab ich ſo geweint, als bei die feinen Grafens; und Walli is ſo gräßlich toll geweſen, als ich von denen weglief. Hinterher is er aber doch wieder zu mich gekommen, weil er ſagte, daß er mir nich vergeſſen konnte. Und fünf Jahr is er mein Bräudgam, und ich denk an Hochzeit und Ausſteuer. Und ſpar, was ich kann for Leibwäſche und Tiſchzeug, weil ich doch da ein büſchen mitbringen wollt — und denn krieg ich mit einmal einen Brief. Sie hielt inne und ſchob den Wagen ſo haſtig von ſich, daß der Junge halb aufwachte und einen erſchrockenen Laut ausſtieß. Anna ſtrich mit der Hand über die Bettdecke. Slaf, mein klein Jung, Anna is bei dich, kannſt geruhig ſlafen.

Er tat es gleich, und ſie wandte ſich wieder zu mir.

Ja, da hat er geſchrieben, er könnt mir doch nich heiraten. Er könnt es nich for ſein Familje und ſein Stellung, und er müßt ein reiche Frau haben. Das hatt er ja allens ſchon vorher gewußt.

Sein Familje war nich anders geworden und sein Stellung nich und sein Geldbeutel vielleich auch nich. Und ich war ümmer Abdeckers Anna gewesen. Woher war er denn zu mich gekommen und hatt mich lieb gehabt und ließ mir nu ganzen allein mit mein Liebe und mit die Menschens, die alle über mir lachten? Da waren zwei nette Männers gewesen; die hatten woll Lust gehabt, mir zu freien. Nu waren sie weg und hatten jeder ein Frau, und nu lachten sie und sagten: Guck, Anna Abdecker, die wollt einen feinen Herrn freien. Wir waren zu slecht for ihr.

Anna Abdecker wischte sich die Tränen aus den Augen.

Ja, Fräulein, das is nu mein Geschichte, und wenn Sie ihr noch nicht gehört haben, denn freut es mir, daß ich ihr selbst erzähle. Und ich wunder mir, daß ich wein, weil ich lang nich mehr geweint hab. Und Sie haben Walli Berger doch auch gekannt und wissen, daß er kein slechtes Gemüt hatt. Er war bloß stolz und auch ein büschen bang, daß ich nich fein genug war. Nu ja, fein bin ich nu einmal nich, das is nich in mein Familje — sie lächelte unter Tränen. Abdeckers sind keine feinen Herrschaftens. Das macht auch nix; alle können nich fein sein. Mein Frau Gräfin hat das auch gesagt, als sie sah, daß ich nich bei sie sein mochte. Ach, nu will ich auch nix weiter sagen. Bloß daß ich mir gern aussprechen mocht. Gucken Sie mir

man nich so betrübt an, denn ich bin nu schon wieder ganzen vergnügt. Und wenn ich traurig werd, denn seh ich nach mein klein Friedrich, der nich gehen kann, und denn hab ich noch ein Pauline mitn slimmen Hals, und denn dank ich mein Allmächtigen, daß ich son gute Gesundheit hab und die Krankens pflegen darf. Krankheit is das Schwerste im Leben, Fräulein, da kommt ein büschen Herzweh nich gegen. Da muß man was tun und ümmer lustig sein, denn geht es über. Heiraten? Sie meinen, ich krieg noch einen guten Mann? Ich glaub nich, Fräulein. Da hab ich kein Lust zu. Wenn ich ein nehm, den ich nich leiden mag, da krieg ich erst recht Herzweh! Adjüs, Fräulein! Anna Klippert schob den Wagen eilig in einen kleinen Seitenweg, nickte freundlich und war verschwunden. Nachher sah ich sie nur noch einmal ganz flüchtig; sie hatte keine Zeit, mit mir zu sprechen, weil die kleine Pauline, von der sie sagte, daß sie einen schlimmen Hals hatte, plötzlich sehr krank geworden war. Später hörte ich nur von ihr, daß sie die Insel verlassen hätte.

* * *

Und dann sah ich einmal den Doktor Berger und seine elegante Frau auf dem Lande bei Freunden wieder. Aber es waren Jahre vergangen; er hatte einen kahlen Kopf und ein müdes Gesicht, und seine Frau hielt lange Vorträge über Pariser Moden

und darüber, daß in Deutschland die Kleider schlecht säßen.

Wir wußten zuerst nicht recht, was wir miteinander anfangen sollten, Doktor Berger und ich; eines Tages aber gingen wir dann doch in der großen Allee auf und nieder und sprachen von alten Zeiten, von Mahlmann und den Pflaumenbäumen, von den Brüdern und der kleinen Stadt. Und in seinem Gedächtnis sah alles anders aus als in meinem; aber er wußte plötzlich mehr als ich, wohl weil seine Augen älter gewesen waren als die meinen, und wenn er von der kleinen windumbrausten Insel sprach, von ihrem steinigen Strand und von der blauen See, dann wußte man, daß er sie lieb gehabt hatte.

Von Anna Abdecker sprachen wir natürlich nicht. Auch nicht, als unsre liebenswürdige Gastgeberin von einem Kinderhospital sprach, das in der benachbarten größern Stadt gegründet worden war, und zu dem man eine so tüchtige Oberschwester gefunden hatte.

Sie heißt Anna Klippert, berichtete sie, und spricht nicht richtig Deutsch. Das tut den Kindern natürlich nichts, denn sie ist reizend mit ihnen, und sie lieben sie schwärmerisch; aber sie kann niemals eine leitende Stellung einnehmen. Oberschwester wird sie eigentlich nur aus Höflichkeit genannt. Wer aber gesehen hat, wie sanft sie mit den kranken Kindern umgeht, und wie sie mit den Genesenden lacht und spielt, der möchte ihr die höchsten Titel geben.

Ich glaube nicht, daß Anna Abdecker für hohe Titel wäre, sagte ich unwillkürlich.

Wie nannten Sie sie? fragte die Dame erstaunt, und kennen Sie sie?

Ich wollte schon sagen, daß ich mich nur versprochen hätte und nicht genau wüßte, ob ich die Schwester kennte, da gähnte Frau Berger, die bei uns gesessen hatte, laut und lange.

Lassen Sie uns doch nicht beständig von Krankenhäusern und ähnlichem reden, sagte sie mit ihrem scharfen dänischen Accent. Mein Mann ist oft krank und dann immer verdrießlich; da habe ich genug von solchen Geschichten. Nächsten Winter kann er allein nach dem Süden gehen und sich gründlich auskurieren, ich bleibe dann hier und genieße mein Leben. Ein kranker Mann ist schrecklich — wenn ich das gewußt hätte, würde ich ihn nicht genommen haben.

Die Worte waren scherzend gesprochen und wohl nicht böse gemeint. Doktor Berger, der hinter mir stand, schien sie nicht übel zu nehmen. Gleichmütig strich er über seinen kahlen Kopf. Du kannst dich ja von mir scheiden lassen, sagte er.

Dann kam das Gespräch auf andre Dinge. Aber als ich in der Dämmerung noch einmal durch meine Lieblingsallee ging, stand Doktor Berger unter einem der letzten Bäume und sah dorthin, wo am fernen Horizont ein Lichtschein lag. Das waren die Lichter der Stadt, in der Anna Abdecker lebte und pflegte

und ſicherlich glücklich war — obgleich der, den ſie geliebt hatte, nicht in einem goldnen Wagen gekommen war, um ſie zu holen. Er ſtand einſam unter den einſamen Bäumen.

# Johnys Regenschirm

Unsre Mathilde erklärte eines Tags weinend, sie könne keine Kohlen mehr tragen. Ihr Bräutigam hätte auch gesagt, Kohlentragen wäre ungesund, und ihre Tante wäre vom Kohlentragen ohnmächtig geworden und ins Krankenhaus gekommen.

Mathilde war ein hübsches, zwanzigjähriges Mädchen, das die Freundlichkeit hatte, für unsern Haushalt das Mittagessen zu kochen und den Namen Köchin zu führen. Im übrigen gehörte sie zu den dienstbaren Geistern, die nicht mehr dienen mögen und mehr fürs Heiraten sind. Unter dem Beistand einer ihrer „Tanten," von denen sie in unsrer Stadt eine große Auswahl hatte, war sie denn auch schon bis zum dritten Bräutigam gekommen. Er hatte sein Brot, wie sie versicherte, und die Hochzeit sollte bald stattfinden. Vorher aber wollte sie ihre Gesundheit schonen, recht wenig tun und vor allem keine Kohlen tragen.

Natürlich waren wir mit ihren Wünschen einverstanden — heutzutage pflegen die Herrschaften

zu tun, was die Dienſtmädchen wollen —, und als Mathilde weiterhin Johny Schramm als Kohlenträger vorſchlug, ließen wir Johny Schramm kommen, einigten uns mit ihm über ſeine Vergütung und ließen ihn Kohlen tragen. Von früher her kannten wir Johny Schramm ja nicht; aber eine von Mathildens Tanten hatte Johny Schramms Vater gekannt, als er noch nicht trank. Da war er brav und ordentlich geweſen. Nun arbeitete er nicht mehr, prügelte ſeine Frau und ließ ſich von ſeinen Kindern ernähren. Eigentlich hätte es in unſrer Stadt noch beſſer empfohlne Kohlenträger geben müſſen; wenigſtens behauptete dies Herr Sperling, unſer Brotlieferant, der zugleich einen kleinen Laden hatte und eigentlich „bloß, weil es for die Beſchäftigung war," das Brotaustragen betrieb.

Du mein Himmel, Fräulein, ſagte er, als er von Johny Schramm hörte, da hätte ich Sie abers einen andern Kohlenträger beſorgen können. Einen, wo der Vater nich trinkt, weil daß er tot is, und wo die Mutter Putz macht. Son klein ſüßen Jungen, hinkt ein büſchen und is in die Beſſerungsanſtalt geweſen, wo ſie doch was Gutes lernen. Thinka ſpielt mit ihn und ſagt, er is ganzen nett. Thinka is mein Tochter, Fräulein. Meine einzige Tochter, und kriegt nachher das Brotgeſchäft. Abers nu is ſie erſt zehn und muß was lernen. Denn lernen is gut von wegen das Rechnen und Schreiben. Rechnen kann ich auch; aberſten das Schreiben,

da mag ich mir nich mit abgeben, da muß mein Thinka ran.

Herr Sperling ſeufzte und rieb ſich den Kopf. Dann nahm er ſein erſtes Thema wieder auf.

Ja, und was ich ſagen wollt, was der erſte Kohlenträger is, der hat kein Beſtand, das is ſo wie mit die Brotkundſchaft: die erſten, die dauern nich lang. Erſt Nummer zwei und drei is gut. Ja, ganzen gewiß, Fräulein, und denn bring ich Sie den andern kleinen Jungen.

So war Johnys Grab eigentlich ſchon gegraben, ehe er noch bei uns eingewohnt war. Denn noch regierte der Herbſt mit ſeinem goldnen Sonnenſchein und ſeinem klaren Himmel, der ſogar unſrer verräucherten Stadt ein Anſehen von Jugend und Schönheit gab. Zu heizen brauchten wir noch nicht; nur der Herd verlangte ſein tägliches Kohlenopfer, und das mußte Johny heranſchleppen, während Mathilde in der Küche ſtand und ihm mit ſchriller Stimme Verhaltungsmaßregeln gab.

Damals lernte ich Johny eigentlich nicht kennen; wir hatten eine Hintertreppe, auf der die Lieferanten kamen, wo ſich die wirtſchaftlichen Ereigniſſe abſpielten, und wo auch Johny ſeine Kohlen trug. Erſt ſpäter, als es kalt wurde, begegnete ich dem Jungen einmal, als er gerade in unſer Haus eintreten wollte. Es war ſchon ſpät, die Laternen waren angezündet, und ihr weißes Licht fiel auf den weißblonden Kopf des Jungen, der vor mir die Mütze abgenommen hatte.

Bist du nicht Johny Schramm? fragte ich.

Ja.

Weshalb kommst du so spät?

Die Antwort ließ auf sich warten. Der Junge drehte an seiner Mütze und sah mich hilflos an. Dabei bemerkte ich, daß er einen ungeheuern Regenschirm unter den Arm geklemmt hatte. Endlich öffnete er doch die Lippen.

Ich hab oft kein Zeit.

Was hast du denn zu tun?

Die hellblauen Augen streiften mich mit einem raschen Blick; aber die Antwort war nicht sehr ausführlich.

Viel! erwiderte er kurz, setzte seine Mütze auf und huschte ins Haus. Den großen Regenschirm hielt er dabei noch immer unter dem Arm, obgleich es den ganzen Tag nicht geregnet hatte.

Über Johnys Blick dachte ich einen Augenblick nach. Es kam mir vor, als hätte in den hellen Augen etwas wie Erstaunen über meine Frage gelegen. Vielleicht auch ein wenig, ein ganz klein wenig Verachtung.

Sind Sie eigentlich mit Johny zufrieden? erkundigte ich mich am folgenden Tage bei Mathilde. Diese Frage war dumm; denn Mathilde war noch niemals mit etwas zufrieden gewesen.

Sie lächelte nun auch mit einem Ausdruck, als hätte sie längst auf eine gründliche Aussprache gewartet.

Wie sollte ich zufrieden sein, Fräulein? Johny ist ein ganz gräßlicher Junge; und ich wollte es schon immer sagen. Nur daß ich es nicht sagen mochte, weil Fräulein immer meinen, daß ich leicht unzufrieden bin. Und ich bin doch gewiß immer zufrieden. Aber wenn son Junge dreizehn Jahre alt ist und nicht einmal ein vernünftiges Wort sprechen kann, dann ist es doch schlimm und unnatürlich. Nicht ein bißchen kann er erzählen. Nicht von seinem Vater und nicht von seiner Mutter und auch nicht von seinen Geschwistern. Du liebe Zeit, man will doch auch mal seine Unterhaltung haben, und meine Tante sagt, bei Schramms gibt es immer Hallo, denn was der alte Schramm ist, der kommt jeden Abend betrunken nach Haus, und dann müssen sie sich alle verstecken. Ich sag zu Johny: Johny, sag ich, kriegt deine Mutter auch manchmal Schläge? Sag es mir man; ich sag es keinem wieder. Aber er guckt mich an, nimmt den Kohleneimer und geht ab, ohne auch nur ein Wort zu sagen. Das ist doch unmanierlich, Fräulein. Das gehört sich nicht, und ich brauche es mir nicht gefallen zu lassen. Wo ich es doch gewesen bin, die ihm die Stelle besorgt hat. Durch meine Tante natürlich. Aber ich habe es auch an Tante gesagt. Tante, hab ich gesagt —

Ich unterbrach sie. Aber Mathilde, der Junge ist zum Kohlentragen hier und nicht zum Sprechen. Viel Sprechen schadet nur!

Sie warf den Kopf in den Nacken und steckte die Hand in ihr Schürzentäschchen.

Sprechen muß auch sein, Fräulein. Sonst ist das Leben nur langweilig. Herr Sperling sagt es auch; und der kann einem was Nettes erzählen. Dabei hat er doch noch Zeit für den Brotladen, und Thinka wird mal ne gute Partie. Ich kann es nicht begreifen, daß Herr Sperling noch immer Witwer ist; aber Witwer müssen ja wohl auch sein. Und dann ist da noch eins, was ich immer sagen wollte: mit Johny seinem Regenschirm ist es nicht in Ordnung, ganz gewiß nicht. Herr Sperling sagt auch, so was kann es geben, und als ich neulich meiner Tante davon erzählt hatte, da wollte sie den Abend nicht zu Bett gehn. Sie ist alt und abergläubisch, was ich beides nicht bin. Aber was komisch ist, das ist komisch!

Was ist denn mit Johnys Regenschirm? erkundigte ich mich schwach. Vor Mathildens Redefluß wurde ich es immer.

Ja, was ist da? Wenn ich es man wüßte, Fräulein! Er kommt jeden Tag mit dem Schirm an, versteckt ihn in einer dunkeln Ecke, damit keiner ihn wegnimmt, und geht dann wieder mit ihm ab. Und wenn es klares Frostwetter ist, dann kommt er mit dem Schirm, und wenn es schneit, kommt er natürlich erst recht. Aber er spannt ihn nie auf; bloß daß er ihn mitnimmt. Und der Griff, Fräulein! Fräulein sollten bloß mal den Griff sehen. Das

ist ein ganz weicher kleiner Menschenkopf, und wenn man ihn in die Backen kneift, dann streckt er die Zunge aus. Ganz gewiß, Fräulein, das ist keine Lüge; aber es ist etwas Schreckliches. Herr Sperling meint auch, das kann nicht mit rechten Dingen zugehn, und Geheimrats Riekchen, die ich ganz zufällig im Keller treffe, sagt, so was bringt Unglück. Und gut ist es mir nicht gegangen, seitdem der Regenschirm ins Haus kommt. Ich habe immer so viel Kopfschmerzen und manchmal auch schwarze Punkte vor den Augen. Und wie ich neulich den Braten angebrannt hatte, da kam es nur einzig und allein daher, weil der Regenschirm unten in der Ecke im Keller stand.

Es kam Besuch für mich, und es war mir sehr angenehm, die belehrende Unterhaltung mit Mathilde abbrechen zu müssen. Auch nahm ich mir vor, sie nicht wieder nach Johny zu fragen. Vielleicht würde sie ihren Zorn auf ihn vergessen. Denn sie vergaß ebenso schnell wie die andern Menschen. Aber da ich auch nur weiblichen Geschlechts und infolgedessen viel neugieriger als die Männer bin, so ging ich doch bald einmal in den Keller. Natürlich zu der Zeit, wo Johny Kohlen trug. Unten in einer verborgnen Ecke stand denn auch wirklich der bewußte Regenschirm. Es war ein Riesenscheusal; klotzig und schwerfällig, und das einzig Nette an ihm war der Griff. Ein grauer Gummikopf, der wahrhaftig die Zunge ausstreckte, wenn man ihn kniff. Ich

hatte den Schirm noch in der Hand, als Herr Sperling vorsichtig die dunkle Treppe herabkam. Da er im Keller nichts zu suchen hatte, wurde er etwas verlegen und sprach hastig auf mich ein.

Ich mein man bloß, Fräulein! Mathilde sagt, ich soll mich mal den Schirm angucken. Ich sag: Nee, mein beste Mathilde; was komisch is, das muß man nich angucken. Is er das, Fräulein? Wo der wohl her is! Mitn leibhaftigen Menschenkopf, und mitn Zunge? E gitt, e gitt; gut, daß mein Thinka das nich sieht! Da kann son Kind Krämpfe von kriegen. Kopfschüttelnd ging er von dannen; und nachher standen alle Dienstboten unsers großen Etagenhauses um seinen Brotwagen herum, der vor der Tür stand. Er schüttelte den Kopf und sprach lange und eindringlich, und die andern Herrschaften schwatzten durcheinander. Einige lachend und ungläubig, andre mit ernsten Mienen.

Zum Glück wollte unsre Mathilde zu einem Maskenball gehn und hatte so viel Vorbereitungen zu treffen und Briefe zu schreiben, daß sie den unheimlichen Regenschirm vergaß. Johny mußte einige Besorgungen für sie machen, und da er alles trotz seiner Schweigsamkeit gut ausführte, so war die Köchin nicht mehr ganz so schlecht auf ihn zu sprechen. Für uns war dies sehr angenehm, denn wir hatten etwas für Johny übrig. Er tat wirklich keinem Menschen etwas zuleide, ging still seiner Wege und tat, was er tun sollte. Aus einigen gelegentlichen

Unterhaltungen hatte ich so viel aus ihm herausgebracht, daß seine Mutter oft im Bett liege und viele kleine Kinder hätte, und daß er selbst noch immer in der zweituntersten Klasse sitze. Weiteres erzählte er nicht. Er schien nicht gewohnt zu sein, über sich und seine Angelegenheiten zu sprechen, und daß, wie Mathilde sagte, der liebe Gott die Zunge geschaffen hätte, damit man sie gebrauchen sollte, war ihm noch nicht klar geworden.

Es war Frühling geworden, und das Kohlentragen nahm ein Ende. Eines Tages wurde Johny abgelohnt, bekam noch einen Anzug zum Abschied geschenkt und trollte sich, ohne viel Dankesworte zu machen. Ich sah ihn noch mit dem dicken Regenschirm unter dem Arm über die Straße gehn. Die Sonne brannte heiß, und die Spatzen flogen mit langen Strohhalmen im Schnabel herum. Sie bauten schon zum zweitenmal, wie Herr Sperling versicherte, der seinen Namensvettern wohlgesinnt war.

So in die Frühjahrszeit, denn denken nich allein die Vögelns an den Ehestand, sagte er, mit den Augen zwinkernd.

Wollen Sie sich wieder verheiraten? erkundigte ich mich.

Ich? Oha, nein! Ich hab ein Frau gehabt, Fräulein, und das war genug for mir. Ganzen genug; und nu hab ich mein Thinka, was ein smucke Deern wird. Nu is sie ja noch klein; abers ich denk doch mannichmal daran, was die woll noch forn

Mann kriegt. Er soll denn auch das Geschäft haben, und ich will mir in den Ruhestand setzen. Aberſten nu is das noch nich; nu denk ich man bloß an Mathilde, die ja auch in den Frühjahr in den Eheſtand will. Zun wenigſten hat ſie es mich um Weihnachten verzählt.

Aber das Frühjahr ging vorüber, und der Eheſtand für Mathilde blieb aus. Wir kamen nicht dahinter, was mit ihrem Bräutigam paſſiert war, aber er holte ſie Sonntags nicht mehr zum Spazierengehn ab, und ſie war eine Zeit lang ſehr böſe auf die Männer. Dann ging dieſe Stimmung vorüber, und gegen den Herbſt war Mathilde wieder verlobt.

Dieſesmal ganz für gewiß! ſagte ſie, als ſie uns die Mitteilung machte. Er iſt Steward auf dem Schiff, und die haben ein treues Herz. Der andre war man Briefträger, Fräulein, die können nicht treu ſein, die kommen in zu viele Häuſer. Aber mein Bräutigam iſt auch ſehr gegen das Kohlentragen. Er ſagt, davon kann man was Innerliches kriegen, und meinetwegen kann Johny Schramm wiederkommen, weil er ja doch ziemlich nett war.

An dieſe gnädige Erlaubnis mußte ich denken, als ich am nächſten Sonntag über unſern alten Kirchhof ging. Bis an ſeine Mauern haben ſich die Straßen mit den Arbeiterwohnungen gezogen, und in ſeinen großen Baumreihen ſpielen die kleinen Kinder. Auf den Bänken im Schatten ſitzen die Frauen mit ihrem Strickſtrumpf, und neben ihnen

die ganz Alten, die nicht mehr arbeiten können, und die sich über den Sonnenschein freuen, über die gute Luft und den schönen Schatten.

Heute dufteten die Blumen auf den Gräbern, und über ihnen dahin huschten die Sommerfäden, die den Herbst ankünden.

Ich ging langsam durch die Baumreihen und sah die welken Blätter herabschweben; um mich herum lachten die Kinder, und hin und wieder weinte eins. Aus einem Seitenweg kam mir ein Junge entgegen. Er trug in den Armen ein paar blühende Levkojen- und Asternstöcke, an jedem Jackenzipfel hing ein Kind, und unter dem rechten Arm steckte ein riesiger Regenschirm.

Johny Schramm! rief ich. Aber er hörte mich nicht oder wollte mich nicht hören. Eilig verschwand er mit allen Anhängseln hinter einem kleinen Gebüsch, und ich rief noch einmal hinter ihm her.

Eine andre Stimme wiederholte meinen Ruf. Sie gehörte einem kleinen Mädchen an, das mit einem langen Strumpf auf der Bank hinter mir saß und nun mit den blanken Nadeln allerlei Zeichen machte. Johny, Johny, komm flink! wiederholte sie. Aber es fiel Johny nicht ein, flink zu kommen.

So ist er nun! schalt die Kleine. Immer läuft er weg und mag nicht sprechen!

Sie hatte dieselben blaßblauen Augen wie Johny und dieselben strohgelben Haare. Aber ihr blasses Gesicht trug einen reifern, altklugen Ausdruck.

Du bist wohl Johnys Schwester? fragte ich, mich neben sie setzend.

Sie rückte, um mir Platz zu machen.

Jawoll! erwiderte sie dann mit einiger Würde. Er ist mein Bruder und ein Jahr älter als ich. Aber ich bin zwei Klassen höher!

Was tut Johny denn hier?

Sie zeigte mit der Stricknadel nach der andern Seite des Kirchhofs.

Da hinten liegt Onkel Florian begraben, und Johny will nach seinem Grabe sehen. Er war nicht unser Onkel und man bloß unser Einlogierer, aber wir haben ihn Onkel genannt.

Sie strickte eifrig beim Sprechen, und als sie eine Masche verlor, streckte sie die Unterlippe vor und zog die Stirn in Falten. Aber ihre Sprachwerkzeuge waren besser in Ordnung als die ihres Bruders, und als ich sie nach ihrem Namen fragte, gab sie willig Bescheid.

Ich heiße Willemine, und die mit Johny gehn sind Artur und Willi. Zwei sind noch zuhaus, und zwei sind tot. Sie liegen bei Onkel Florian, und Johny will ihnen eine Aster bringen. Onkel Florian kriegt die Levkoje, weil er doch damals die Beerdigung von den Kleinen bezahlt hat. Sie starben nämlich an einem Tag; ich glaube, es war Scharlachfieber. Gott, sie waren ja man klein; aber wir haben doch furchtbar geweint. Und bald hinterher kam dann Onkel Florian. Woran der gestorben ist,

weiß ich nicht mehr. Mutter sagte, es käme vom Alter, und weil er kein Geld mehr hatte. Aber die Miete haben wir doch noch gekriegt, und Johny den Regenschirm, den er noch immer hat. Es ist ein sehr feiner Schirm, und wenn Vater ihn zu sehen kriegte, würde er ihn verkaufen. Deshalb paßt Johny auf, daß er nichts von ihm weiß. Es ist wirklich ein feiner Schirm. Früher ist Onkel Florian in einem prachtvollen Zirkus gewesen und hat den lustigen August gemacht. Da hat der Schirm auch mitgespielt und die Zunge ausgestreckt.

Willemine war ganz atemlos vom Reden geworden. Dabei strickte sie auch noch eifrig, und wie sie merkte, daß ich ihr zuhörte, ging ein Zug der Befriedigung über ihr blasses Gesichtchen.

Hier ist es fein, nicht? fragte sie zutraulich. Wenn wir Sonntags Zeit haben, dann will Johny auch immer her. Er pflanzt etwas auf Onkel Florians Grab, und er begießt die Blumen. Werktags hat er keine Zeit. Um fünf Morgens muß er im Milchgeschäft sein und die Milch mit austragen. Und dann kommt die Schule, und Mittags muß er Kartoffeln schälen und nach dem Essen sehen. Denn ich hab dann ne Laufstelle bei Kindern, wo die Eltern zu Mittag schlafen wollen; ich kann Mutter nicht helfen. Und Nachmittags ist dann wieder Schule und hinterher Milchaustragen. Im Winter hatte er noch ne Stelle zum Kohlentragen, und die Stelle war nicht schlecht. Aber die Köchin mochte ihn

nicht leiden; und so wird er da wohl nicht wieder ankommen.

Die Kleine schwieg und sah mich an, ob ich ihr auch noch zuhörte. Als sie merkte, daß ich jedes Wort in mich aufgenommen hatte, seufzte sie befriedigt und strickte weiter.

Ich mag gern schnacken, fuhr sie fort. Zuhaus hört keiner zu. Vater ist immer böse, und Mutter ist krank. Der Doktor sagt, sie hat so viele Sorgen, davon kommt es. Nun kann Robert auch bald verdienen. Er ist elf Jahre alt und noch ein bißchen schwach. Aber mit elf Jahren hatte Johny schon den Arm gebrochen. Beim Zeitungsaustragen, wo er im Dunkeln die Treppe runter fiel. Johny war weiter als Richard. Aber Richard ist man klein und weint leicht. Johny weint nie; aber er sagt auch nichts.

Wenn du erst einen Dienst hast, kannst du deiner Mutter etwas abgeben! meinte ich.

Willemine legte ihr Strickzeug zusammen.

Einen Dienst nehme ich nicht! sagte sie stolz. Da hat man keine Freiheit bei. Ich gehe in die Fabrik und gebe Mutter Kostgeld; und wenn ich Geld habe, kaufe ich mir ein seidnes Kleid und werde Ladenmädchen. Kathrine Röders Schwester ist auch im Laden und so schrecklich fein, daß sie manchmal in einer Droschke spazieren fährt.

Die Augen des kleinen Mädchens waren ganz groß geworden und sahen mit sehnsüchtigem Blick

in die Ferne. In die Ferne, wo doch auch nur Gräber lagen.

Ich ging weiter, aber ich hatte vorher noch Johnys Adresse erhalten, und als der November ins Land zog, bestellte ich ihn eines Tags. Er war gänzlich unverändert. Vielleicht ein wenig magerer und etwas länger geworden. Aber gerade so schweigsam wie im vorigen Jahre; und den Regenschirm trug er wieder unter dem Arme.

Wenn er bloß den Regenschirm nicht haben wollte! sagte Mathilde, nachdem Johny eine Zeit lang für sie Kohlen getragen hatte. Der macht mich noch krank, Fräulein. Und dann der Menschenkopf aus Gummi. Davon muß man träumen, und dann werde ich schlecht zumute.

Beste Mathilde, der Regenschirm tut Ihnen doch nichts! rief ich ungeduldig. Denken Sie an Ihre Arbeit!

Sie sah mich vorwurfsvoll an.

Ich denke immer an meine Arbeit und immer an andre Leute und niemals an mich. Tante sagt auch, ich bin zu gut für diese Welt, und wenn ich nicht zu gut wäre, dann — sie brach in ein heftiges Schluchzen aus.

Es war nichts mit ihr anzufangen, und auch Herr Sperling klagte über sie.

Nachtragen tu ich nix, und wenn es sein kann, dann leb ich mit Kökschens in Friedfertigkeit, vertraute er mir eines Tages an. Denn die Kökschens sind nu einmal die Hauptpersonens for unsereins

Aber wenn sie es mit die Liebe kriegen — er hielt inne und schüttelte den Kopf. Ich glaub ja nich, daß Mathilde ihr Stuart falsch is: nee, das glaub ich nich. Denn die Männers sind nich gleich falsch, Fräulein, aberſten er wird woll ein büschen leicht sein. Ich hab man was gehört. Was mein Thinka is, die soll keinen leichten Mann haben. Nee, das soll sie nich. Adjö, Fräulein!

Weihnachten war gewesen, und der Januar brachte Schnee und Kälte, als es eines Nachmittags an meine Tür klopfte. Es war Johny, mit einem verschwollnen schwarzen Gesicht, das aussah wie eine glänzende Nußkohle. Mein Schirm ist weg! meldete er mit erloschner Stimme.

Dein Schirm? Ich erschrak wirklich; der Junge sah zu entsetzlich aus.

Fräulein, ich muß meinen Schirm wieder haben! schrie er und griff nach mir mit seinen schwarzen Händen. Wahrscheinlich hatte er sich in seinem Schmerz auf den Steinkohlen gewälzt. Und dann weinte er. Ach, so heiße Tränen; sie zogen helle Straßen auf seinen Backen und fielen als schwarze Tropfen auf die Erde. Es war schrecklich. Die ganze Familie kam in Aufruhr und begann Johnys Regenschirm zu suchen: im Keller, in der Etage, auf dem Boden, überall, wo wir Anspruch hatten, etwas zu verlieren. Aber wir fanden ihn nicht. Johny wollte eigentlich alle Wohnungen des Hauses durchsuchen, und die gute Geheimrätin drüben ließ ihn

auch ein und erlaubte, daß er kohlſchwarz und ſchluchzend durch die Räume jagte. Es half ihm nichts: der Schirm war weg und blieb weg. Mathilde behauptete, Johny hätte den Schirm gar nicht bei ſich gehabt; ſie wüßte ganz genau, er hätte ihn nicht unter dem Arm getragen. Für dieſe Worte hatte der Junge nur ein kurzes, verächtliches Auflachen; aber ſein Lachen war nutzlos wie alles Suchen. Der Regenſchirm kam nicht wieder zum Vorſchein. Noch in den Tagen hinterher hatten wir alle ein gewiſſes Grauſen, wenn wir an Johny und ſeinen Regenſchirm dachten; dann fanden wir uns darein, ihn ohne dieſes Attribut zu ſehen, und auch er ſchien ſich beruhigt zu haben. Allerdings hatte er ſich verändert; er war nicht mehr ſo ſchweigſam wie vorher; und der Ausdruck ſeines Geſichts hatte nicht mehr die frühere ſtarre Ruhe. Er konnte böſe werden, und einmal zankte er ſich ſogar mit Mathilde.

Das war von wegen Amerika! erzählte die Köchin ſpäter. Er ſucht ja noch immer den Schirm, und ich ſage, der iſt in Amerika. Nämlich Verwandte von meiner Tante ſind nach Amerika gegangen, und die wohnten bei Schramms im Hauſe. Die können nun doch gut den Schirm mitgenommen haben, weil ſie einmal packten. Und wenn man packt, kann leicht ein Irrtum paſſieren. Zuerſt wurde Johny doll, wenn ich es ſagte. Aber nun fragt er ſchon nach Amerika, und wo es liegt. Meinetwegen kann er hinreiſen, da iſt ja auch wohl mehr Glück als hier.

Mathilde schloß diese Rede wie jede andre mit einem Seufzer. Ihr Steward hatte lange nichts von sich hören lassen, und das war auch für uns schrecklich.

Im Laufe des Winters wurde Mathilde immer trauriger, und als wir um Ostern herum von Johny Abschied nahmen, weil er konfirmiert wurde und einen Beruf ergreifen sollte, wollte sie ihm nicht einmal Adieu sagen.

Johny schien sich nicht darüber zu grämen. Er stand vor uns mit der Mütze in der Hand und murmelte etwas von „vielem Dank."

Was willst du werden? erkundigte ich mich.

Zur See will ich! erwiderte er, und dann erzählte er, daß er auf ein Schiff käme, das nach Amerika ginge.

Ich mußte an den Regenschirm denken, von dem es hieß, daß Johny ihn noch immer suche, aber ich hütete mich wohl, nach ihm zu fragen.

Der Abschied von dem kleinen, treuen Jungen wurde uns ganz schwer; aber wir mußten ihn verschmerzen, wie so vieles andre im Leben. Auch Herr Sperling war traurig.

Er war doch ein klein guten Kerl, und ich hab nix gegen ihm. Sein Regenschirm war auch nich so slimm. Ich hab nu ein Brotgeschäft, und er hat ein Regenschirm. Der ein hat viel, und der andre hat wenig. Und wenn das büschen auch noch weggeht, denn is es ärgerlich.

Auch Mathilde verließ uns im Sommer, um einen Maurer zu heiraten. Der Steward hatte nichts mehr von sich hören lassen, und heiraten wollte sie jetzt.

Wenn der Regenschirm nicht gewesen wäre, hätte ich vielleicht eine bessere Partie machen können, sagte sie. Aber so ein Geschöpf, wie der Regenschirm, muß einem ja Unglück bringen. Tante sagt es auch, und sie weiß von solchen Dingen Bescheid. Was komisch ist, das ist komisch; und ein Regenschirm, der die Zunge ausstreckt, der ist nicht natürlich, der bringt Unglück. Abergläubisch bin ich nicht, wo sollte ich das wohl her haben, wo ich an nichts glaube; aber Geheimrats Riekchen hat auch schon zwei Gerstenkörner am Auge gehabt, was doch ganz gewiß was bedeutet. Na, ich freue mich, daß ich aus dem Hause komme. Sonst will ich mich ja nicht weiter beklagen, aber komische Regenschirme kann ich nicht ausstehn.

Sie ging also, und wir hörten lange nichts von ihr. Andre Köchinnen wirkten bei uns, und andre Jungen trugen die Kohlen, denn seitdem Mathilde diese Hilfen bei uns eingeführt hatte, fiel es natürlich keinem Dienstmädchen ein, die Kohlen selbst zu tragen.

Der einzige, der in diesem wechselvollen Leben derselbe blieb, war Herr Sperling. Er fuhr noch immer mit seinem kleinen Brotwagen herum, wußte alle Neuigkeiten der Straßen, durch die ihn sein

Weg führte, und waltete seines Amtes mit großer Treue. Gelegentlich sprach er davon, sich zur Ruhe setzen zu wollen, aber Thinka sollte erst einen Mann haben. Thinka wurde ein nettes Mädchen. Wir erlebten ihre Konfirmation, und dann machte sie bald darauf ein „Pickenick" vom Klub „Man immer fidel!" mit, und dann wurde sie achtzehn Jahre alt und zugleich „eigen."

Jedweden Mann nimmt die nich! vertraute mir der Vater an. Was sollt sie auch? Heiraten is ja gut, abers ein büschen Liebe muß dabei sein. Sonsten is es nix mit die Beständigkeit. Haben Fräulein all Mathilde gesehen? Die ehedem hier Köksche war und dann den Mauermann kriegte? Nu is der Mann all lang tot; und ich sollt man fragen, ob die Herrschaftens ihr brauchen könnten. Sie kann allens und is mit allens zufrieden.

So trat Mathilde wieder in unsern Gesichtskreis. Sie war eine stattliche Witwe geworden, und dennoch lag eine gewisse Bescheidenheit über ihr, die sie früher nicht gehabt hatte. Nach ihren Andeutungen mußte ihre Ehe einen recht stürmischen Verlauf genommen haben; nun war der Mann tot, und sie hatte drei kleine Kinder.

Ja, ich habe es schwer, sagte sie. Das weiß man erst später, wie gut man es als Köchin gehabt hat. Und nun stehe ich allein da und habe nicht einmal einen Mann. Aber ich gönne ihm den Frieden.

Sie war eine arbeitsame Frau geworden und half uns treu in den schweren Stunden des Haushaltes, als da sind Großreinmachen, Wäsche und Handwerker. Und da sie sich angewöhnt hatte, jedes weibliche Wesen vor den Gefahren des Ehestandes zu warnen, so hatte sie einen heilsamen Einfluß auf die liebebedürftigen Herzen des Küchenpersonals.

Deshalb lächelte sie auch melancholisch, als uns Herr Sperling die Verlobung seiner Thinka mitteilte.

Nun natürlich, sagte sie. Wenn man zwanzig ist, dann will man heiraten. Und das Warten ist doch besser. Ich könnte noch heutigentages einen Mann kriegen, aber ich will mir jetzt Zeit lassen. Daß Thinka Sperling einen Matrosen nimmt, ist auch nicht gut. Die Seeleute haben kein Herz.

Ja, es is warraftigen Gott ein Matrose, berichtete Herr Sperling, als ich ihm meinen Glückwunsch abstattete. Am Morgen hatte er schon mit dem Brot eine goldgeränderte Verlobungskarte abgeben lassen, und nun strahlte er über das ganze Gesicht. Und es is warraftigen Gott Johny Schramm, denselbigen Jungen, der hier Kohlen getragen hat. Nu is es ein feinen seebefahrnen Matrosen geworden, und mein Thinka hat ihn dreimal bei ihrem Onkel, den Zollbootsmann, gesehen, der son feine Stellung hat, und wo all die netten Matrosens kommen. Und sie hat gleich gesagt: Johny Schramm, den will ich, Papa! Kein andern als ihn. Na,

und wenn Thinka was will, denn kommt es auch so, Fräulein, und ich bin zu Johny gegangen und hab gefragt: Jung, willst ihr? Sie kriegt das Geschäft, und du hast eine Brotstelle fors ganze Leben. Er guckt mir an und sagt nich das Allergeringste. Ein von die Stillens is er ja immer gewesen. Jung, sag ich, kannst nich snacken? — Jawoll, sagt er, ich kann woll snacken, aberst ich muß ein Stube for mein Mutter haben. — Natürlicherweise, sag ich; for dein Mutter is Platz, wenn sie ein büschen was tun will. Was sein Vater is, der is nämlich schon lang gestorben, und Willemine, sein Schwester, war in die Fabrik und konnt die Arbeit nich vertragen. Die is auch tot, und die andern kröpeln sich so durch. Na, da is nu allens in Ordnung gekommen. Geld hat er ja nich; abers er is ein ordentlichen Jung, der seine drei Jahrens bei die Marine gedient hat, und gute Papiereus kann er zeigen. Thinka will ihn pattuh, und ich freu mir, daß sie zufrieden is. Ein büschen Liebe muß da wirklich bei sein.

So kam Johny Schramm wieder in unser Haus. Aber nicht als schwarzer zerlumpter Junge, sondern als nett und sauber gekleideter Brotträger, den die Dienstmädchen Herr Schramm nannten, und dem sie sehr gewogen gewesen wären, wenn er nicht gerade Hochzeit gehabt hätte.

Auch Mathilde benutzte die erste Gelegenheit, ihn zu begrüßen.

In Amerika haben Sie wohl Ihren Regenschirm wiedergefunden, Herr Schramm? fragte sie spöttisch.

Nein! erwiderte er kurz, und dann drehte er ihr den Rücken.

Seeleute haben doch alle kein Herz! klagte sie nachher. Er könnte sich freuen, daß er den alten Regenschirm los geworden ist. Der brachte doch allen Leuten Unglück; besonders mir. Aber Johny Schramm hat keine Manieren und keine Gedanken. Herr Sperling hatte mehr Gefühl, und er wußte auch mehr! Das war allerdings der Fall. Seitdem Herr Sperling auf dem Altenteil saß, wußte niemand mehr, was in der Stadt passierte. Johny Schramm war nicht mitteilsam. Er brachte sein Brot, nahm das Geld ein und verschwand wortlos. Deshalb galt es für eine angenehme Abwechslung, wenn Herr Sperling gelegentlich an Sonn- und Festtagen erschien.

Thinka und Johny gehn in die Kirche, berichtete er dann. Und heut Nachmittag hat mein Thinka Kaffeegesellschaft. Die hat es gut, mein Thinka. Johny tut allens for ihr, und was sein Mutter is, die is auch gut. Mit dem Ehestand is es ein Lotterie, Fräulein; aber mein Thinka kann lachen. Noch kein böses Wort hat sie gehört. Sie sagt auch zu mich: Papa, sagt sie, kannst nu sehen, daß ich Recht hatte, als ich ihn pattuh wollte? Son guten Jungen gibt es nich mehr auf diese Welt. Ja, so sagt sie, und ich freu mir denn natürlicher-

weise. Wenn es auch langweilig for mir is, daß ich bloß Sonntags ein büschen zu tun hab. Aberſten wenn Thinka vergnügt is, bin ich auch vergnügt.

Mathilde, die gerade bei uns war, hatte dieſe Rede gehört und lachte ſpöttiſch hinter dem alten Manne her.

Johny Schramm iſt ein Schaf, ſagte ſie, der iſt viel zu gut gegen ſeine Frau und hat ſie bloß geheiratet, weil ſie es wollte. Alle Männer ſind nicht ſo. Aber natürlich: wer das Geld hat, der kann ſich einen netten Mann kaufen.

Johny war ſchon ein Jahr verheiratet, da kam Herr Sperling an einem Werktag und brachte das Brot.

Johny kann nich kommen, ſagte er mit zitternden Lippen. Bei uns is ein klein Jung angelangt, und es iſt ein klein prächtigen Jung; aberſten mein Thinka — er ſchluckte. Sie is furchtbar krank, Fräulein, und Johny muß bei ſie ſitzen und ihr die Hand halten. Und ſie lacht ihm an und ſagt vielen Dank for allens. Ja, das ſagt ſie; aberſten — er konnte nicht weiter ſprechen.

Am nächſten Tage ſchon trug er einen Trauerflor um den Arm und brachte das Brot, ohne auch nur ein Wort zu ſagen. Leiſe ging er die Treppen hinunter, und als er den Brotwagen über die Straße ſchob, hielt er den Kopf geſenkt, damit die Leute ſeine Tränen nicht ſehen ſollten.

Von dieſem Schlage erholte er ſich nur langſam.

Sogar das Sprechen hatte er verlernt, und er ging eigentlich halb im Traum umher.

Einmal bat er mich nur, ob ich nicht nach Johny sehen wollte. Ich weiß nich recht, is er betrübt, oder is er nich betrübt! sagte er, halb verdrießlich. Ein klein büschen snacken is doch ümmer gesund, abers Johny is nich fors Snacken. Schon mit mein Thinka nich; und nu is er rein still geworden.

Als ich Johny besuchte, saß er in seinem kleinen Laden und hielt ein rotkariertes Bündelchen auf den Knien. Es war Sommer, und die Abendsonne warf ihren Schein auf den jungen Vater und das kleine Kind.

Johny hielt es mir gleich entgegen, aber als er gerade den Mund auftat, kam Mathilde plötzlich in den Laden.

Herr Schramm, wollen Sie nicht ein wenig spazieren gehn? Das tut Ihnen gut, und die Luft ist schön. Ich nehme Ihnen das Kind ab, denn ich verstehe mich auf Kinder. Ich habe ja selbst drei, und sie sind groß und stark geworden und so artig, daß ich mich selbst manchmal wundern muß. Aber ich bin auch so artig gewesen, und das ist erblich. Johny stand hilflos vor diesem Redefluß, und die alte Frau Schramm, die jetzt im Laden auftauchte und sich die Hände in der Schürze trocknete, wußte auch nicht viel zu sagen. Es war ganz selbstverständlich, daß Herr Schramm spazieren ging, daß Mathilde den Kleinen durch lebhaftes Hin- und Herschaukeln einzuschläfern

suchte, und daß ich das bestimmte Gefühl hatte, hier ganz überflüssig zu sein. Bald nahm Johny seinen Brotträgerberuf wieder auf, und als ich dem alten Sperling nach einigen Wochen auf der Straße begegnete, antwortete er auf meine Frage nach dem allseitigen Wohlergehn mit einem Achselzucken.

Mathilde will ihm ja nu! sagte er betrübt. Da kann Johny nix gegen machen. Was sie will, das will sie!

Johny kann doch noch nicht wieder ans Heiraten denken? rief ich.

Sperling zupfte an seinem Trauerflor.

Noch nich, abers bald, sagt Mathilde. Die alte Schramm hat es in die Beinens, und ich bin auch nich mehr gesund, und Johny muß ne Hilfe for den Laden haben. Und der klein Jung is auch da. Was Mathilde will, das will sie, und er kann ja auch woll an ne Slechtere kommen!

Von nun an galt es bei allen, die Johny kannten, als ausgemacht, daß er Mathilde heiraten würde. Unsre Mädchen sagten, sie hätte Glück, aber so eine wie sie hätte wohl immer Glück. Und sieben Jahre älter als Johny wäre sie auch, aber dafür hätte sie denn ja wohl für sieben Jahre mehr Verstand und würde nichts mehr gegen das Heiraten sagen.

Mathilde selbst benahm sich würdevoll und den Umständen gemäß. Sie kam nach wie vor zu uns zum Arbeiten, aber die Rosen auf ihrem Ausgehhut hatte sie abgetrennt. Wenn ich inwendig so traurig

bin, mag ich keine Rosen leiden, sagte sie mir. Thinka war doch ne süße Frau, und Herr Schramm soll sie auch niemals vergessen. Was ich dafür tun kann, das will ich tun!

Nach diesen Reden hätte es niemand von uns in Verwunderung gesetzt, wenn Herr Johny Schramm und Mathilde zum Herbst ihre eheliche Verbindung angezeigt hätten. Aber obgleich Johny tagtäglich zu uns kam, machte er keine darauf bezügliche Mitteilung. Still wie gewöhnlich ging er seiner Arbeit nach. An Werktagen fuhr er den Brotwagen, aber an Sonntagen erschien wieder sein Schwiegervater.

Johny is aufn Kirchhof gefahren, berichtete er. Und der klein Jung is mit. Den ganzen Sonntag lang hat er den kleinen Jung bei sich. Der heißt Peter Florian. Is es nich ein feinen Namen? Peter von meinswegen, wo ich doch auch Peter heiß, und so wird er auch genannt, und Florian von ein entfernten Onkel von Johny. Is doch ganz nüdlich von Johny, daß er noch an sein Onkel denkt. Abers der klein Peter is auch nüdlich, ganzen nüdlich!

Über das graue, trübselige Gesicht des alten Mannes huschte es wie ein Lächeln. Dann verschwand das Lächeln wieder. Wenn Mathilde man gut gegen klein Peter is! fuhr er fort. Sie is ja ne tüchtige Person, und was ihr eigen Kinders sind, die kriegen Prügels. Abers wenn ich mich denk, daß mein Thinka ihr Jung Prügels von Mathilde kriegt, denn kann ich nich ordentlich slafen. Ich hab auch all

zu Johny gesagt: Wenn Mathilde ihm haut, denn kann ich nich mehr leben. Abers Johny sagt kein Wort. Er is so gräsig still, Fräulein. Ich bin ja auch still, aberssten so was von Stilligkeit is nich Mode bei die Sperlings.

Johny war so still, daß Mathilde anfing, unruhig zu werden. Es ging nun schon gegen Weihnachten, und Thinka war länger als sechs Monate tot, da hätte Johny wohl sprechen können. Zuerst zeigte sich Mathildens Unruhe in allgemeiner schlechter Laune und düstern Bemerkungen den Mädchen gegenüber, daß die Männer doch viel zu wünschen übrig ließen, und dann hatte sie das Bedürfnis einer ordentlichen Aussprache und kam zu mir.

Fräulein, sagte sie, das Leben ist doch schwer. Ich bin so gut gegen Herrn Schramm gewesen, und nun läßt er mich sitzen. Noch im vorigen Monat hätte ich eine gute Partie machen können, aber ich wollte Johny treu bleiben. Ich habe ihn doch immer geliebt, schon damals, als er hier war. Aber treue Liebe wird schlecht gelohnt.

Hat Johny Ihnen denn die Ehe versprochen? erkundigte ich mich.

Das gerade nicht, Fräulein. Aber ich komme so oft bei Schramms und bin immer nett mit allen. Und der alte Sperling hat nichts gegen mich. Weshalb kann Johny nicht seinen Mund auftun? Eine bessere Frau als mich kann er nicht kriegen und auch keine mit einem bessern Gemüt.

Aber ich konnte ihr nicht helfen, und sie mußte weiter warten. Ihre Stimmung wurde immer schlechter, und als es an die Frühjahrsreinigung unsrer Wohnung ging, erklärten beide Dienstmädchen, daß sie eigentlich Angst vor Mathilde hätten. In den letzten Monaten sei sie immer verstimmter geworden, und man könnte sich schlecht mit ihr vertragen.

Wir konnten sie aber nicht plötzlich entlassen, und eines Tages trat sie mit der finstern Entschlossenheit bei uns an, die zum gründlichen Hausputz zu gehören scheint, und die dem ganzen Unternehmen schon von vornherein etwas Grausiges gibt.

Aber wenn Johny Schramm um die Mittagszeit die zweite Brotlieferung brachte, war Mathilde immer zur Stelle und schäkerte leise mit ihm.

Sie war einige Tage im Hause, und der Boden wurde gründlich gesäubert, als sie mit einem jubelnden Lachen herunterkam. Gerade als Johny mit seinem Brotkasten an der Hintertreppe stand und auf das Geld wartete.

Herr Schramm! rief sie und streckte ihm einen unförmlichen, staubbedeckten Gegenstand entgegen. Da ist er! Ich habe es gewußt! Ach, ich habe es wohl gewußt!

Es war Johnys Regenschirm, der seine Auferstehung feierte. Sein Aussehen war das eines Invaliden. Dicker grüner Schimmel saß auf seinem Stoff, und der Menschenkopf grinste hilflos.

Die Zunge kann er nicht mehr ausstrecken, Herr Schramm! sagte Mathilde in ihren sanftesten Tönen;

aber ich kann einen andern Griff an ihn machen lassen und auch einen neuen Überzug. Dann wird er wieder wie neu. Ach, wie freue ich mich, daß ich ihn wiedergefunden habe! Johny hatte den Schirm schon längst in der Hand, und mit seinen hellen Augen sah er starr auf Mathilde.

Wie ist der Schirm nach dem Boden gekommen? fragte er. Ich habe ihn doch damals im Keller stehn lassen.

Mathilde lachte neckisch.

Ach Gott, Herr Schramm, ich weiß es nicht. Ich war ja wohl damals hier im Dienst, und ich war immer so ordentlich. Und ich — ja, ich war wohl ein bißchen bange vor dem Schirm. Nun ist er ja wieder da, Herr Schramm, und ich will ihn auch neu überziehn lassen. Hinter dem Balken war er, auf dem Boden, und er war ein wenig in eine Spalte gerutscht, sodaß ich ihn nur zufällig gefunden habe. Aber weil ich doch immer so viel an Sie denke, Herr Schramm, und weil ich noch weiß, wie Sie den Schirm suchten, so —

Weiter kam sie nicht. Denn Johny schlug die Hintertür vor ihrer Nase zu und war verschwunden. Nachher sah ich ihn mit seinem Wagen über die Straße fahren. Der Schirm war schon vom schlimmsten Staube gereinigt und steckte unter seinem Arm. Am Nachmittag begehrte mich Herr Sperling zu sprechen.

Ich hab ein Bestellung for Mathilde, sagte er ängstlich, bloß daß ich es nich sagen mag. Johny

will ihr nich. Er ſagt, er hat ſein klein Jungen, und er hat mir und ſein Mutter. Mehr braucht er nich. Das Geſchäft geht ja auch ſoweit ganzen gut. Mathilde ſoll ſich man nix einbilden. Er tut es nich. Und zu beſuchen braucht ſie uns auch nich mehr. Johny ſagt, nu kann er das nich mehr aushalten.

Er ſtand noch eine Weile und rieb ſich den Kopf.

Ich bitt auch um Verſchuldigung, daß ich es ſelbſten nich ſagen mag, fuhr er fort. Abers Mathilde is leich ein büſchen dollerig, und ich bin ein alten Mann. Wenn ſie mir nu heiraten will, und bei die Frauenzimmers kann man allens vermuten ſein, denn kann ich vielleich nich nein ſagen. Und wo man bei anbackt, da backt man an. Johny konnt auch nich nein ſagen, bis daß der Regenſchirm kam. Er ſagt, nu weiß er, daß ſie es niemalen gut mit ihm gemeint hat, wo er doch ſo gräßlich traurig über den Schirm war, und ſie ihn verſteckt hatt. Und ſie jagt ihn nach Merika, wo ſie ganzen genau weiß, daß der Schirm nich in Merika, ſondern aufn Boden is. Nix hatt er auf die Welt, bloß den Regenſchirm, und den nimmt ſie ihn weg. Nu macht er ſich nich mehr ſo viel ausn Schirm, abers in Ehren halten will er ihm. Weil man auch was von ihn lernen kann, ſagt er. Und wenn er ihm nich hätt ſuchen wollen, denn wär er nich nach Merika und nich auf die See gegangen. Und denn hätt er vielleich mein klein Thinka nich kennen gelernt,

weil daß er doch keinen Verkehr mitn Zollboots-mann, was ihr Onkel war, gehabt hätt. Und ich sag selbst, wenn Johny mein Thinka noch immer lieb hat und ihr nich vergessen kann, und wenn er an klein Peter und an mir und sein Mutter genug hat — Herr Sperling wischte sich die Augen. Ich freu mir ja natürlicherweise.

So ist es denn gekommen, daß Mathilde nicht Frau Schramm geworden ist und noch immer nach einem Manne sucht. Sie hat sich mit Würde in das Unvermeidliche gefunden, warnt jedes weibliche Wesen vor dem Heiraten und gewinnt es über sich, Johny Schramm mit kalter Verachtung zu behandeln.

Das ist auch einer von den Männern, denen man nicht trauen kann, sagt sie. Er ist falsch und hat kein Benehmen. Aber vielleicht hat er nicht so viel Schuld wie sein Regenschirm. Das ist kein gewöhnlicher Schirm, sondern ein komischer. Und es gibt komische Sachen, gerade so, wie es Menschen gibt, die einen schwachen Geist haben. Mit so Geistesschwachen ist nicht leicht fertig zu werden, und deswegen kann ich mir eigentlich noch Glück wünschen.

Johny Schramm fährt noch immer den Brot-wagen durch die Straßen. Die hübschen Dienst-mädchen grüßen ihn mit besondrer Freundlichkeit, aber er achtet nicht auf sie. Er sieht nur auf einen kleinen Jungen, der manchmal mit seinen kurzen Beinen neben ihm herläuft, meist aber auf dem Deckel des Brotwagens sitzt und lustig in die Welt schaut.

Neulich begegnete ich dem Gefährt, als es regnete; da ſaß der Kleine unter einem rieſigen Regenſchirm, der ſich durch einen tiefſchwarzen Überzug auszeichnete. Er war kunſtvoll feſtgebunden, und ich konnte ſeinen Griff nicht ſehen. Aber es ſollte mich nicht wundern, wenn es ein Gummikopf geweſen wäre, der beinahe die Zunge hätte ausſtrecken können.

Wir ſind ganzen zufrieden, ſagt der alte Sperling, der allmählich etwas heiterer geworden iſt. Natürlicheweiſe, wenn mein Thinka noch da wär, denn wär es viel beſſer; abers ein büſchen Sehnſucht is ja woll gut for den Menſchen. Und wenn Thinka von den Himmel nach uns gucken kann, denn ſieht ſie, daß wir an ihr denken und ihr nich vergeſſen. Johny kann nich vergeſſen, und ich auch nich. Ich hatt genug mit eine Frau, und er auch. Und wenn Peter groß iſt, kriegt er die Geſchichte von dem Regenſchirm zu wiſſen. Das is nämlich eine komiſche Geſchichte, und ich kann ihr nich ganzen verſtehn. Johny abers ſagt, die beſten Geſchichten kann man bloß halb verſtehn, und das andre muß man ſich zudenken. Nu, denn kann klein Peter ſich die andre Hälfte ja zudenken.

# Romane und Novellen

aus dem Verlage von

## Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Gesunde Kost für gesunde Menschen, wirkliche und echte Kunst zu bieten, das ist der Zweck dieser Sammlung. Im bewußten Gegensatz gegen die sittlich verlotterte Literatur, die sich auf dem Markte breit macht, werden hier Bücher geboten, die einem feinen und veredelten Geschmack Freude und Genuß bereiten können.

Dem einen wird dieses Buch mehr gefallen, dem andern jenes — es hat jeder seine eigne Liebhaberei; aber frisches und kraftvolles Leben weht durch sie alle, denn die, die sie geschrieben haben, haben aus dem Born reicher Lebenserfahrungen geschöpft. Es ist die Meisterschaft der Stoffbeherrschung, der wirkliche Beruf zur Künstlerschaft, was alle diese Bücher auszeichnet, bei aller Verschiedenheit, die sie aufweisen. Und aus allen leuchtet Eins vor allem hervor, was das Zeichen wahrer Kunst ist: ein sonniger Humor. Nichts Dumpfes und Quälendes wird hier geboten; unser Leben bringt uns Schweres genug, die Kunst soll uns Erhebung und Erquickung bringen und uns dadurch neu stählen für den Kampf des Tages.

Besondres Gewicht ist bei allen diesen Büchern auf Reinheit und Schönheit des Stils gelegt worden.

## Die Klabunkerſtraße

Roman

von

**Charlotte Nieſe**

Zweite Auflage. Ein Band. Fein gebunden 5 Mark

---

## Vergangenheit

Eine Erzählung aus der Emigrantenzeit

von **Charlotte Nieſe**

Ein Band. Fein gebunden 7 Mark

---

## Der Erbe

Erzählung

von **Charlotte Nieſe**

Ein Band. Fein gebunden 6 Mark

---

## Auf der Heide

Roman

von **Charlotte Nieſe**

Ein Band. Fein gebunden 6 Mark

---

## Die braune Marenz

und andre Geſchichten

von **Charlotte Nieſe**

Ein Band. Fein gebunden 4½ Mark

---

## Geſchichten aus Holſtein

Erzählungen

von **Charlotte Nieſe**

Ein Band. Fein gebunden 3½ Mark

---

## Licht und Schatten

Eine Hamburger Geſchichte

von **Charlotte Nieſe**

Zweite Auflage. Ein Band. Fein gebunden 5 Mark

---

## Aus däniſcher Zeit

Bilder und Skizzen

von **Charlotte Nieſe**

Vierte, der Geſamtausgabe dritte Auflage

Ein Band. Fein gebunden 5½ Mark

Ausgabe in zwei Bändchen 5½ Mark

## Fintje

Eine Erzählung aus dem alten Brüſſel

von **Clara Hohrath**

Ein Band. Fein kart. 3 Mark

**1905 neu**

---

## Zwei Seelen

Erzählung

von **Wilhelm Speck**

Dritte Auflage. Ein Band. Fein gebunden 5 Mark

---

## Krauskopf

Seine Kinderjahre

Roman

von **Hermann Wette**

Ein Band. Fein gebunden 4½ Mark

*

Zweites Buch

Vom Knaben zum Jüngling

Ein Band. Fein gebunden 5½ Mark

---

## Die Flüchtlinge

Eine Geſchichte von der Landſtraße

von **Wilhelm Speck**

In Satin gebunden 3 Mark

---

## Doktor Duttmüller und ſein Freund

Eine Geſchichte aus der Gegenwart

von **Fritz Anders**

Dritte Auflage. Ein ſtarker Band. Fein gebunden 7 Mark

---

## Skizzen aus unſerm heutigen Volksleben

gezeichnet

von **Fritz Anders**

Erſte Sammlung. 5. Auflage. In Leinwand gebunden 4 Mark

Zweite Sammlung. 3. Auflage. In Leinwand gebunden 4 Mark

Dritte Sammlung. In Leinwand gebunden 4 Mark

---

## Feuer!

Erinnerungen aus dem ruſſiſchen Polizeileben

von **Alexander Andreas**

Ein Band. Fein gebunden 6 Mark

## Der Marquis von Marigny

Eine Emigrantengeſchichte

von Julius R. Haarhaus

Ein Band. Fein gebunden 4½ Mark

---

## Auf dem Wege zum Paradies

Thüringer Novellen

von

Marthe Renate Fiſcher

Ein Band. Fein gebunden 4½ Mark

---

## Novellen

Ein Michel Angelo — Kopf und Herz — Non cras sed hodie uſw.

von

Adolf Schmitthenner

Ein Band. Fein gebunden 6 Mark

---

## Neue Novellen

von

Adolf Schmitthenner

Ein Band. Fein gebunden 6 Mark

---

## Leonie

Roman

von

Adolf Schmitthenner

Ein Band. Fein gebunden 6 Mark

---

## Einſam

Roman

von

O. Verbeck

Ein ſtarker Band. Fein gebunden 7 Mark

---

## Maria Neander — Die Neuenhofer Klucke

Zwei Erzählungen

von

O. Verbeck

Ein Band. Fein gebunden 4½ Mark

---

## Der erſte Beſte

Erzählung

von

O. Verbeck

Ein Band. Fein gebunden 3 Mark

## Weihnachten auf Wildegg

Erzählung von

**Georg Stellanus**

Ein Band. Fein gebunden 7 Mark

---

## Blau und Weiß

Erzählung von

**Georg Stellanus**

Zwei Bände. Fein gebunden 10 Mark

---

## Der Lattenhofer Sepp

Erzählung von

**Max Grad**

Ein Band. Fein gebunden 5 Mark

---

## Vom Wege

Auf der Alm — Das Männlein — Hinab!

von

**Hans Grunow**

Ein Band. Fein gebunden 3 Mark

---

## Die drei Kanoniere

und andre Geschichten

von

**Ernst Johann Groth**

Ein Band. Fein gebunden 4 Mark

---

## Der alte Korpsstudent

und andre Geschichten

Bilder aus dem Universitätsleben von

**Ernst Johann Groth**

Ein Band. Fein gebunden 3 Mark

---

## Der goldne Engel

und kleine Geschichten

von

**Luise Glaß**

Ein Band. Fein gebunden 5 Mark

---

## Im Mund der Leute

Erzählung

von

**Luise Glaß**

Ein Band. Fein gebunden 6 Mark

## Malergeſchichten

von

**Beate Bonus**

Inhalt: Auf klaſſiſchem Boden — Adam und Eva — Der Ulmer Meyer — Schimi — Auf der Akademie

Ein Band. Fein gebunden 6 Mark

---

## Martin Bötzinger

Eine Erzählung aus dem ſiebzehnten Jahrhundert

von

**J. H. Löffler**

Zwei Bände. Fein gebunden 10 Mark

---

## Madlene

Erzählung aus dem oberfränkiſchen Volksleben

von

**J. H. Löffler**

Broſchiert 2 Mark. In Satin gebunden 3 Mark

---

## Fortunatus Laatſchy

*

## Dina

Zwei Erzählungen

von

**Eduard Dupré**

Ein Band. Fein gebunden 4 Mark

---

## Don Adone

Dem berühmten Fabulanten von der „Spiaggia della Marinella" in Neapel

**Gian Francesco Sabattini**

nacherzählt von

**Robert Waldmüller**

Zweite Auflage

Ein Band. Fein gebunden 6 Mark

---

## Kleine Frauen

oder Meg, Jo, Beth und Amy

von

**Louiſa M. Alcott**

Dritte Auflage

Ein Band. Fein gebunden 6 Mark

# Nordiſche Erzählungen

## Die Komödie auf Kronborg

Erzählung
von
Sophus Bauditz
Ein Band. Fein kart. 2½ Mark

## Abſaloms Brunnen

Erzählung
von
Sophus Bauditz
Ein Band. Fein gebunden 6 Mark

## Geſchichten aus dem Forſthauſe

von
Sophus Bauditz
Ein Band. Fein gebunden 6 Mark

## Spuren im Schnee

und andre Erzählungen
von
Sophus Bauditz
Ein Band. Fein gebunden 4 Mark

## Die Chronik des Garniſonſtädtchens

Roman
von Sophus Bauditz
Zweite Auflage
Ein ſtarker Band. Fein gebunden 7 Mark

## Wildmoorprinzeß

Roman
von Sophus Bauditz
Dritte Auflage
Ein Band. Fein gebunden 6 Mark

## Die Kohlenbrenner

Erzählung
von
Zacharias Nielſen
Ein Band. Fein gebunden 5 Mark

## Über den hohen Bergen

Bauerngeſchichten

von

Björnſtjerne Björnſon

Zwei Bände. Fein gebunden 10 Mark

---

## Niels Glambäk

Wie er ein Mann wurde

Erzählung

von

K. G. Bröndſted

Ein Band. Fein gebunden 4½ Mark

---

## Freiheit

Erzählung

von

K. G. Bröndſted

Ein Band. Fein gebunden 6 Mark

---

## Der Borreturm

Erzählung

von

K. G. Bröndſted

Ein ſtarker Band. Fein gebunden 7 Mark

---

## Die Sonne des Siljetals

Pilt Ola

Erzählungen

von

Magdalene Thoreſen

Ein Band. Fein gebunden 6 Mark

---

## Signes Geſchichte

Der Luknehof — Niels Lochimhaus

Erzählungen

von

Magdalene Thoreſen

Ein Band. Fein gebunden 6 Mark

---

## An einſamen Küſten

Erzählungen

von

Magdalene Thoreſen

Ein Band. Fein gebunden 5 Mark

---

Druck von Karl Marquart in Leipzig